55

Bibli. [illegible]

I. Jedes Vereinsmitgl[illegible]
verpflichtet, dasselbe längste[illegible]
zustellen, oder bei größeren[illegible]
zusuchen.

II. Wer dies unterläßt[illegible]
Rückgabe gemahnt und ha[illegible]
zu entrichten.

III. Jedes Vereinsmitg[illegible]
beschmutztem Zustande zur[illegible]
zu tragen und ist daher[illegible]
Buches, oder der Koste[illegible]
Fortleihen der Bücher an[illegible]

IV. Lehrlingen und Di[illegible] ...hen
Vorweis des Lehrherrn, [illegible] ...ge=
händigt werden.

Germ. 4412/24

1778

Staatl. Bibliothek Regensburg

2455

Heinrich Zschokke's

ausgewählte Schriften.

1771

Vierundzwanzigster Theil.

GEWERBS-VEREIN

Kriegerische Abentheuer eines Friedfertigen.
Hans Dampf in allen Gassen.
Das blaue Wunder.
Es ist sehr möglich!
Das Loch im Aermel.
Die Liebe der Ausgewanderten.

Aarau, 1825.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

A.B.V.
Rgsb.
671/1358
Staat. Bibliothek
Regensburg

Kriegerische Abentheuer eines Friedfertigen.

Neununddreißigster Geburtstag.

Am 6. Oktober 1806 – ich wohnte in einem etwas erhaben gelegenen kleinen Gelehrtenstübchen zu Berlin – war mein neununddreißigster Geburtstag. Als ich erwachte, die Kirchenglocken läuteten schon, es war an einem Sonntag, überlief mich ein kalter Schauder. Denn, dacht' ich, übers Jahr ist dein vierzigster Geburtstag; der vierzigste!

Im neunzehnten Jahr erwartet der Jüngling noch mit Vergnügen die Ehre des Zwanzigers; denn so lange er in den Zehnern läuft, hält ihn die Welt für unreif zu allerlei Dingen, für die er doch wohl reif sein mögte. Aber im neunundzwanzigsten Jahre bringt der junge Mann schon sauersüße Mine zum dreißigsten Geburtstag. Die Flatter- und Flitterzeit des Lebens ist vorbei. Aber gar der vierzigste! – ach, – vierzig Jahre! Und ohne Amt, und ohne Lebensgenossin!

In diesem Falle war ich; wahrlich nicht durch meine Schuld. Daher beschloß ich in meinem

geheimen Rath, so lange ich noch ein Mitglied vom Orden der Hagestolzen bleiben müsse, nie älter als neunundreißig, nie jünger als achtunddreißig zu sein, und sollte ich darüber neunundachtzig werden und neunundneunzig.

Mit diesem verzweiflungsvollen Entschluß stand ich auf, und wählte meine Sonntagskleider. Aber wie gesagt, meine Seele war voll bittern Schmerzes.

Bald vierzig, und noch einsam! noch immer nichts, als ein armer Candidatus theologiae, ohne Anstellung, ohne Aussichten! — nicht einmal die Lehrerstelle an einer Stadtschule hatte ich erringen können. Wozu meine ganze Gelehrsamkeit, mein dreißigjähriger Fleiß, mein, ich darfs wohl sagen, reiner Lebenswandel? Ich hatte keine Verwandte, keine Fürsprecher, keine Gönner. Da lief ich noch immer Woche aus, Woche ein, von Straße zu Straße, Privatunterricht zu geben, mir ein ärmliches, freudenloses Leben zu fristen. In den Erholungsstunden war ich Schriftsteller, arbeitete in Journalen und Almanachen. Ach, das ist saure Arbeit! die Buchhändler zahlten mir die Paradiese meiner Musen mit Kupfermünze.

Man hatte mich zwar überall lieb; man lobte meine Talente, aber Keiner half mir — höchstens ward ich zu Gast geladen. O ihr Himmelsträume meiner Jugend, wie hattet ihr mich ge-

täuscht! — Andere, die nicht gearbeitet hatten, wie ich, freuten sich der Gold-Aernten. Nun bedauerten sie mich. Hätten sie mich lieber gehaßt! — Und die gute Friederike, ach sie war mir vergebens treu! auch sie mußte verblühen wie eine Alpenblume in der Einsamkeit, die niemand kennt.

Hier schossen mir die Thränen in's Auge. Ich überließ mich ungehindert meinem Schmerze. Ich schluchzte und weinte, wie ein Kind. O, hätte mich mein guter Vater das geringste Handwerk erlernen lassen!

Friederike war seit neun Jahren meine versprochene Braut. Fromm, wie eine leidende Heilige, stand sie so unverwandt und vergessen und arm in der Welt, wie ich; sah nur auf mich. Sie war eines Hofraths Tochter, der nach einem Bankerott plötzlich gestorben war. Ihre alte Mutter, die in einer kleinen Stadt der Neumark an der polnischen Grenze in kärglichen Umständen lebte, war zu arm, um ihre Tochter bei sich zu haben. Friederike diente in einem Hause zu Berlin als Gesellschafterin einer gnädigen Frau, oder redlicher gesprochen, als — Kammerjungfer, und unterstützte die bedürftige Mutter. — Trotz meines fröhlichen Humors wäre ich oft verzweifelt, hätte mich die edle Friederike nicht wie mein besserer Engel wieder erhoben.

Aber nun rückt' ich den Vierzigern zu, und Friederike war schon fünfundzwanzig! Ich noch immer ein armer, frommer Candidatus theologiae, und sie — Kammerjungfer!

Der Brief.

Unter diesen trostlosen Betrachtungen hatte ich mich angekleidet. Da ward gepocht. Der Briefträger trat herein. Ein dicker Brief; er kostete mich fünf Groschen. Schwere Ausgabe für eine fast zum Boden leere theologische Kasse!

Ich warf mich gemächlich auf meinen Strohsessel hin, um ein Viertelstündchen aus Adresse und Siegel den Schreiber zu errathen. Das thue ich immer gerne, meine Neugier zu bekämpfen; nebenbei auch, mich am Spiele schöner Hoffnungen zu ergötzen, deren Erfüllung mir aus dem Briefe entgegensteigen könnte. Die Frage war, ob ihn öffnen, oder das Lesen bis morgen verschieben? — Denn heute war mein Geburtstag, und an einem Geburtstag mochte ich keine, vielleicht üble, Nachricht lesen. Sie wäre mir schlimme Vorbedeutung fürs ganze Jahr gewesen. Man ist abergläubig, wenn man unglücklich ist, trotz aller Freigeisterei nebenbei.

Ich zog das Loos. Es entschied für Nichtentsiegeln. Böses Zeichen! — „Nein, dem

Schicksal Trotz geboten, und die abergläubige Furcht verbannt!“ flüsterte meine Neugier im Panzerrock des Heldenmuthes. — Weg war das Siegel, und ich las — las, und meine Augen wurden von Thränen dunkel. — Ich mußte den Brief weglegen, um mich zu fassen. Ich las ihn wieder — o ewige Vorsehung, o Friederike! — Ich warf den Brief hin, und mich auf die Knie, und beugte meine Stirn auf den Erdboden nieder, und weinte die ersten Thränen des Entzükkens in meinem Leben, und dankte dem Allversorger im Himmel für so viel Gnade.

Der Brief kam nämlich von einem einzigen Gönner, einem Handelsmann in Frankfurt am Main, in dessen Familie ich lange als Hauslehrer gelebt hatte. Durch Zufall — o nicht doch, wo ein Gott ist, da ist kein Zufall! — genug, durch Verwendung meines gütigen Freundes hatte ich in den Patrimonialgütern eines mediatisirten Reichsgrafen den förmlichen Ruf als Pfarrer erhalten, mit siebenhundert Gulden Gehalt, freier Wohnung, Garten, Holz u. s. w., und dazu noch die Hoffnung, wenn ich das Glück hätte, dem Herrn Reichsgrafen persönlich zu gefallen, Lehrer seines jungen Sohnes, mit besonderer Gehaltszulage, zu werden. Zu dem Ende sollte ich mich am neunzehnten Oktober unfehlbar in Magdeburg einfinden, wo an diesem Tage der

Herr Graf auf einer Reise eintreffen würde, und mich zu sehen verlangte. — Mein Frankfurter Mäcen konnte mir vom schönen Karakter des Grafen, seines Freundes, nicht Lobeserhebungen genug machen. — Im Briefe lag die Vokation selbst eingeschlossen, vom Grafen unterschrieben.

So stand ich nun, wie unverhofft, am Ziele meiner zwanzigjährigen Wünsche! — Ich vollendete in der Geschwindigkeit meinen Anzug, und, mit der Vokation in der Tasche, ging ich sogleich — nein, flog ich zu meiner einzigen Freundin.

Ihre Herrschaft war zum Glück in der Kirche. Ich fand Friederiken allein. Sie erschrack, als sie mich sah. Ich war athemlos. Mein Gesicht glühte. Meine Augen funkelten. Sie führte mich ängstlich in ihr Stübchen. Ich wollte ihr mein Glück verkünden, aber ich konnte nicht reden. Ich weinte — schloß sie mit Heftigkeit an mein Herz, und legte mein brennendes Gesicht auf ihre Schulter.

Sie zitterte erschrocken in meinen Armen. „Welches Unglück ist Ihnen denn begegnet, daß es Ihren alten, schönen Muth so ganz zermalmt hat?“ sagte sie. — „Ach, Friederike!“ rief ich: „des Leidens ist mein Herz gewohnt; ich wollte wohl das schwerste Schicksal mit Lächeln begrüßen. Aber die Freude ist mir ein ungewohnter Gast; gegen sie stehe ich ganz ohne Waffe. Ich

schäme mich, aber sie beugt mich Philosophen mit Zentnerlasten."

„Die Freude, Herr Doktor?" sagte Friederike erstaunt.

Wohlverstanden, ich war von Universitäten her Magister bonarum artium, wollte aber aus modischer Bescheidenheit lieber Doktor der Philosophie, als Meister aller freien Künste heißen.

„Wissen Sie noch," rief ich, „als wir uns im Garten von Sanssouci zum ersten Male gestanden, wie lieb wir uns wären? Es sind nun neun Jahre! O Friederike! und den Schwur der Tugend und Liebe, den wir damals unter dem sternenvollen Himmel vor dem Allgegenwärtigen schworen, haben wir, wenn gleich hoffnungslos, doch treu gehalten, bis heute. Willst du mir nun folgen, Friederike? — setzte ich leiser hinzu und schüchtern, zum ersten Male nannte ich sie du — dich erwartet eine ländliche Wohnung, ein freundlicher Garten, ein — willst du mein Glück mit mir theilen? — sieh her, da ist die Vokation, ich bin Pfarrer geworden."

Sie las die Briefe. Das Entzücken umstrahlte ihr schönes Antlitz immer heller, je weiter sie las. So reizend war sie mir nie erschienen. Dann ließ sie die Hände sinken mit den Briefen, und sah stumm und erröthend zu mir empor, und über ihre Wangen perlten einige Thränen nieder. „Ich

gehe mit dir, wohin du willst, Ferdinand!" stammelte sie, und sank schluchzend an meine Brust. O das erste Du von ihren Lippen und meinen Taufnamen, den ich für mich seit dem Tode meiner geliebten Mutter von keinem Menschen mehr gehört hatte!

Wir waren seliger, als die Engel im höchsten aller Freudenhimmel. Nach einer Weile riß sich die Liebliche von mir los, streckte die gefalteten Hände weinend empor, sank dann auf die Knie, und lag mit dem Gesicht auf einem Stuhl in der Stellung eines Betenden.

Endlich richtete sie sich wieder empor, und indem sie mich mit unbeschreiblich schönem Lächeln ansah, war ihre erste Frage: „Ist denn das alles wahr? Es ist mir wie Traum. Zeigen Sie mir doch die Briefe. Ich weiß kein Wörtchen von allem, was darin steht."

Verlobung und Abschied.

„Es versteht sich von selbst," sagte ich, den Boden meiner Pfarrei betrete ich nicht, ohne vermählt zu sein. Wie könnte ich auch in den ersten Tagen meines Berufs die weltliche Sorge um Anordnung unserer kleinen Wirthschaft übernehmen? Wo ist meine Studierstube? wo unser Wohnzimmer? Du, Friederike, mußt mir doch das alles

zeigen. Du mußt mir das fremde Haus zur freundlichen Heimath machen. Nur vergiß mir nicht, daß mein Arbeitsstübchen ein Fenster hinaus in deinen Blumengarten habe, damit ich dich im Frühjahr zuweilen sehen kann, wenn ich studiere, und du draussen pflanzest."

Sie erröthete, lächelte verschämt, und wollte davon nichts hören. Aber doch sprach sie von neuen Fensterumhängen, und wie der Garten eingerichtet werden müsse, und ob es nicht besser und wohlfeiler sei, Alles, was man gebrauche, in Frankfurt einzukaufen? Dann auch von der alten Mama, die wir zu uns nehmen wollten, und von Küche und Keller.

Unter solchen Umständen blieb nun wohl nichts anderes übrig, als ernst ans Werk zu schreiten, die gnädige Herrschaft um Friederikens Entlassung anzugehen, mein Kandidatenstübchen und meine Lektionen aufzukündigen, uns als Brautleute von der Kanzel proklamiren zu lassen u. s. w.

Alles ging in löblicher Ordnung von Statten. Glückwünsche und kleine Geschenke träufelten mir von allen Seiten zu. Ich war bald reicher, als ich seit vielen Jahren gewesen. Einer meiner Berliner Freunde, dessen Kinder ich unterrichtet hatte, bot mir zu der bevorstehenden Reise nach Magdeburg seinen leichten Reisewagen an, den ich nicht ausschlug.

Ich versah mich mit den nöthigen Pässen. Es war stürmische Zeit; Krieg und Kriegsgeschrei rings umher. Der König stand mit seinem Heer schon in Thüringen dem bisher unbezwungenen Napoleon gegenüber. Doch blieben wir ziemlich unbesorgt. Es war gar nicht daran zu zweifeln, daß die Franzosen gleich in den ersten vierzehn Tagen über den Rhein zurückgejagt sein würden. Aus Spekulation hatte ich wirklich in meinem Dachstübchen schon fünfundzwanzig preussische Kriegs- und Siegslieder gemacht, worin ich alle künftig zu liefernde Schlachten so genau beschrieben, daß nur der Name des Schlachtfeldes hinzuzusetzen übrig blieb. Ich hoffte damit von den Buchhändlern in Berlin einen schönen Thaler Geld zu gewinnen. Aus Vorsicht steckte ich auch das Manuscript der Siegeslieder gleich zu mir, um nöthigen Falls schon in Magdeburg die ersten drucken zu lassen.

Am 14. Oktober, am Tage des Untergangs der alten preussischen Herrlichkeit bei Jena und Auerstädt, nahm ich von Friederiken Abschied. Seit neun Jahren die erste Trennung! Gleich nach meiner Rückkehr von Magdeburg sollte unsere Hochzeit und die Abreise zum Pfarrhause sein. So reizend auch die Fernsicht schimmerte, konnten wir uns doch beim Abschiede damit nicht trösten. Uns war, als würden wir auf ewig von einander ge-

rissen. Ich läugnete zwar als Doktor der Philosophie herzhaft alles Ahnungsvermögen des Menschen hinweg; aber als Bräutigam glaubte ich mit frommer Einfalt daran. — „Ferdinand! Ferdinand! Gott sei mit dir! sei glücklich! aber wir sehen uns nie wieder!“ rief Friederike schluchzend.

Reise nach Magdeburg.

Am 15. Oktober fuhr ich vergnügt, wie ein Gott, zum Brandenburger Thor hinaus; meine Vokation und die Siegeslieder in der Tasche. In Potsdam mußte ich einiger Geschäfte willen übernachten. Abends ging ich hinaus nach Sanssouci. — Im Garten und auf der klassischen Stelle, wo einst die sechszehnjährige Friederike mir ewige Liebe schwor, erneuerte ich nach neun Jahren mein treues Gelübde. Dann schrieb ich der Theuern bis tief in die Nacht eine Iliade von meinen Hoffnungen und Träumen; schilderte die Seligkeit unsers künftigen häuslichen Lebens in der Pfarrwohnung, fern vom Getümmel der großen Welt.

„Du und ich, Friederike, was bedürfen wir mehr, um den ganzen Himmel auf die Erde niederzuziehen? Unsere Hütte, unser Gärtchen wird für uns der schönste Theil von Gottes Schöpfun-

gen heißen. Unbeneidet von Andern, werden wir selbst Engel nicht beneiden."

Unter den Melodien des **letzten Wunsches** von **Salis** entschlummerte ich — meine Träume waren nur buntere, glänzendere Fortsetzung des Wachens. Früh gings den andern Tag auf den Weg. Ich war mein eigener Kutscher, und das Roß gar fromm und brav. Unterwegs pflog ich vorübergehend im Geist Gespräche, die ich in Magdeburg mit dem Grafen halten wollte, um mich ihm von der glänzendsten Seite zu zeigen: — oder mit Friederiken, wenn ich sie im Pfarrhause herumführen würde, und sagen könnte: sieh, Engel, dies ist dein Königreich. Zur Abwechselung hielt ich im Geist auch wohl meine Antrittspredigt in der Kirche, vor allem versammelten Volk, das in mir seinen Seelenhirten ehrte, und vor der anwesenden hohen Herrschaft. Ich sprach sehr rührend; kein Auge in der Gemeinde blieb trocken. Man betete mich fast an. Meine Friederike fiel mir um den Hals, und gab mir den süßesten alles Lohns, einen Kuß.

Zu **Brandenburg** war im Wirthshause alles sehr lebendig. Man sprach von großen Schlachten, die zwischen Napoleon und dem geliebten König vorgefallen sein sollten; Prinz Louis **Ferdinands** Heldentod bei **Saalfeld** sei furchtbar gerächt worden; in den Thüringer Wäl-

dern hemmen die Leichname der Erschlagenen Weltüberwinder den Lauf der Ströme. — „Und wie ist's dem Kaiser Napoleon ergangen?“ fragte ich dazwischen. — Man vermißt ihn. — „Und der Marschall Lannes?“ — Todt. — „Und Davoust?“ — Todt! — „Und Ney?“ — Todt! alles todt! —

Da konnte ich mich nicht länger halten — ich griff nach meiner Tasche, um die Siegeshymnen hervorzuziehen. Ein alter Mann hinter mir setzte seine Pfeife ab, und bückte sich, wie von ungefähr, und murmelte mir mit der tiefsten Baßstimme ins Ohr: „Wollte Gott, es wäre an dem! aber ich weiß, alles ist falsch. Es ist gewiß großes Unglück begegnet.“

Die Hand ward mir bei diesen Worten in der Tasche lahm. Ich ließ die tyrtäischen Gesänge einstweilen an Ort und Stelle. „Großes Unglück? Und ich in Magdeburg? Konnte sich Napoleon mit seiner Armee nicht zwischen mich und Friederiken drängen?“ Es ergriff mich wie Fieberfrost.

Aber ausser dem alten, unheilweissagenden Greise jubelte alles Volk im Wirthszimmer so laut, so überzeugend; jeder beschrieb die Schlachten und Siege des Königs so umständlich mit allen Nebenereignissen, daß man dergleichen schlechterdings nur mit eigenen Augen gesehen oder nur

von Augenzeugen erfahren haben konnte. Ich pflichtete, wie billig, der Stimmenmehrheit bei, und ging ruhig schlafen.

Böse Ahnungen.

Am folgenden Tage begegneten mir unterwegs auf der Landstraße einzelne Kuriere, die von Magdeburg oder von der Armee zu kommen schienen, und nach Berlin eilten. Das feierliche Schweigen dieser Eilboten ward mir sehr verdächtig; denn die Freude pflegt sich sonst, auch unaufgefordert, mitzutheilen.

In einem Dorfe zwischen Ziesar und Burg war eine große Menge Volks zusammengelaufen. Ich fuhr gegen den Haufen, aber er theilte sich nicht. Nun erst bemerkte ich vor einem großen Hause gesattelte Pferde, und im Hause an den Fenstern preussische Husaren.

„Was gibt's Neues?" fragte ich die umherstehenden Leute, während ich den Wagen hielt. — „Ach, du mein Herr und Gott!" schrie ein altes Bauerweib: „der König hat ja Alles verloren, und die Franzosen sind schon unterwegs, und vielleicht schon in einer Stunde hier."

Natürlich gab ich auf die Nachricht nicht viel. Aber doch wollte ich mich näher belehren, und lenkte gegen das große Gebäude, sprang vom

Wagen und ging hinein. Alle Stuben wimmelten von Menschen; Husaren, Bauern, Beamte standen gedrängt durch einander, schmauchten ihre Pfeife, tranken, fluchten, erzählten. — Keiner machte ein frohes Gesicht. Bald war die Rede von der Niederlage der Preussen, von der Nähe der Franzosen; bald von einem Herrn Oberstwachtmeister, der wegen seiner schweren Wunden nicht länger zu Pferde sein konnte, sondern gefahren werden müsse. Man sollte eine Chaise herbeischaffen; man hatte Boten in die Nachbarschaft ausgeschickt.

Ich war ausser mir vor Schrecken, suchte ein Plätzchen an einem der Tische, und ließ mir von dem elenden Bier geben, um Gelegenheit zu haben, den Hergang der Dinge genauer zu erfahren, um Maasregeln nehmen zu können. Nach zehn Minuten verloren sich die Husaren aus den Stuben; es hieß: sie sitzen auf! Ich drängte mich zu Fenster, um sie abreisen zu sehen, und sah sie wirklich im gleichen Augenblick davon eilen, und zwischen ihnen — meinen Berliner Reisewagen im vollen Trab davon gehen.

Da hatte ich gut zum Fenster hinausrufen: „Halt, es ist mein Wagen!" — In einer Minute war alles verschwunden. Ich arbeitete mich durch die Menge der Bauern hinaus in's Freie. Der Platz war leer; mein Wagen fort.

„Beruhigen Sie sich!“ sagte ein kleiner, hagerer Mann, welcher hier das Ansehen eines Beamten hatte: „der Herr Oberstwachtmeister schickt Ihnen den Wagen heute wieder zurück. Er will ihn nur bis zum nächsten Ort mitnehmen. Der gute Herr war an seinen Wunden sterbenskrank, und wählt den nächsten Weg zu seinen Gütern.“

„Wer ist denn aber dieser Herr Oberstwachtmeister?“ fragte ich. Keiner wußte es. „Und wohin ist er mit dem Wagen?“ Keiner wußte es. — Ich lief durch's Dorf in der Richtung, wie der Wagen mit seiner Begleitung gegangen war. Vor dem Dorfe spaltete sich der Weg in drei bis vier andere. Aber nirgends war eine deütliche Spur der Flüchtlinge zu bemerken; nirgends fand ich Leute, die mir Nachweisung geben konnten; alle waren vor dem großen Hause versammelt, zu dem ich traurig zurückkehrte. Niemand bekümmerte sich um meine Verlegenheit; jeder dachte an die Nähe seiner eigenen Noth, an die Nähe der Franzosen.

„Schreiben Sie, protokolliren Sie das mir widerfahrene Unrecht!“ sagte ich zu dem Beamten: „Das ganze Dorf, Sie selbst sind der Gewaltthat Zeuge. Schreiben Sie, daß ich auf Unkosten des Herrn Oberstwachtmeisters hier im Dorfe liegen bleibe und zehre, bis er mir den Wagen zurückgeschickt hat, und daß ich mir übri-

gens auf dem Wege Rechtens alle andere Genugthuung vorbehalte."

Der Schreiber schrieb; ich ließ mir Abschrift des Protokolls geben, und legte sie zu de[n] [S]iegsliedern. Die Nacht verstrich; der folgende Tag verstrich. Meine Ungeduld stieg auf's Höchste. Der Wagen kam nicht wieder.

Nun brach der neunzehnte Oktober an. O Himmel, und der Herr Reichsgraf erwartete mich in Magdeburg! Ich verlangte auf Unkosten des Oberstwachtmeisters eine Fuhre, wenigstens ein Pferd, um mich an meinen Bestimmungsort begeben zu können. Allein der Oberstwachtmeister hatte so wenig Kredit, daß man mir auf seinen Namen nichts, mir sogar ohne Zahlung meiner Schuld keinen freien Abzug gestatten wollte.

Zum Glück hatte ich meine ganze Baarschaft bei mir. Ranzioniren konnte ich mich wohl. Aber auch mit meiner Garderobe war der Oberstwachtmeister durchgegangen. Wovon sollte ich dem Berliner Freund für Roß und Wagen Ersatz geben; wovon mir neue Kleider und Wäsche kaufen, mit Friederiken die weite Reise zur Pfarre machen? — Wahrhaftig, eine schwere Prüfung des Glaubens für den designirten christlichen Pfarrer!

Ich schnitt mir einen Knotenstock, und wan-

derte muthig zu Fuß den Weg nach Magdeburg. Der Herr Reichsgraf dort wird dir schon helfen! dachte ich, und sang, als ich so einsam durch Duft und Herbstnebel hinwanderte, wohlgemuth:

Wann, o Schicksal, wann wird endlich
Mir mein letzter Wunsch gewährt?
Nur ein Hüttchen still und ländlich,
Nur ein eigner, kleiner Herd!
Und ein Freund, bewährt und weise,
Freiheit, Heiterkeit und Ruh —
Ach! und dieses seufz' ich leise,
Zur Gefährtin sie dazu.

Die Rückkehr.

Einzelne Haufen preussischer Soldaten von allerlei Regimentern, mit und ohne Gewehre, Marketender und Troßwägen kamen mir entgegen, und zogen stillschweigend an mir vorüber. Ich hatte den Muth nicht, die Kriegshelden anzureden.

„Ei, sieh da, Herr Doktor! wohin?“ rief mich eine Stimme an, als ich zwischen den Gartenhägen des Städtleins Burg abermals auf einen Trupp Soldaten stieß. Es war ein Lieutenant, den ich in Berlin kennen gelernt hatte, weil er mit mir in gleichem Hause wohnte. Ich pflegte ihn immer scherzweise Karl den Großen

zu nennen, weil er sein adeliches Geschlechtsregister bis zu diesem Sachsenbekehrer hinaufführte.

„Nach Magdeburg, Herr Lieutenant."

„Sie kommen nicht mehr hinein, Herr Doktor; die Franzosen belagern es schon mit 150,000 Mann. Kehren Sie mit uns um, wenn ich Ihnen rathen darf. Fort nach Berlin! der Feind folgt uns auf dem Fuße. Alles ist verloren. Braunschweig todt; Möllendorf gefangen; vom König weiß kein Mensch mehr. Die Reserve unter Prinz Eugen von Würtemberg ist gestern bei Halle aufgerieben."

„Aber, Herr Lieutenant, ich muß — muß heute nach Magdeburg."

„So rennen Sie in die Bajonette der Franzosen. Glück auf die Reise, Herr Doktor!" — Indem Karl der Große dies sagte, sprengten zwei Dragoner neben uns weg, und schrien: „Der Feind ist schon bei Wittenberg über die Elbe!" — Da verdoppelte die Infanterie ihre Schritte, und ich — weil ich doch das Belagerungskorps vor Magdeburg nicht allein abtreiben konnte, leistete dem Lieutenant Gesellschaft, und kehrte dem Reichsgrafen den Rücken zu — Adieu Pfarrhaus, Paradiesgarten und Hochzeit!

Solchen Streich hatte mir das Schicksal noch nie gespielt, so alt ich auch geworden war. Die

Schlacht von Jena zerstörte alle meine Hoffnungen, die nie blühender gewesen waren. Also wieder Doktor, Hagestolz, und arm wie eine Kirchenmaus! Ich wußte nicht, wer durch Napoleons Kriegsglück mehr verloren hatte, der König oder ich?

Aber nun fand mich mein unbarmherziges Fatum wieder auf dem alten, gewohnten Platz, wo ich ihm Stirn bieten konnte. So lange ich noch etwas zu verlieren hatte, war ich voller Furcht und Zittern. Jetzt, da mir auch nicht mehr das letzte Kleid auf dem Leibe gehörte, wenn der Berliner Freund Roß und Wagen bezahlt haben wollte, kehrte mein heiterer Geist zurück, der alles Unglücks spottete.

Beförderung zum Feldprediger.

„Frisch auf, ich folge der Fahne Karls des Großen!“ sagte ich lachend zum Lieutenant: „und flehe um seinen großmüthigen Schutz bis Berlin.“

„Wetter! Sie sollen dabei so übel nicht fahren. Ich habe noch eine halbe Kompagnie bei mir — alles tapfere Preussen, die den Teufel nicht scheuen. Hätte ich noch eine Kanone, ich würde vor zwei Regimentern Franzosen nicht weichen. Wetter! an des Herzogs von Braun-

schweig Stelle wäre mir das bei Jena nicht geschehen. Kommen Sie, Doktor, ich mache Sie zum Feldprediger bei meiner halben Kompagnie."

So oft wir durch ein Dorf kamen, ließ der Lieutenant seine aus den Flüchtlingen verschiedener Regimenter zusammengesetzte Armee in Reihe und Glied aufmarschiren, und so zog er stolz, beim Wirbel der Trommel, an den Bauern vorüber, indem er kommandirte: „Gewehr in Arm!" Wer kein Gewehr hatte, zog demüthig bei der Bagage hintennach. Als Feldprediger war da mein natürlicher Platz. Ich machte nebenbei Bekanntschaft mit der Marketenderin, welcher der Wagen gehörte. Diese ehrenwerthe Dame ging rüstig zu Fuß neben ihrem magern Gaul her, und erzählte mir sehr umständlich die Geschichten von Saalfeld und Auerstädt, und tadelte Stellungen und Manöuvres der Preussen auf dem Schlachtfelde. Ich hatte nichts gegen ihre strategischen Beweise einzuwenden. Denn an der Spitze von zweimalhunderttausend Mann eine Schlacht zu verlieren, traue ich mir selbst Geschicklichkeit genug zu.

Elisabeth, so hieß die Kriegskünstlerin — und was noch mehr war, sie glich auch der Königin Elisabeth von England auf ein Haar, wie man sie noch in Kupferstichen sieht — hatte auch eine hohe Schulter, und behauptete, wie die Ge-

liebte des Grafen Essex, ewige Jungfrau sein und bleiben zu wollen — Elisabeth also hatte eine muntere Laune, viel Witz, sogar viel Belesenheit in der neuesten Literatur von Spieß und Kramer, und sang beständig Berliner Opernarien mit helltönender Silberstimme. Weil ich ihren schlechten Branntwein mit baarem Gelde zahlte — Karl der Große stellte für sich und seine Kriegsmacht nur Bons aus — hatte ich ihre vorzügliche Gunst erworben. Vermöge ihres Genies und Branntweinfasses hatte sie auf unsere Truppen, und durch diese auf den Heerführer, so viel Einfluß, daß sie ein wirkliches Mitglied des Kriegsrathes ward, und überall mitsprach, wo über die Fortsetzung des Zuges gesprochen werden mußte.

Weil ihr armes Roß so marode war, als die Helden von Saalfeld und Auerstädt irgend sein konnten; weil das Branntweinfaß nur dem müden Gaul, die Kompagnie aber treu und fest dem Branntweinfaß, der Oberfeldherr aber der Kompagnie folgte, so dirigirte im Grunde unsere Königin Elisabeth den Zug, und wir machten den Tag nie mehr, als zwei bis drei Meilen. Auch ward es immer so eingerichtet, daß wir unser Nachtquartier nie in einer Stadt, sondern in irgend einem Dorfe nahmen, wo der Soldat freies Spiel, und die Königin für ihren Gaul

unentgeldliche Rationen hatte. Einen Tag um den andern gab's Rasttag.

Zwar kamen wir auf diese Weise nicht weit, aber unser Heer vergrößerte sich von Tag zu Tag durch einzelne Haufen Soldaten, die sich ihm zugesellten, so daß wir bald gegen zweihundert Mann stark waren; dabei hatten wir zwei Mann Dragoner und vier Trompeter.

Nun Generaladjutant.

Karl der Große nahm mich am vierten Tage des Abends auf die Seite. Ich sah es ihm längst an, daß er über große Plane brütete. — „Herr Doktor," sagte er, „im Kriege macht man sein Glück. Ich bin seit acht Jahren Lieutenant; jetzt oder nie werde ich General. Ich kommandire gegenwärtig fast zweihundert Mann. Ehe wir die Oder erreichen, habe ich vielleicht zweitausend gesammelt, die ich unserm König zuführe. Ich führe sie ihm aber erst nach einigen Heldenthaten zu. Ich falle mit meinem Korps in Sachsen ein, und agire dem Feind im Rücken."

„Wie? Sie wollen nicht nach Berlin?" fragte ich, und dachte an die verlassene Friederike.

„Nein, rechts ab, gegen Mittenwalde! Doktor, die Feldpredigerstelle taugt für Sie nicht. Ich dächte, Sie würden Soldat. Ich gebe Ihnen

einen Militärhut, blauen Ueberrock, Degen und Pferd — Sie sollen mein Generaladjutant werden. Ich weiß, Sie verstehen Mathematik, und zeichnen gut. Ich kann Sie beim Rekognosziren gebrauchen und zum Krokiren der Gegenden."

Da half kein Opponiren. Ich nahm die Stelle des Generaladjutanten an, weil sie mir auf den Rücken eines Pferdes half, mit dem ich desto schneller Friederiken wieder zu sehen hoffte. Ich gelobte Karl dem Großen Treue, und vertauschte die designirte Pfarre mit dem Schwert Petri, doch gedachte ich Niemandem ein Ohr abzuhauen.

Der Feldherr zählte noch den gleichen Abend sein Heer, ernannte neue Kapitäne, Korporäle und Lieutenante; stellte mich als seinen künftigen Adjutanten vor, und entwickelte den staunenden Preussen seine Riesenplane.

„Ja, Kameraden," rief er, und spreizte beide Arme auseinander: „es ist beschlossen! Wir wollen durch unsere Thaten den Namen der Preussen wieder ruhmreich machen. Der Geist des großen Friedrichs umschwebt uns. Das zitternde, blutende Vaterland sieht auf uns — wie, Kameraden, sollen wir in schmähliche Knechtschaft fallen? Was haben wir zu wählen? Sieg und Ruhm vor der Welt, oder eine ungeheure Reise in französische Knechtschaft. — Wer mir treu sein, wer mir

für Gott, König und Vaterland folgen will, der rufe mit: Sieg oder Tod!"

Diese Rede entflammte das ganze Heer. Die meisten schrien: „Sieg oder Tod!" nur einige, die noch nach den Fleischtöpfen Berlins gelüsteten, riefen mit komischem Enthusiasmus dazwischen: „Sieg oder Brod!"

Die Königin Elisabeth war auch bei dem feierlichen Auftritt zugegen. Man sah es ihr an, wie empfindlich sie gekränkt sei, die wichtige Maasregel ohne ihr Vorwissen ergriffen zu sehen. Eine Prise nahm sie um die andere, und schüttelte den Kopf hohnlächelnd; bald nickte sie für sich trotzig und drohend hin.

Den folgenden Morgen — wir waren unweit Brandenburg — rückte das Heer aus. Karl der Große mit imperatorischer Hoheit voran; ich auf einem etwas hartmäuligen Roß, welches das letzte Nachtquartier auf dem Wege der Requisition hatte liefern müssen, neben ihm. Links ging die breite Landstraße nach Berlin, rechts der enge kothige Karrweg des Ruhms und unsterblichen Namens nach — Mittenwalde glaube ich. — Wir, das heißt der Imperator und ich — ich aber wahrhaftig mit blutendem Herzen — zögerten nicht einen Augenblick am Scheidewege, sondern schlugen die Heldenbahn rechts ein. Die Armee folgte. Den Schluß des Zuges machte

die Marketenderin mit ihrem Wagen. Als sie am Scheideweg war, lenkte sie rechts ab, in die Straße nach Berlin.

Kaum sah die Arrieregarde das Branntweinfaß den breiten Weg dahinziehen, so schwenkte auch sie, und marschirte ihm, ohne ein Wort zu sagen, nach. Ein Nachbar steckte mit seinem Beispiel den zweiten an; einer nach dem andern drehte sich um, ließ die Unsterblichkeit des Namens im Stich, und folgte dem rumpelnden Wagen, bis der Imperator und ich noch allein beisammen ritten, er vertieft in Kriegsoperationsplanen, ich voller Wehmuth um die verlassene Braut.

Nun denke sich jeder den zügellosen Schmerz Karls des Großen, als er von ungefähr bemerkte, daß sein Heer hinter uns verschwunden war! Da marschirte es hin, dem geliebten Fasse nach, uns den Rücken kehrend, ach, und an der Spitze der Heerschaaren die Königin Elisabeth auf der Branntweintonne sitzend, wie auf einem Triumphwagen. Dabei sang sie mit hellgellender Kehle:

Freut euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht.

Der Imperator schäumte vor Wuth. Wir ritten der bundesbrüchigen Kriegsschaar nach. Wir kommandirten: Halt! aber erst, als die stolze Königin ihren Wagen in seinem Siegeslaufe zu

hemmen geruhte, gehorchten unsere zuchtlosen Helden.

Jetzt stimmte der heldenmüthige Lieutenant seine Philippica mit donnernder Stimme an — nicht Xenophons, nicht Plutarchs Helden sprachen mit größerer Kraft. Die Soldaten hörten der Rede mit vieler Andacht und Aufmerksamkeit zu; doch bemerkte ich, daß sie sich nicht enthalten konnten, von Zeit zu Zeit auf Elisabeths Zauberwagen hinzuschielen, damit er ihnen nicht entwische.

Ich weiß auch nicht, was trotz der Beredtsamkeit unsers Oberfeldherrn aus allem zuletzt geworden wäre — denn Königin Elisabeth fing wieder ihr äusserst verdächtiges Wackeln mit dem Kopfe an — wenn nicht ein neuer Auftritt unsere ganze Neugier rege gemacht hätte.

Marsch mit der Armee Karls des Großen.

In vollem Galopp kam plötzlich ein Husarenlieutenant die Berliner Straße daher gegen uns angesprengt. Wie der grimmige Kaiser Chaumigrem in der asiatischen Banise die Geschichte des blutigen, jedoch muthigen Pegu mit einem Donnerwetter von Verwünschungen eröffnet, so kündigte sich uns dieser ohne weiteres Präludium mit einem fünf Minuten langen Fluch an. „Wo-

Staatl. Bibliothek Regensburg

hin wollt ihr ins drei Teufels Namen? Die Franzosen sind in Berlin eigerückt! Wir sind abgeschnitten. Der König ist über Küstrin nach Westpreussen zurück! Wir müssen versuchen, uns nach der Oder, nach Schlesien durchzuschleichen!" —

„Wetter!" brüllte ihm Karl der Große zu: „Wir sind Preussen, Herr, und schleichen nicht. Wir hauen uns durch!"

Dies Bonmot imponirte dem wüthenden Chaxmigrem, der seinen schwarzen Knebelbart strich, und ganz ehrerbietig zu unserm Feldherrn herantritt.

„Wenn Sie sich an meine Truppen anschliessen wollen, die ich gesammelt habe, um sie unserm König zu retten," sagte der Lieutenant mit großer Hoheit, „so sind Sie uns willkommen. Ich übergebe Ihnen in diesem Fall das Kommando über die gesammte Kavallerie, welche vorhanden ist (nämlich zwei Dragoner und vier Trompeter), und welche ich sonst noch erwarte; alles aber unter meinem Befehl. — Und jetzt — Bataillon! rechts um! mir nach. Der erste, der nach Berlin denkt, wird als Ausreisser behandelt; ich lasse ihn am ersten besten Baume aufhängen. Marsch!"

Und vorwärts gings wieder die enge, schmuzzige Ehrenbahn nach Mittenwalde. Keiner sah sich nach Berlin mehr um, zwar nicht aus Furcht vor den Bäumen, sondern aus Furcht vor den

Franzosen. Selbst Elisabeth folgte tief gedemüthigt der Armee; sie war auch bescheiden von ihrer Triumphtonne herabgestiegen. Im ganzen Heere aber herrschte unaussprechliche Bestürzung. Die Franzosen schon in Berlin? Wo kommen die Kerls alle her? Sie schneien doch nicht vom Himmel herab?

Auch ich ließ das Haupt hängen. So hatte Napoleon denn die Hälfte der preussischen Monarchie, die Hauptstadt des Reichs Friedrichs des Großen, und selbst meine Friederike in seiner Gewalt. O, sie hatte wohl Recht, als sie mit unglückahnendem Geiste beim Abschiede rief: „Ferdinand, wir sehen uns nie wieder."

Welch ein schrecklicher Umschwung der Dinge in wenigen Tagen! Preussens einst vom ganzen Welttheil gefürchtete Heere zertreten; ein herrlich aufgeblühtes Königreich durch einen einzigen Schlag zertrümmert: meine Braut in der Gewalt des galantesten und tapfersten Volks der Welt; mein Patron und Reichsgraf in einer Stadt belagert, die schon Tilly einst verbrannt hatte; meine Pfarrei, Gott weiß wo? und ich, der friedliebende Doctor philosophiæ, Magister bonarum artium, designirter Pfarrer u. s. w., von allem nichts mehr, sondern — Generaladjutant Karls des Großen.

Ohne Scherz, wenn ich, mein Fatum erwägend, zuweilen neben meinem Lieutenant-General oder neben dem grimmigen Chaumigrem hinritt, in Phantasien verloren, mit Friederikens Bild, oder mit meinem Gelehrtenstübchen in Berlin beschäftigt, und dann plötzlich etwa durch einen Fehltritt meiner Rosinante erwachte – die unbekannten Gegenden der Mittelmark vor mir, die fremden Gesichter mit den Knebelbärten neben mir, das fortschreitende Heer hinter mir erblickte – ich mußte mich bei der Nase zupfen, in Arm zwicken, um mich zu überzeugen, daß ich wache.

Zuweilen verdroß es mich, statt kriegerische Abentheuer mitzumachen, nicht auf Flügeln der Liebe nach Berlin geflogen zu sein. Was hätten auch die Marschälle des Kaisers von Frankreich einem armen Magister bonarum artium zu Leide thun wollen, der seine berühmten Siegeslieder glücklicherweise noch nicht hatte drucken lassen? Aber dann versöhnte mich ein einziger Gedanke immer wieder mit meinem Verhängniß – nicht der Gedanke an Friederikens treue Liebe, oder an des Siegers Großmuth, sondern der Gedanke – an meinen Geldbeutel. Wovon sollte ich in Berlin leben? Meine Hauslektionen waren schon Andern übertragen; meine Siegeslieder vergebens gemacht. Als Generaladjutant hatte ich auf gut soldatisch wenigstens freie Zehrung, freies Quar-

tier. Wer weiß, dachte ich, wie weit du es noch in der kriegerischen Laufbahn bringen kannst? War nicht Moreau ein bloßer Advokat, der nachher als Feldherr das Gegenstück zum xenophontischen Rückzug lieferte? Wer steht dafür, daß nicht auch ein Doktor der Philosophie die Welt durch seine Rückzüge in Erstaunen setzt?

Durch allerlei bösen Wind von Franzosen, die auf der Seite von Berlin umherschwärmen sollten, wurde unser Heerhaufe immer mehr südwärts verschlagen. Wir sprachen zwar, um uns als Männer zu Großthaten zu begeistern, viel vom Durchhauen; aber Chaumigrem hatte doch mit dem Durchschleichen auch nicht ganz Unrecht gehabt. Denn wir marschirten Kreuz und Quer die elendesten Dorfwege, nicht anders, als gingen wir hausiren. Unser Elisabethswagen hatte vierfachen Vorspann; wir machten zwei Tage lang doppelte Märsche, und die braven Bauern gaben uns treulich Nachricht von allen Seiten, wo sie Franzosen gesehen hatten, und beschenkten uns voll mitleidiger Freigebigkeit mit Nahrung und Trank. Aber alle riefen: „Schlagt euch nach Schlesien. Die Franzosen sind schon in Frankfurt an der Oder."

Ein siegreiches Treffen.

„In der That," sagte der Lieutenant zum Kaiser Chaumigrem und mir, als wir am zweiten Abend nach dem Abmarsch von der Berliner Landstraße unser Hauptquartier in einem elenden Dorfe genommen und die Posten ringsum aufgestellt hatten: „in der That operire ich dem Kaiser Napoleon schon im Rücken."

Er lächelte dabei mit wohlgefälliger Miene, die zu verstehen gab, er denke sich noch weit mehr dazu, als er sage.

„Mag sein," sagte Chaumigrem: „wenn er uns morgen nur nicht auf unserm Rücken operirt!" — Es überlief mich eiskalt, denn ich dachte ganz natürlich auch an den lieben meinigen.

Chaumigrems barbarischer Einfall gab uns Stoff zum Nachdenken. Wir schwiegen alle drei still. Plötzlich fuhren wir von unsern Sitzen auf, und standen steif und gerade, wie die Kerzen — denn im Dorfe fiel ein Gewehrschuß um den andern, und unsere Soldaten schrieen draussen: „Franzosen! Feinde! alles heraus!"

Die Trommel wirbelte; die vier Trompeten schmetterten um die Wette. Chaumigrem ward todtenblaß. Ich, um mein höllisches Entsetzen zu verbergen, wüthete in der Wirthsstube herum, und rief: „Halloh! drauf los! brave Preussen, drauf

los!" und suchte die Thür — war aber, der Himmel weiß es, wie mit Blindheit geschlagen. Ich fand keine Thür; ich sprengte in der Angst der alten Wirthin die Schränke auf, und rief dabei immer mit höhersteigender Stimme: „Preussen heraus! brave Preussen, verlaßt mich nicht!" — Die Wirthin lamentirte kläglich; die Kinder schrien Zeter, Hund und Katze sprangen flüchtend über Tisch und Stühle bis zum heißen Kachelofen hinauf.

Die Verwirrung, dies Geschrei um mich her, vermehrte mein Grausen, denn ich glaubte nicht anders, als die Franzosen seien schon im Zimmer und spießten unbarmherziger Weise die Kinder. Wenn sich der Himmel nur dies einzige Mal meiner erbarmt, dachte ich, so will ich in meinem Leben nie wieder Generaladjutant sein.

Mein Toben und Lärmen, welches Karl der Große und sein versteinerter Chaumigrem, zum Glück für mich, ganz anders und sehr ehrenvoll für mich auslegten, stößte auch ihnen neuen Muth ein. Sie zogen die Degen, gingen zu den vor dem Hause versammelten Truppen hinaus, und ich folgte ihnen. — Ach wie wohl that mir's, da ich draussen in der Dunkelheit stand! nun sah mich niemand. — Ich konnte jetzt, wenn die Noth am größten werden sollte, ungestört einen Moreauschen oder Xenophontischen Rückzug machen. Ich bin sonst nicht furchtsam, aber diesmal hatte mich

doch ein panisches Schrecken unterjocht. Ohnehin bin ich von Natur des Abends etwas ängstlicher, als am Tage.

„Adjutant vor, mit zwanzig Mann sogleich zum Kirchhof; dort ist unser Posten angegriffen! Wenns nöthig ist, schicken Sie her; und wir rücken mit Sukkurs nach. Bis jetzt ist's nur Postengefecht.“ So befahl der Lieutenant; die zwanzig Mann setzten sich gegen den aus der grauen Dämmerung hervorschwebenden Kirchthurm in Bewegung, und ich unglückseliger Magister bonarum artium mit dem bloßen Degen voran.

Plagt denn diesen Lieutenant da der Teufel? dachte ich: weiß er denn nicht mehr, daß ich zu Berlin im Dachstübchen wohnte?

Allein es war genug, mir Muth zuzutrauen, und das Ehrgefühl gab mir ihn. Als wir den Kirchhof erreicht hatten, ward mir's plötzlich schwarz vor den Augen, denn wir rückten gerade gegen eine alte Mauer, auf welcher dürres Gesträuch wehete. Ich aber hielt die Mauer für französische Truppen, die Strauchäste für Bajonette, sprang auf die Seite, und schrie mit Grausen, als sähe ich Gespenster: „Feuer! gebt Feuer!“

Erst beim Pulverblitz erkannten wir, daß wir einer ehrwürdigen Mauer das Treffen lieferten.

„Pardon! Pardon!“ riefen aber im gleichen Moment mehrere Stimmen. Und sieben Mann

leichter französischer Infanterie krochen unter der Mauer, wo sie sich verkrochen hatten, hervor, und — streckten vor dem Magister bonarum artium das Gewehr. Hätten die Narren geschwiegen, wir würden sie nicht bemerkt haben.

Die Gefangenen wurden entwaffnet, gezählt und ins Hauptquartier gebracht. Daß ich mit einigem Stolz vor Karl dem Großen beim Schimmer der Stallaternen, Lampen und Kienspäne aufzog, läßt sich denken. Er umarmte mich vor der ganzen Armee, und sagte: „Herr Adjutant, Ihr Muth, Ihre Klugheit macht Ihnen Ehre. Ich werde Ihr Betragen bei dieser Affaire Sr. Majestät dem König dereinst auf's vortheilhafteste darzustellen wissen.“

Von unsern Gefangenen erfuhren wir nun, was ich aber auch schon auf dem Kirchhof wußte, daß eine Kompagnie französischer leichter Infanterie bestimmt war, in das abgelegene Dorf einquartiert zu werden; daß sie sich jedoch auf der Stelle nach einigem Geplänkel zurückgezogen habe, da sie überrascht war, Preussen zu finden, und (wie die Feinde glaubten) in so großer Anzahl (vermuthlich wegen der Menge unserer ausgestellten Wachen, und des Lärmens unserer Trommeln und vier braven Trompeter). Die sieben Gefangenen hatten sich zufällig zu weit vorgewagt.

Ich ließ vor Freuden meine Weltüberwinder

auf's beste bewirthen, mit Allem, was man hatte. Es waren in meinem Leben die ersten Menschen, die ich gefangen, die ersten Kriegshelden Napoleons, die ich gesehen hatte. Die Kerls freuten sich dankbar meines Schutzes, und es war mir dabei zu Muth, als müßte ich mich um den ihrigen bewerben. Denn als ich sie fragte, ob viel Franzosen in der Gegend herum wären? vernahm ich mit Schaudern, es sei ein ganzes Armeekorps unter Marschall Davoust von Sachsen aus im Zuge nach Berlin.

Ich übersetzte diese Aussage meinen anwesenden Generalen.

Karl der Große, entzückt über den Erstlingssieg seines Heers, rieb sich beständig die Hände, und sagte: „Wetter! also operire ich doch wirklich der französischen Armee im Rücken!"

Chaumigrem hingegen ward wieder bleich, und seine Augen wurden stier und kalt, wie Glasaugen.

Zweites Treffen, und dessen Folgen.

Was mich bei meiner denkwürdigen Waffenthat am meisten erquickte, war die Ueberzeugung, daß durch dieselbe keiner meiner Nächsten das Leben, nicht einmal einen Tropfen Bluts verloren hatte. Freilich war dies nicht mein Verdienst. Das Ver-

dienst aber der Feldherren in den Schlachten, wie in kleinen Treffen, scheint mir überhaupt zweideutig zu sein. Geringscheinende, oft ganz übersehene Ereignisse, der glückliche Einfall eines Korporals, das Bonmot eines Trommelschlägers, die zufällige Stimmung des gemeinen Manns, wirkt gewiß oft mehr, als das Genie des Befehlshabers im großen Getümmel zum guten Ausgang. Ueberhaupt sind die Regimenter, Bataillons und Kompagnien auf dem Schlachtfelde bei weitem nicht so ganz Maschine, wie man gewöhnlich zu glauben beliebt. Ich wünschte die Schlachten bei Marathon, Pharsalia, Marengo und Jena einmal von einem Allwissenden psychologisch beschrieben zu lesen.

Als der Morgen graute, waren wir schon zum Aufbruch fertig. Es war sehr kalt; aber unser Imperator meinte, wir würden einen heißen Tag erleben. Die Bauern erzählten, daß ringsum alle Dörfer von feindlichen Truppen wimmelten. Im Kriegsrath ward beschlossen, auf Holzwegen durch die Wälder zu defiliren. An Wegweisern fehlte es uns nicht.

Kaum aber hatten wir das Dorf verlassen, so sahen wir vor uns in der Ebene von verschiedenen Seiten her französische Truppen in schnurgerader Richtung gegen uns anrücken, selbst vom Walde, der uns aufnehmen sollte.

Der Lieutenant-General ließ sich nicht aus der Fassung bringen. Mit stoischer Ruhe stellte er sein Heer in Schlachtordnung. Der linke Flügel lehnte sich an eine Pfütze, der rechte an einen alten Nußbaum.

„Kameraden," sprach er, „vergeßt heute nicht, daß ihr Preussen seid. Wir haben keine Fahne, aber seht auf den weißen Federbusch meines Hutes, er wird euch überall auf dem Weg des Ruhms vorschweben."

Dieser Gedanke mahnte mich an Heinrich IV., der einmal unter minder mißlichen Umständen etwas Aehnliches sagte.

„Können wir gegen die Uebermacht nicht siegen, so können wir Preussen doch auch nie besiegt werden!" fuhr er fort: „Das Schlimmste, was uns begegnen kann, ist, daß wir heute mit Ziethen, Schwerin, Winterfeld und Friedrich dem Großen zu Nacht essen, statt in einem elenden märkischen Dorf."

Kräftiger hatte Leonidas nicht zu seinen dem Tode fürs Vaterland geweihten Spartern bei den Thermopylen gesprochen, als hier mein Karl der Große, welcher den lacedämonischen König, vielleicht ohne es zu wissen, sehr glücklich parodirte.

Unsere Truppen schienen inzwischen den irdischen Speck, die Klöße und Rüben der Mark den

Gastmählern im Elysium bescheiden vorzuziehen. Ach, eine Brodrinde aus Friederikens Hand wäre mir auch köstlicher gewesen, als Ambrosia in Gesellschaft aller Helden der Vorwelt.

Es war ein schauerliches Schauspiel, die einzelnen französischen Kolonnen langsam über die Stoppelfelder heranrücken zu sehen. Von Zeit zu Zeit hörte man das Getöse ihrer Trommeln von fern.

Ich saß sehr verlegen auf meinem Rosse unweit des Nußbaums, am rechten Flügel der Armee; alle Glieder bebten mir vor Frost. Dem guten Chaumigrem, der auf dem linken Flügel postirt war, wo seine vier Trompeter einen wahren Teufelslärm machten, mag auch nicht viel wärmer gewesen sein.

Zum letzten Male vor Eröffnung des Blutbades kam Karl der Große zu mir herangesprengt. „Herr Generaladjutant, heute ist der Tag, wo sich Ihr Genie auszeichnen wird!“ sagte er: „Aber ich bitte Sie um Gotteswillen, überlassen Sie sich nicht dem Ungestüm Ihres Muthes allzusehr. Bleiben Sie immer besonnen. Falle ich im Treffen, so übernehmen Sie das Kommando. Der Feind ist zu stark. Werden wir geworfen, so ziehen wir ins Dorf hinter uns, und vertheidigen uns bis auf den letzten Mann auf dem Kirchhof.“

Damit sprengte er davon und überließ mich Unglückseligen dem Ungestüm meines Muthes.

Die Königin Elisabeth hatte unterdessen mit ihrem Wagen eine kühne Bewegung um die Pfütze gemacht, vermuthlich einen dortigen Feldweg zu erreichen. Dies hinderte aber wahrscheinlich den grausamen Chaumigrem an allfälligen Kavallerie-Evolutionen; denn er fluchte mörderlich, und zwang die weinende Marketenderin, mit ihrem Fuhrwerk vor der Fronte des ersten Treffens hinweg ihre Richtung gegen meinen Nußbaum zu nehmen.

Dies zufällige Manoeuvre entschied den betrübten Ausgang der Schlacht, noch ehe sie angefangen hatte.

Fortsetzung.

Denn in eben dem Augenblick, als unsere tapfere Schaar mit den Blicken der Sehnsucht und Liebe an den Schätzen des vorüberfahrenden Wagens hing, donnerte des Feindes erster Kanonenschuß gegen uns. Und, o Schrecken! die Kugel fuhr, wie aufs beßte gezielt, mitten ins große Branntweinfaß, daß der Nektar in krystallener Klarheit herausfluthete, während die Rosse mit dem Wagen im Schrecken querfeldein sprengten.

Nun wars, als wäre mit dem Göttertrank der erschlagenen Tonne auch die Seele unsers Heers

entflohen. Das Vordertreffen wankte; die Arrieregarde machte eine retrograde Bewegung nach dem Dorfe zu. Karl der Große rief: vorwärts marsch — aber da war kein Leben mehr; nichts ging vorwärts. Er hatte in der Angst vergessen, daß sein weißer Federbusch auf dem Wege des Ruhms vorleuchten sollte — nun aber hielt er beständig hinter der Front, daher glaubten unsere Leute steif und fest, der Weg des Ruhms gehe dem Dorfe zu.

Jetzt fiel der zweite Kanonenschuß. Mein Roß hatte sich schon über den ersten verwundert; beim zweiten fing es an, die Unruhe seines Herrn zu theilen. Ich konnte mich nicht enthalten, gelegentlich den Kopf umzudrehen, um mich zu überzeugen, ob auch der Weg ins Dorf noch sichtbar sei.

Darauf begannen die Feinde ihr kleines Gewehrfeuer. Einzelne Kavallerie sprengte gegen unsere Flügel an. Da schrie ich, gleich einem Besessenen: „Feuer! gebt Feuer! schießt!“— drückte den Hut in die Augen, und dachte: helf euch Gott! — fort wollte ich, ins Dorf. Aber ehe ich die hartmäulige Bestie unter mir umdrehen konnte, gaben neben mir meine gehorsamen Soldaten Feuer. Darüber erschrack mein Gaul nicht weniger als ich. Er flog mit mir unterm Nußbaum erst hoch in die Luft, und dann hinaus ins Freie. Drei französische Chasseurs zu Pferde schossen auf mich.

Da sie mich aber nicht fallen sahen, — sahen, wie ich mit geschwungenem Säbel (ich hatte zwar den Säbel in der Hand, hielt aber mit der gleichen Hand den Hut am Kopf, was mir ein martialisches Aussehen geben mochte) mit Wetterschnelle auf sie los flog, drehten sie um, und jagten davon.

Mein Pegasus, umsonst waren Zaum und Gebiß, hatte den Kopf zwischen die Beine gelegt, und setzte, wie rasend, den Feinden nach. Ich fluchte, ich weinte, ich schrie: „Halt! Brr! halt!“ — Nichts, im Galopp, im gestreckten Galopp riß es mich fort. Die Chasseurs ereilten einen schmalen Fahrweg zwischen Zäunen; mein Streitroß wählte die gleiche Straße. Die Feinde, die sich nun nicht mehr schwenken konnten, überfiel wahrscheinlich ein Grausen, da ich ihnen, wenn gleich wider meinen Willen, fast im Nacken war. Sie spornten ihre müden Gäule noch mehr, und meine verhetzte Rosinante, die muthig mit mir durchging, verdoppelte ihre Sprünge.

Die drei flüchtigen Chasseurs hielten mich vermuthlich für einen Teufelskerl, der darauf geschworen habe, ihnen das Blut abzuzapfen. Denn sie sahen sich von Zeit zu Zeit nach mir mit Geberden voller Entsetzen um. Ach, die guten Herren! hätten sie nur gewußt, wie mir bei diesem Siege zu Muthe war.

Und immer weiter, hopp, hopp, hopp,
Gings fort in sausendem Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben.

Als wir um die Ecke eines Kieferwaldes bogen, kamen wir auf eine geräumige Fläche, wo von französischer Seite ein Lager aufgeschlagen war. Hier verlor ich den Steigbügel von den Füßen — meine Flüchtlinge zerstreuten sich — einige Soldaten legten auf mich an und schossen. Meine Bestie that einen Satz seitwärts, und ich fiel, wie ein Sack, herab auf den Boden.

Adieu Friederike! gute Nacht, falsche Welt! seufzte ich, denn ich so gut, als die Soldaten, glaubten, ich sei todt. Die Kerl sprangen lachend zu mir. Auch die drei Flüchtlinge kamen zu mir heran. Ich stand zitternd auf. Man forderte mir den Degen ab. Ich gab ihn. Die Infanteristen wollten mich plündern. Die Chasseurs aber nahmen mich in Schutz, und schworen, ich sei ein Mann von Ehre und Muth. Ein so unverdientes Lob vom Feinde selbst freute mich gar sehr; noch mehr aber, daß ich nirgends eine Wunde an mir wahrnahm.

Jetzt war ich Kriegsgefangener. Man führete mich zu einem einzelnen Bauernhaus; unterwegs büßte ich meine Uhr, meinen Geldbeutel und den

goldenen Fingerring ein, den ich zum Andenken Friederikens trug.

Ein Oberst, der nebst mehrern Offizieren in dem Bauernhause am Frühstück war, fragte mich, nachdem man ihm die Geschichte meiner Gefangennahme, und wie ich drei Chasseurs bis in's Lager verfolgt habe, erzählt hatte, nach meinem Rang. — Was sollte ich antworten? Designirter Pfarrer? Maître ès arts? Docteur en philosophie? — die Herren hätten mich für wahnsinnig gehalten.

Karl der Große hatte mich zu seinem Generaladjutanten erhoben. Also antwortete ich dem Frager ohne Bedenken: « Adjutant-général. » — Kleider machen Leute; aber Titel auch. Ich mußte mich sogleich mit zum Frühstück niedersetzen — kalten Braten, Malaga, Liqueur. Der humane Oberst sagte mir einige Worte des Trostes wegen meiner Gefangenschaft: „Das ist der Wechsel des Kriegsglücks. Vor fünfzig Jahren hatten die Herren Preussen Friedrich den Großen, wir ein Roßbach; jetzt haben wir Napoleon den Großen, Sie ein Jena."

Kriegsgefangenschaft.

Die Offiziere setzten sich zu Pferde. Ich ward der Wache im Lager übergeben. Den alten Fieberfrost hatte ich noch immer nicht verloren; dar-

um befreundete ich mich der Gluth des Wachtfeuers.

Was mag aus dem Lieutenant Leonidas und seiner tapfern Schaar geworden sein? was aus der Königin mit ihrem gesprengten Fasse? seufzte ich. Und was wird aus mir werden? Man hatte mir schon vorläufig angekündigt, ich würde nach Frankfurt an der Oder gebracht, und von dort mit einem Transport Kriegsgefangener nach Frankreich geführt werden. Mein aus dem aufrichtigsten Gemüth dargebotenes Ehrenwort, nie, wenn man mich frei liesse, gegen Se. Majestät den Kaiser der Franzosen wieder die Waffen zu tragen, war vom Obersten nicht angenommen worden. Mein Schicksal, hieß es, müsse höhern Orts entschieden werden.

Also nach Frankreich, du armer Doktor! auf eine Festung. O wie plötzlich hat sich Alles umgestaltet! Säßest du noch auf deinem Dichterstübchen mit der stillen Aussicht auf eine lange Reihe von Dächern; läsest du deinen Plutarch von großen Männern, oder auch nur die Zeitung für die elegante Welt und Coulissen-Anekdoten bei einer Pfeife Tabak! Was könnte deiner Seligkeit abgehen? Wenn du dein Tagwerk beendigt, deine Lehrstunden von Haus zu Haus gegeben hättest, würdest du dich mit Friederiken von

einer schönern Zukunft unterhalten, oder in deiner poetischen Einsamkeit neue Grenadierlieder in Vater Gleims Manier schreiben!

Hier fielen mir die preussischen Siegeslieder ein, die ich noch immer in der Tasche bei mir trug. Rasch fuhr ich mit der Hand zu den Manuskripten, sah mich um, ob ich beobachtet wäre, und schleuderte sie in's Feuer. Denn Siegeslieder in feindlicher Gefangenschaft — Lieder voller Hohn und Verachtung gegen Napoleon und sein Heer — die konnten mir den Kopf kosten! — Ich sah sie nun mit eben dem Vergnügen in den Flammen sterben, mit welchem ich sie in glücklichern Stunden einst zur Welt gebracht hatte. Selbst daß ich in der ersten Angst zu tief gegriffen, und meine Vokation zum Pfarrer mit verbrannt hatte, konnte meine Freude nicht mindern.

Plötzlich standen einige Soldaten vor mir — dieselben, die mich vom Pferde geschossen — und fragten: „Was haben Sie da heimlich verbrannt?“ Sie liessen einige Worte von Espionage fallen und Füsiliren. Ich war verlegen um eine Antwort: das verbesserte meine Sache nicht. Die Kerle, ich bemerkte es gar wohl, suchten Händel an mir. Sie erklärten mich verdächtig, führten mich in die Wachthütte, wo ich Ueberrock und Stiefel ausziehen und den Hut abgeben

mußte. Sie nahmen das alles mit sich fort. Ich sah weder die Kerle, noch meine Kleider wieder.

Den Tag über war ich noch einige Male wegen der verbrannten Papiere in Frage genommen. Und da ich auf meinen Aussagen beharrte, es seien Kleinigkeiten, Familienangelegenheiten, Privatbriefe gewesen, wurde ich von zwei Mann, die Angesichts meiner ihr Gewehr luden, fortgeführt, wie es hieß in's Quartier des Generals.

Ohne Rock, barhäuptig und barfüßig, im feuchtkalten Oktoberwetter, mußte ich nun mit meinen Begleitern eine Spazierreise von drei Stunden Wegs machen. Kothig und zerlumpt, rein ausgeplündert, war ich ärmer, als ein Bettler; denn selbst die Freiheit fehlte mir. Ja sogar mein Leben war ein schlecht versichertes Gut, weil die Franzosen im Felde einen kurzen Prozeßgang lieben. Angeklagt wegen Espionage hängt man den armen Teufel auf, oder füsilirt ihn, und bekümmert sich hintennach nicht weiter um ihn, ob er's übel nimmt.

Wiederfinden.

Mit Anbruch der Nacht dehnte sich eine ganze Reihe flammender Wachtfeuer vor meinen Blicken aus. Dahin ging unser Marsch. Hier war ein ansehnliches Lager. Ich ward in ein ausser dem

Dorf gelegenes, schönes Landhaus geführt. Alle Zimmer waren erleuchtet. Schildwachen zu Fuß und zu Pferd vor der Thür. Offiziere in glänzenden Uniformen von allen Waffen gingen aus und ein. Man führte mich vor ein Militärbureau. Man las den Bericht über mich; fragte um meinen Namen und Grad, und rief dann: „Fort mit ihm zu den andern Gefangenen!“ — Einer der anwesenden Offiziere sagte: „Es ist eine Schande, wie man den ausgeplündert hat!“ — Ein Anderer sagte zu mir: „Gehen Sie, ich werde um Kleider für Sie sorgen.“

Man führte mich in's Lager, und hier ward ich einem Offizier übergeben, der die Bewachung der Kriegsgefangenen unter sich hatte. Diese lagen neben brennenden Scheiterhaufen umher, und genossen ihr kärgliches Abendbrod. Ich gesellte mich zu ihnen.

Siehe, da saß mit seinem blassen Antlitz und pechschwarzen Knebelbart mein grimmiger Chaumigrem, neben ihm Karl der Große; beide aßen eine dampfende Suppe aus großer irdener Schüssel, welche die Königin Elisabeth dienstgefällig, in Ermangelung eines Tisches, auf ihrem jungfräulichen Schoos hielt.

„Ei, sieh da, mein Feldherr!“ rief ich entzückt beim Anblick dieser lieben, bekannten Gesichter: „Ist das die Mahlzeit, welche Sie im

Elysium bei Ziethen, Schwerin, Winterfeld und Friedrich dem Großen versprochen hatten?“

Als der Lieutenant meine Stimme hörte, sprang er freudig auf, und schloß mich mit Rührung in seine Arme: „Wie, Herr Adjutant, Sie leben noch? Gottlob, so ist unserm König doch noch ein braver Mann erhalten! O wie viel haben wir Sie schon bedauert. Aber daß Sie auch Ihre verdammte Hitze nicht mäßigen konnten! Ich sah es wohl, wie Sie es mit den drei Chasseurs aufnahmen, wie Sie sie in die Flucht trieben. Ihr Beispiel begeisterte wieder meine schon etwas muthlosen Leute. Wir stürzten mit gefälltem Bajonete gegen den Feind — Todte und Verwundete gab es auf beiden Seiten. Wir schlugen uns eine halbe Stunde lang. Aber da waren wir umringt. Wir mußten das Gewehr strecken. Kommen Sie, Herzensadjutant, theilen Sie unsere Suppe mit uns.“

Noch einmal um's andere umarmte mich der wackere Lieutenant-General; auch der tapfere Chaumigrem war aufgesprungen, und hatte mich in seine Arme geschlossen. Die Königin bot mir ihren blechernen Löffel, und so vergaß ich mein Elend.

Nach einer halben Stunde kam der wachthabende Offizier, mit einem Korporal. „Wer von

Ihnen, meine Herren, ist der Generaladjutant?" — Karl der Große lächelte selbstzufrieden, und zeigte mit dem Finger auf mich; denn der französischen Sprache war er nicht mächtig.

„Herr Adjutant," sagte der Offizier, „es thut mir leid, Sie sind schändlich mißhandelt worden. Hier schickt man Ihnen aus dem Hauptquartier einige Kleider, wenn Sie davon Gebrauch machen können, und ein paar Bouteillen Wein zur Erquickung. Seien Sie überzeugt, daß Franzosen auch ihre Feinde, als Männer von Ehre, zu schätzen wissen, und daß Plünderer und Marodeurs nur Ausnahmen von der Regel sind."

Ich sagte meinen edelmüthigen Feinden das Verbindlichste, was ich ersinnen konnte, und es that mir leid, daß ich für den Augenblick nicht eine schönere Phrase zu spenden hatte, als die, „daß mich heut die Eroberer der Welt (les conquérans de l'univers, im Französischen tönt so etwas größer, als in dem gewissenhaften Deutschen) zweimal besiegt hätten." Wir Deutsche mögen uns nun dagegen sträuben wie wir wollen, die Franzosen sind doch das geistreichste Volk des heutigen Europa's, und die Griechen unsers Weltalters. Selbst ihre gemeinsten Soldaten studieren im Aeussern auf Grazie und Würde, wie bei uns nur Schauspieler auf der Bühne; ein treffender Einfall bezaubert sie, ein guter Gedanke belohnt

sie, und das Ehrgefühl erhebt sie alle. — Es ist in dem Volke doch etwas Geistiges, und nicht alles daran Kartoffel und Bier.

Selbstranzionirung.

Den folgenden Tag wurden wir Kriegsgefangene nach Frankfurt an der Oder geführt. Ich kannte die liebe Stadt recht gut, und auch ich hatte die Ehre, vielen wackern Leuten dort bekannt zu sein. Doch schien mir diese Ehre eins der überflüssigsten Güter meines Lebens, weil ich dadurch um's Leben selbst kommen konnte. Denn gesetzt ein ehrlicher Frankfurter wäre aus der Hausthür hervorgesprungen, hätte den Generaladjutanten als seinen lieben Doktor begrüßt, hätte meinen Krieges- und Siegeslieder nachgefragt — —

Als der Zug unters Thor kam — o wie schlug mir das Herz! — drückte ich mir den großen Offiziershut tief in die Augen, und die Nase schob ich nach damaliger Stutzermode tief hinab in's dicke Halstuch. Ich schämte mich, in die wohlbekannte Stadt, wie ein Verbrecher, unter Gefangenen einzuziehen; und Verbrecher war ich doch wohl ein wenig, denn ich war auch ein wenig Betrüger und Anmaßer von militärischen Würden, die mir nicht gehörten.

Ein Troß von neugierigen Gaffern umschwärmte uns unaufhörlich — ach nein, ich will die guten Leute so hart nicht nennen. Sie kamen auch wohl aus Mitleiden, oder aus Begierde, irgend einen Freund, einen theuern Anverwandten unter uns zu finden. Obschon der Abend dämmerte, verbarg ich mich doch im dicksten Haufen meiner zerlumpten Schicksalsgefährten, die alle mit offenem Antlitz stolz einherschritten, als wollten sie sagen: seht uns nur an, das leiden wir für König und Vaterland. Ich hätte es zwar mit gutem Gewissen auch sagen können; aber eine Tugend, zu der man wider seinen Willen gekommen ist, sieht der Sünde um ein Haar ähnlich. Endlich kamen wir von Pontius und Pilatus, vom General- und Platzkommandant in's Nachtquartier; wir Offiziere in ein schlechtes Wirthshaus zusammengeschoben, mit Ehrenwache, ob wir gleich unser Ehrenwort mündlich und schriftlich gegeben hatten, uns nicht selbst zu ranzioniren.

Ich bekenne, mit diesem Ehrenwort hatte ich's gar nicht ehrlich gemeint. Denn als ich meinen Generaladjutant niederschrieb, dachte ich: der Generaladjutant möge sein militärisches Ehrenwort halten, aber ohne Verbindlichkeit für den Herrn Doktor und Magister.

Sobald es dunkel ward, bat ich um Erlaubniß, noch Freunde in der Stadt besuchen zu dür-

fen; ich meinte irgend eine nachlässige Thorwache. Man schlug es mir höflich ab. Allein da mich niemand an der Stubenthür aufhielt; da mich niemand unter der Hausthür fragte: wohin wollen Sie? da mir niemand auf der Straße den Weg verrannte; da mir es sogar niemand übel nahm, daß ich vors Thor ging frische Luft zu schöpfen — die Schildwache hielt mich vermuthlich für einen französischen Offizier — so trug ich kein Bedenken, mein Glück weiter zu versuchen. Ich lief auf gut deutsch davon, oder ich ranzionirte mich selbst, wie es edler in der Kriegssprache heißt; denn selbst in dieser hat man Worte erfunden, um Sünden und Schanden zu bedecken, deren sich sonst der Krieg nie schämt; retrograde Bewegungen statt Reißaus; Requisitionen statt Brandschatzungen u. s. w. Ein Beweis von der fortschreitenden Kultur selbst bei dem Stande, der sonst von Amtswegen alle Kultur zu zerstören pflegt, und dem man wenigstens Offenheit und Geradheit nachzurühmen pflegt.

Stallknecht und Kutscher.

Ich mochte etwa eine Stunde gelaufen sein — denn der elenden, kothigen Straße zum Trotz lief ich mich ausser Athem — fand ichs räthlich, gemächlicher einher zu schreiten. Unter meinen mü-

den Füßen spürte ich einen milden Sand; rings um mich her säuselte im Abendlüftchen ein Kiefer-hain; über meinem Haupte wallte der berühmte Silbermond durch graue, gebrochene Wolken. Ich fand meine Lage sehr romantisch, sogar poetisch; hätte aber doch ein gutprosaisches Nachtessen nebst Strohbett nicht verschmäht.

Die Frage entstand: wohin wollen Sie, Herr Exgeneraladjutant? wovon gedenken Sie in Zukunft zu leben? — Ich wußte wahrhaftig weder das eine noch das andere. Und es ist gut, daß man in der Welt zuweilen solche kleinliche Nebendinge nicht weiß. Eben das reizt die Lust des Lebens, wenn man so auf Gerathewohl im Weltall mit fortschreitet, ohne zu wissen wohin. Neugier und Hoffnung tragen uns weiter. Ich habe einen reichen Mann gekannt, der vollauf zu leben hatte, und den Spleen dazu. Vielleicht war sein Ueberdruß und Ekel am Einerlei des Lebens gerade eine Folge seines Reichthums. Er verachtete das Leben, das ihm nie eine Sorge machte. Er war nahe daran, Selbstmörder zu werden, vermuthlich um der langen Weile eines Daseins zu entgehen, mit dem er nichts zu machen wußte. Und was hielt ihn von einem Tage zum andern ab, den Faden seiner Stunden zu zerreissen? — Die Haude-Spenersche Zeitung. Er wollte nur noch immer vor seinem Tode wissen, was aus der Welt wer-

den würde. — Und wenn er die Zeitungen gelesen hatte, dachte er: das wäre also nach meinem Tode geschehen, wenn ich mich gestern mit einer Kugel selbstranzionirt hätte. Es ist doch gut, daß ich dies noch vor meinem seligen Ende erfahren habe. Und so überlebte sich der herzbrave Mann von einem Zeitungstag zum andern, bis ein paar Kaufleute die Gefälligkeit hatten, ihm durch einen sehr höflichen Spitzbubenstreich, Bankerot genannt, einen großen Theil seines Vermögens abzunehmen. Nun hatte er Noth zu arbeiten; und die Noth heilte seinen Spleen. Der Hunger ist nie heftiger, als wenn man nicht weiß, womit ihn stillen; und das Leben nie reizender, als wenn man nicht weiß, wie es retten.

Das mochten unterwegs im oberwähnten säuselnden Kieferhain auch meine Gedanken sein. Ich schleppte mich auf müden Füßen weiter, voller Neugierde, was aus mir noch werden, und wohin ich am Ende von meinem Schicksal verschlagen würde. Da bellten Hunde — da leuchteten ferne Fenster — ich kam also zu einem Dorfe.

Vor dem Wirthshause stand eine offene halbe Chaisse mit zwei Rossen bespannt, und zwar in der gleichen Richtung des Wegs, den ich zu wählen hatte. Das Standbrett hinter dem Kasten der Chaise — ich rekognoszirte das Lokal — hatte zum Glück keine Eisenstacheln und Schutzwehren

gegen blinde Passagiers, die sich gern auf fremde Kosten durch die Welt schleppen lassen. Also konnte ich — und das war kein geringer Trost — meinem matten Leichnam ein Ruheplätzchen schaffen, und mit Bequemlichkeit flüchten. — Der Wagen war leer, also der Eigenthümer noch im Wirthshaus. Ich wühlte in meinen Taschen — kein rother Pfenning darin, und doch hätte ich gern ein Stück Brod gekauft. Betteln konnte ich nicht als Offizier, aber wohl in Requisition setzen. Ich wollte mein Glück versuchen, ich trat ins Haus.

Da lag auf einem alten Futterkasten ein runder Hut ein Bauernkittel und eine Peitsche. — Heil dem braven Mann, der in der Welt die Geistesgegenwart erfunden hat! — Wetterschnell flog mein militärischer Sturmhut auf den Boden, der grobe Filz auf meinen Kopf; der blaue, lange Ueberrock des Offiziers auf den Kasten; mein schlanker Leib in den breitschultrigen Bauernkittel. Hätte ich noch ein Schlachtschwert gehabt, ich würde es gegen die Peitsche vertauscht haben, welche ich dennoch als Zugabe in die Hand nahm, um mich irgendwo einmal meiner Haut wehren zu können, wenn auch nur gegen unhöfliche Dorfhunde.

Daß ich nun nicht, als qualifizirter Dieb, an ein Nachtessen im gleichen Hause denken konnte,

verstand sich von selbst. Das war schlimm genug. Aber doch hatte ich nun das Vergnügen, vor französischen Nachstellungen gesicherter, inkognito reisen zu können.

Ich stand noch in der Hausthür, mit dem Gesicht auf der Dorfstraße herumspähend, wo ich verborgen den Wagen beobachten könnte, um bei der Abfahrt mein Plätzchen hinten auf in Besitz nehmen. Da sprang jählings hinter mir eine Thür auf — eine französische Stimme donnerte — ich bekam von zwei gottlosen Fäusten hinterrücks einen so gewaltigen Stoß vorwärts, daß ich, so lang ich war, vor mir hinstürzte in den Koth, so tief er war. Das geschah mit einander in wunderbarlicher Eilfertigkeit. Noch jetzt begreife ich nicht, wie man zu dem allem in so wenigen Augenblicken die nöthige Zeit fand.

„Allons bougre, allons!“ rief der Franzose einmal ums andere, der mich für seinen Fuhrmann halten mochte. Ich war mit mir noch nicht ins Reine, ob ich mich todt stellen, oder als Dieb aufspringen und davon laufen müsse, ehe ich gedenkt würde. Der Franzose entschied für keins von Beiden; packte mich mit wahren Teufelskrallen beim Kleid im Nacken, riß mich in die Höhe, pflanzte mich neben das Vorderrad zum Fuhrsitz, und schrie! „Sitzen dik auf!“ — sprang in den Wagen, und rief: „Allons! en avant!“

Mir gleichviel! dachte ich, setzte mich an Kutschers Platz, gab den Pferden einen derben Hieb und jagte zum Dorfe hinaus. Statt des bescheidenen Hintenauf hatte ich ja nun die Ehrenstelle vorauf. Der um seine Garderobe und Beamtung betrogene Kutscher, nämlich mein Vorfahr, konnte nun statt meiner Generaladjutantendienste thun.

Wiederum Mord und Todtschlag.

Je schneller ich fuhr, je öfter wiederholte mein gestrenger Herr im Wagen sich sein „bon! bon!“ Er schien Eile zu haben, und wie ich aus seiner Unruhe und seinen zwischen den Zähnen von Zeit zu Zeit hervorgestoßenen Selbstgesprächen vermuthen konnte, kein heiteres Gewissen, als ich. Zwischen Mondschatten und Mondschein glaubte ich bemerken zu können, er sei eine von den wichtigen Personen, die man bei der französischen Armee Employés zu nennen pflegt. Für einen Offizier war er zu bürgerlich, für einen Bürger zu militärisch gekleidet.

Unsere Gespräche waren sehr einsylbig; er sprach kein Deutsch, ich, meiner Rolle gemäß, kein Französisch. Fragte er mich: „Isset Posen weit, weit?“ antwortete ich regelmäßig: „Viel weit!“ — Fragte er: „Isset Preuß da?“ so erwiederte ich: „Viel Preussen!“ — Dann schrie er

wie besessen: „Immere zu! immere zu!“ und ich ließ die Pferde springen, so gut sie mochten.

Ich gab ihm endlich zu verstehen, er sollte mir zu essen geben, wenn er hätte. Er verstand mich nicht. Ich sprach von Barmherzigkeit, der Kommissär kannte keine; von Hunger, der Speckwanst verstand das Wort nicht. Ich sagte Brod; da hatte ichs getroffen. Er gab mir ein großes Stück.

Nun saß ich vergnügt auf meinem Bock, wie kein König auf dem Thron, und versöhnte mich mit meiner dienstbaren Stelle, die mir alles gewährte, was ich verlangen konnte. Ob Pfarrer, ob Stallknecht, ob Generaladjutant, ob Magister oder Feldprediger — was kommt zuletzt darauf an? Der Mensch ist in jedem Rock doch immer das Beste; schlimm genug, wenn der Rock das Beste vom Menschen ist. Ich fuhr die Straße nach Polen. Wer weiß, dachte ich, ob du in den Wechseln deiner Schickfale nicht dem Kommando eines Armeekorps an den Ufern der Weichsel entgegenkutscherst? Niemand verzweifele! es gibt eine Vorsehung. So finster es oft wird, so hell klärt sichs auf. Ich war in der besten Stimmung, zum Zeitvertreib eine Predigt zum Behuf der mir designirten Pfarrei auszuarbeiten, als ich im Mondschein vor mir auf der Straße einige Gewehre blitzen sah. Mein Kommissär bemerkte sie im gleichen Augenblick, zog den Säbel und nahm eine

Pistole zur Hand, deren Hahn er spannte. Das Knacken des Hahns hinter mir trieb mir den kalten Schweiß aus.

„Bougre, Bougre, zufahr, immere zu!“ schrie er.

„Halt! wer da? halt! qui vive?“ brüllten einige Soldaten, die mir die Bajonnete ihrer Gewehre fast allzunahe gegen die Rippen hielten.

Wem sollte ich gehorchen? Eine Nothlüge, hoffte ich, sollte mich aus der Verlegenheit ziehen. Da ich die Soldaten für Franzosen hielt, die ihrem Regiment nachzügelten, rief ich, um ihnen etwas Ehrfurcht einzuflößen: „Monsieurs, mein Her General ist französisch General!“

„Halt! ergebt euch!“ schrien nun mehrere Stimmen.

„Foudre!“ rief der vorgebliche General, und sprang mit einem Satz aus dem Wagen, daß er zwei Kerls zu Boden stürzte.

Er schoß; Piff, Puff, Paff! fielen links und rechts Schüsse — die Kugeln pfiffen mir am Ohr vorbei — meine Pferde wurden noch scheuer, als ich. Im gestreckten Galopp jagten sie davon; meine Peitsche zerbläute ihre Rücken. Ich hörte noch Säbelgeklirr und Flintenschüsse — und bald von allem nichts mehr. Ich war gerettet; Dank sei es der Klugheit und Behendigkeit meiner Rosse.

„Verdammte Geschichte!“ brummte ich, und

stellte eine chirurgische Untersuchung meines Leichnams vom Scheitel bis zur Sohle an; denn in der ersten Angst glaubte ich von dem Kugelhagel durchlöchert zu sein, wie ein Sieb. Aber kein Haar war mir verwundet.

Desto besser! Aber meine Herrschaft, was war aus ihr geworden? Sollte ich wieder umkehren, nachfragen, mich auch ein wenig zersäbeln und zerbajonetten lassen? Nein, so weit ging meine Kutschertreue und zärtliche Anhänglichkeit nicht. Der Himmel weiß, was aus dem Commissaire de guerre oder Employé geworden sein mag. Ich habe es nachher nicht erfahren, da ich den gleichen Weg wieder zurückgekommen bin.

Ich fuhr nun langsamer, denn meine Rosse waren an Kräften erschöpft. — Vor mir lag wieder ein kleines Dorf. Jetzt überlegte ich: was beginnen? Dort übernachten, oder weiter eilen? Noch klang mir das Kugelgezisch in den Ohren, und meine Angst rief: „weiter!" — — Ferner: wem gehören Wagen und Pferde? Antwort: vor der Hand Keinem, als dem gegenwärtigen Besitzer, der ihn weder erobert, noch gestohlen, noch in Requisition gesetzt hat. — Frage: was mit dem fremden Gut machen? verschenken, verkaufen, behalten? Zum ersten hatte ich keine Lust, zum andern kein Recht, zum dritten kein Geld.

In dieser Verlegenheit kam ich zum Wirthshaus; es war noch nicht so spät, als ich glaubte. Der Stallknecht kam; ich spannte aus, verlangte ein Futter für die Pferde, für mich ein Warmbier, und setzte mich zum Ofen. Im Nothfall hoffte ich mit meinem runden Filzhut und Bauerkittel Bezahlung zu leisten; jener war mir ohnedies zu eng, und dieser zu weit.

Gefährliche Gesellschaft.

Die dicke Wirthin pflanzte sich vor meinen Tisch hin, setzte beide Arme in die Seite, und fragte: ob ich über Nacht zu bleiben gedächte? — Antwort: Nein. — Ob ich noch nach dem Städtchen * * * wolle? — Antwort: Ja! Es war mir recht lieb, daß die Neugierige fragte, denn ich war noch viel neugieriger zu wissen, auf welcher Straße, in welcher Weltgegend ich sei und wohin ich führe. — Ob ich nicht ein junges Frauenzimmer mit dahin nehmen wolle, das zu Fuß angekommen wäre, und jetzt, wegen übergroßer Ermüdung, auf dem Bette läge? es könnte mir ein gutes Trinkgeld eintragen. — Antwort: Recht gern! und das ging mir von Herzen, besonders wegen des Trinkgeldes, dann auch wegen der Gesellschaft. — Ob ich nicht besser thäte, mit Tagesanbruch weiter zu reisen? denn die Nacht sei

doch keines Menschen Freund, zumal bei Kriegszeiten. Es streife viel Franzosenvolk umher, und zerstreutes preussisches Militär, das sich zu retten suche. Es gehe kein Tag ohne Mord und Todtschlag und Plünderung vorüber. — Ich nickte schaudernd mit dem Kopf. — Man wolle mich und das Mamsellchen eine oder zwei Stunden vor Tag wecken; ich käme noch immer zu guter Zeit an Ort und Stelle; meine Herrschaft würde mich gewiß nicht schmählen. — Das glaubte ich selbst. — Also blieb ich. Es that mir, den Rossen und dem „Mamsellchen" wohl. Doch beschloß ich, früh aufzubrechen; denn ich berechnete psychologisch gut, des Morgens müsse die Straße am sichersten sein, weil die, welche gut finden, sie des Nachts in Gefahr zu setzen, sich aus Ermüdung oder Furcht vor Tagesanbruch verbergen; und die, welche am Tage wandern wollen, dazu nicht die Nacht zu wählen pflegen.

Mein Stallbett, auf dem ich nur bangen Schlummer hatte, fesselte mich nicht lange. Als es in der Dorfkirche vier Uhr schlug, war ich bei meinen Pferden, herrlichen Kutschgaulen. Ich machte Lärmen im Haus. Während der Knecht anspannte, beleuchtete ich mit der trüben Laterne mein neues Eigenthum, die Chaise. Der Kasten war von mehreren durchgedrungenen Flintenkugeln belöchert. Im Wagen lag eine Säbelscheide,

ohne Säbel, in einer der Seitentaschen befand sich eine zierliche Tabakspfeife mit silberbeschlagenem Meerschaumkopf, dabei ein seidener Tabaksbeutel mit Stickerei, Vergißmeinnichtchen, und darum die zärtlichen Worte: Souvenir de l'amitié. Vermuthlich gelante Eroberung meines ehemaligen Herrn, des Employé, von irgend einem deutschen Mädchen. Der Kasten des Wagensitzes war fest verschlossen; den Schlüssel hatte der Employé unnützerweise behalten.

Die Wirthin kam und erzählte mir gähnend haarklein, was ich und meine Pferde alles gegessen und getrunken hätten. Ich fand das sehr langweilig, weil ich es ohnedem wußte, und fertigte sie mit dem Bescheid ab: „Mamsellchen wird schon für mich bezahlen." Dann stieg ich in den Wagen, und setzte mich an die Stelle meiner gewesenen Herrschaft; da saß sich bequemer und wärmer, auch rechnete ich auf angenehme Gespräche mit Mamsellchen.

Es kam endlich; man hob es zu mir in den Wagen; ich rief Adieu, und fort gings. Aus dem angenehmen Gespräch aber ward nichts. Die Reisegefährtin schob sich in den Winkel des Wagensitzes so weit als möglich von mir, antwortete einigemal auf meine bescheidenen Bemerkungen, daß es sehr frisch, oder sehr finster, oder nicht

gut fahren sei, ein schläfriges Ja und Nein, und überließ mich meinen fernern Betrachtungen.

Diese Betrachtungen wurden immer wunderlicher, als meine schöne Gesellschafterin — zwar im Dunkeln ließ sich mehr Schönheit ahnen, als sehen — im Schlafe, wie der Wagen schaukelte, sich näher und näher gegen mich senkte. Aus bloßem Mitleiden mit dem guten Kinde, daß es nicht zu sehr umhergeworfen werde, rückte ich ihm drei bis vier Zoll näher. Nach einem Weilchen lehnte der Kopf der Schläferin an meine Achsel — ein hartes Kissen. Ich legte mit schüchternem Erbarmen meinen linken Arm um ihren schlanken Leib, und hielt die Schlummernde an meiner Brust. Sie schlief sanft, wie die Unschuld, und erwachte selbst von den unruhigen Schlägen meines Herzens nicht, während ich wie ein Verbrecher zitterte.

Zum ersten Male lag ein schlafendes Mädchen an meiner Brust — zum ersten Male hielt ich stundenlang ein weibliches Wesen mit dem Arm umschlungen — ach vergib, Friederike, wenn ich dir in diesen Augenblicken — nein, untreu ward dir meine Seele auch da nicht, denn ich gedachte deiner. Oft bildete ich mir ein, daß ich dich so zur Gefährtin habe; der sanfte Druck, mit dem ich die Fremde an mich zog, galt dir; mein verstohlener Seufzer dir, und dir der gottlose Kuß, den ich leise auf — ihre Hände drückte. Aber zu

einem Weibe, dessen Busen nach der Melodie des sanften Odems steigt und fällt, dessen Anschmiegen mit einer fremdartigen Gluth erfüllt, — zu solch einem Wesen setze man einen Mann von Schnee, aber keinen Hagestolz, ach! von neununddreißig Jahren.

Schönes Morgenroth.

Sanft schlich der Wagen im Sande fort. Ich ließ den Pferden ihren beliebigen Schritt, hielt meine schlummernde Unschuld fest im Arm, schloß die müden Augenlieder, um bequemer von Friederiken, Pfarrei und allen Himmeln zu träumen, die mir das Wachen nicht gab, und so ward aus dem willkührlichen Geträum zuletzt wirklicher Schlummer.

Ich und meine Schlafgenossin erwachten fast zu gleicher Zeit, als der Wagen aus dem milden Sande plötzlich über einen holprigen Prügeldamm fuhr. Es war schon hell. Vor uns im Hintergrunde der Landschaft brannte ein prächtiges dunkelglühendes Morgenroth, welches blendend auf unsere Augen fiel.

Erst sah ich auf meine braven Pferde, dann auf meine Reisegesellschafterin. Sie rieb sich mit beiden Händen die Augen; ich rieb mir die meinigen. Dann sahen wir uns ganz trocken einander an. Sie rieb sich wieder die Augen; ich mußte

desgleichen thun, denn das Morgenroth hatte mich, glaube ich, blind gemacht. Ich sah sie wieder an; sie mich. Und nun erst war ich überzeugt, daß ich noch schlafe und von Friederiken träume, denn sie saß, so kam es mir jetzt vor, neben mir.

„Aber, mein Gott, Herr Doktor, sind Sie es?" fragte sie mit ihrer leisen, schönen Silberstimme, und betrachtete bald mein Gesicht und den werdenden Schnurrbart — Ueberrest meiner ehemaligen Generaladjutanten-Uniform — bald meinen beschmierten und zerrissenen Bauernkittel.

„Ach Friederike!" rief ich, „wie kommen Sie hieher? und zu mir?"

Jetzt fragten wir nicht mehr. — Unsere Augen verdunkelten sich jetzt in den Thränen wehmüthigen Entzückens — ich ließ das Leitseil fallen — wir schlossen Brust an Brust, Mund an Mund, und in langen Küssen tauschten wir Leben um Leben, Seele um Seele. — — O wir hatten uns wieder, nach der langen, ewigen Trennung, wieder! und wie unverhofft, wie wunderbar! Vergessen war aller Schmerz der Vergangenheit! Vergessen alles Elend des Lebens, meine Sorgen, ihre Thränen; vergessen jede Gewitterwolke der Zukunft. Wir athmeten in einer schönern Welt. Das Irdische fiel von uns — alles war selige Verklärung.

Nur der verruchte Prügeldamm, auf dem der

Wagen so unbarmherzig stieß, daß sich selbst unsere küssenden Lippen beständig von einander verloren und mühsam wieder suchen mußten — nur der Prügeldamm, bei dessen Anlage man vermuthlich solche rührende Szene nicht berechnet hatte — nur er trennte uns, da wir glaubten, der Tod könne uns nicht wieder scheiden. O wie gern wären wir Brust an Brust gestorben!

Ich nahm das Leitseil wieder zur Hand. Und nun gings ans Fragen her und hin. Und ob wir uns gleich sahen, und ob wir einander gleich fest Hand in Hand hielten, als fürchteten wir, uns im engen Wagen von einander zu verlieren, wurden wir doch zweifelhaft, ob wirs auch wirklich wären. — Sie war schöner, als ich sie jemals gesehen; das Morgenroth umstrahlte sie mit einer Glorie. Ich mußte noch einmal das Leitseil fallen lassen.

Was ich von meinen kriegerischen Abentheuern Friederiken erzählte, wissen meine Leser; aber Friederike hörte sie aufmerksamer und begieriger an, als sie gelesen werden mögen. — Die Begebenheiten meiner Verlobten waren ungleich einfacher. Sie hatte von ihrer Herrschaft die Entlassung erhalten. Kurz vor dem Einrücken der Franzosen in die Hauptstadt flüchtete die Herrschaft nach Stettin, und der Himmel weiß, wohin. Friederike schwebte meinetwillen in Todes-

ängsten; bekam endlich einen Brief von ihrer betagten Mutter, und den Befehl, Berlin zu verlassen und zu ihr zu kommen. Sie reisete also, eine gehorsame Tochter, ab, nachdem sie meinetwillen alle nöthigen Anzeigen hinterlassen hatte, fuhr mit Gelegenheit bis Frankfurt, und machte sich von da, weil die Franzosen alle Pferde und Wagen in Beschlag genommen, oder weil sie in dem Augenblick niemand zu einer unsichern Reise hergeben mochte, ziemlich heroisch zu Fuß auf den Weg. Müde und matt kam sie gestern Abend in das Dorf, von wo an ich die Ehre hatte, ihr Leibkutscher zu werden

---

Es wird Tag.

Unterwegs — auch Liebende wollen gefrühstückt haben, und zum Wohnort von Friederikens Mutter waren es noch einige Meilen — verschwand im Wirthshaus unter scharfem Scheermesser der letzte Rest meiner Generaladjutantur von der Oberlippe. Friederike kaufte mir für ihr Geld — ich weiß nicht, wie sie den Trödel auskundschaftete — bei dem Amtmann oder Schreiber einen ehrbaren Ueberrock und Hut, so, daß ich doch, ohne Aufsehen zu erregen, bei einem hübschen, wohlgekleideten Mädchen im Wagen sitzen konnte.

So fuhren wir weiter. Es war Tag geworden; auch in unserm Gemüth ward es sonnenheller

Tag. Verkündet waren wir von der Kanzel, also Hochzeit mußte gemacht werden. Darüber waren wir einig. Ich sollte unterdessen nach Frankfurt am Main schreiben, um meinen Gönner wegen des Ex-Reichsgrafen und der Pfarre zu befragen. Erwählter Pfarrer war ich doch einmal, trotz dem, daß ich im französischen Bivouac nebst den Siegesliedern die Vokation verbrannt hatte. — Friederike hatte beinahe hundert Thaler erspart; davon ließ sich anfangs das Leben fristen. Und wenn alles Unglück zusamenschlug, konnte ich ja irgendwo noch eine Winkelschule anlegen. Mit Brod und Wasser, das fühlten wir, konnten wir glücklich sein; nur nicht von einander getrennt, auch bei allem Ueberfluß nicht.

Indem wir uns in unserer bittern Armuth selig priesen, sie von wohlfeilen Suppen, ich von der Einnahme eines fleißigen Schulmeisters sprach, gings kling! kling! auf dem Fußboden des Wagens. — Wir sahen hinab. Es war ein blanker Louisd'or.

„Hast du ihn verloren?" fragte ich Friederiken.

„Ich habe kein Gold!" sagte sie.

Wir nahmen die milde Gabe, als Nachlaß meines seligen Herrn Employé, für meinen Kutscherlohn.

Nach einer Weile abermals kling! kling! — Wieder ein Louisd'or. — „Wahrhaftig," sagte ich, „wir haben einen guten Schutzgeist, oder

eine gütige Fee, die unser frommes Gespräch gehört hat. Ich hob auch diesen auf, und sah fleißig umher, ob er noch Brüder habe. Alles war leer. Es that mir leid. Bald darauf erneuerte sich das Hexenspiel zum dritten Mal.

„Hier ist's nicht richtig in der Chaise!“ sagte ich, und hielt die Pferde an. Da blitzte mir aus dem Spalt des Kastens von unserm Wagensitz ein viertes Goldstück entgegen. Da war die Goldquelle entdeckt. — Ich erbrach den verschlossenen Sitz mit Gewalt, und fand, was ich immer für das Geräusch und Klirren einer Kette gehalten, einen durchgeriebenen Geldsack. Andere Geldsäckchen lagen, fester gebunden, vertraulich neben einander. Wie mein Employé zu diesem Schatz gekommen, wußte ich nicht; ob er ihm oder andern gehörte, galt mir gleich. Aber Friederike und ich erkannten einhellig, diese Summe sei für unsere bescheidenen Wünsche zu groß — wir könnten sie nicht behalten. Wir legten auch die drei Louisd'or zu den andern, verwahrten das Geld besser, und fuhren gelassen davon, als hätten wir nichts gefunden.

Die alte Mutter Friederikens, entzückt uns zu umarmen, empfing uns segnend. Unser Schatz ward ihr in Verwahrung gegeben; aber ungeachtet aller Nachfragen, die ich wegen Wagen, Pferd, verlornem Geld in die öffentlichen Blätter ein-

rücken ließ, meldete sich nach mehrern Monaten kein Mensch dazu.

So endeten meine Abentheuer. Ich ward reicher, als ich es je zu werden Hoffnung haben konnte, und die schöne Friederike mein Weibchen.

Dem Berliner Freund sandte ich Entschädigung für sein Fuhrwerk, um welches mich der Herr Oberstwachtmeister geprellt hatte; der Pfarrei entsagte ich, und ein einträgliches Landgut, in einer der reizendsten Gegenden, eine von jungen Linden und Kastanienbäumen umschattete Wohnung, die Raum genug für Friederiken, ihre Mutter und mich hat, umschließt mein Paradies.

Hans Dampf

in allen Gassen.

(Bruchstück aus der Chronik von Lalenburg.)

Hans Dampf.

Die Rückkehr des Herrn Hans Dampf von der hohen Schule des Auslandes in seine Vaterstadt wird mit Recht als ein Hauptabschnitt in der Geschichte des lalenburgischen Freistaates und, wenn man will, der gesammten europäischen Welt betrachtet. Wenigstens hielt jeder Lalenburger die Angelegenheiten seines Städtchens für wichtig genug, die Aufmerksamkeit der entferntesten wie der nächsten Völker zu fesseln; und keiner zweifelte einen Augenblick daran, daß die leiseste Schmälerung der alten Rechtsame von Lalenburg, oder von lalenburgischen Patriziern, das heilige Gleichgewicht der europäischen Staaten zerreissen, und die Welt vom Ural bis zum Tajo in Feuer und Flammen setzen müsse. Es ist immer gut, wenn die Bürger eines auch noch so kleinen Freistaates groß von sich selber denken. Um so seltener werden sie kleinlich handeln. Denn großer Rath und kleine That mahnt an Donquixoterie und Gasconade. Auch liegt ja die wahre Größe eines Staates nicht im Umfang seiner Besitzungen, sondern in der Kraft und im lebendigen Geist seiner Bewohner oder zuletzt derer, die den

Stab der Herrschaft führen. Völker sind an sich nichts, als Nullen; nur die Obrigkeit ist die Zahl, welche voran steht und jenen Bedeutung gibt.

Hans Dampf war der Sohn des verstorbenen Bürgermeisters Peter Dampf, eines der größten Staatsmänner seines Jahrhunderts. Peters menschenfreundlicher Geist hatte niemals die Ruhe von Europa unterbrochen, sich auch nicht selten im vertrauten Kreise der Seinigen mit rührender Heftigkeit gegen andere große Mächte geäussert, welche ganze Nationen zu Schlachtopfern ihres Ehrgeizes machten. In seinen Einsichten übertraf er alle Zeitgenossen, in seinen Urtheilen war er unfehlbar, in seinen Entscheidungen vollkommen gerecht, in witzigen Einfällen kam ihm Niemand gleich; und dies alles aus dem einfachen Grunde, weil er die erste Magistratsperson im Staate war. Nicht was er wirklich gethan hat, sondern was er alles hätte thun können, müßte, sollte es beschrieben werden, Folianten füllen und ihn, wo nicht über, doch neben den Herrlichsten der Weltgeschichte setzen. Er starb zu früh für Lalenburgs Glück; nur die Tugenden seines Nachfolgers, Herrn Bürgermeisters Tobias Krach, konnten den gerechten, doch verschwiegenen Schmerz des Staats um den Verlust des großen Peter Dampf mildern.

Der junge Hans Dampf hatte sich auf den

Schulen des Auslandes gebildet, um als Patrizier einst den ihm gebührenden Rang mit Würden einnehmen zu können. In Lalenburg selbst war zwar eine gute Schulanstalt, jedoch diese nur für die Bedürfnisse der geringern Bürgerklasse und der ärmern Patrizierfamilien berechnet. Denn die lalenburgischen Großen hatten längst begriffen, was erst spät andere Staatsmänner zum geheimen Grundsatz ihrer Staatsklugheit machten: daß Aufklärung und Kenntnisse die tödtlichsten Gifte sind, welche man einem Volke beibringen könne. Europa hat den größten Theil seiner Uebel nur der Selbstdenkerei zu verdanken. Kann diese schon in Monarchien so nachtheilig werden, daß der Sekretär oft mehr als sein Minister versteht, und der Kapitän oder Lieutenant die strategischen und taktischen Sünden seines Oberfeldherrn richtig einsieht: um wie gefährlicher muß die Wirkung in Freistaaten sein!

Die Herren von Lalenburg hatten daher frühzeitig die wohlthätige Einrichtung getroffen, daß jeder Volksklasse aus dem Quell der Weisheit nur eben so viel zugetröpfelt wurde, als zur Lebens-Nothdurft und Nahrung erforderlich war. In den paar unterthänigen Dörfern der freien Republik überließ man aus angestammter landesväterlicher Milde den Bauern das Recht, eine Schule zu

haben oder nicht, und den Schulmeister zu besolden, oder nicht. Natürlich fanden die Landleute mit ihrem gesunden Menschenverstande die ewig richtige Wahrheit von selbst: daß ein Bauer zum Pfluge keiner Gelehrsamkeit bedürfe. Sie erwuchsen demnach in Gottesfurcht und frommer Einfalt so gut wie Andere, und wurden dabei dick und fett zu Jedermanns Verwunderung. Ueberhaupt that sich, und mit Recht, die Regierung von Lalenburg auf den blühenden Wohlstand ihres Volkes viel zu gut. Sie betrachtete das Volk wie eine ihr anvertraute Heerde, die gemästet werden sollte. Je fetter der Mann, je ansehnlicher er war. In der Stadt beobachtete man das gleiche Verhältniß. Und so kam, wie von selbst, zu Lalenburg wieder eine der preiswürdigsten Staatsordnungen in Flor, die nur in China, Indien, Aegypten und den berühmtesten Ländern des Orients gehörig anerkannt worden ist. Nämlich der Sohn des Bauers ward Bauer, und konnte in Ewigkeit nichts anderes werden; des Handwerkers Kind ward Handwerker, des Predigers Sohn Prediger, des Kaufmanns Sohn Kaufmann, des Rathsherrn Sohn Rathsherr. Wer anders dachte, hieß ein unruhiger Kopf, ein Rebell, oder was man nachmals Metaphysiker, Jakobiner und dergleichen hieß.

Diesen Geistesfrieden sicherer zu behaupten,

und alle Neuerungen zu verbannen, hatte man die vortrefflichsten Zensuranstalten eingerichtet, welche den Lalenburgern erst spät nachher von andern Ländern nachgeahmt wurden. Schriften und Bücher von sogenannten guten Köpfen wurden mit gehöriger Vorsicht verboten; nur Gesang- und Gebetbücher, auch Traumbücher und Katechismen zu drucken erlaubt. Die Lalenburger Zeitung enthielt einzig ausländische Artikel; von Stadt und Republik Lalenburg durfte kein Wörtchen in der Welt ruchbar werden, damit nicht etwa ein wichtiges Staatsgeheimniß verrathen werde. Nur bei Rathswahlen, und wo etwas ohne Gefahr von der Stadt gepriesen werden könnte, stieß die lalenburgische Fama ins Horn, und billig ward das Rühmliche gepriesen, andern Staaten zum Muster, oder künftigen Geschichtschreibern reichhaltigen Stoff zur Beschreibung großer Dinge zu geben. Dies erweckte dann unter den jungen Patriziern edle Nacheiferungssucht.

Auch Hans Dampf war von derselben entflammt. Aber schon die Natur hatte für diesen liebenswürdigen Jüngling viel gethan. Er schien zu großen Dingen geboren. Billig setzen wir an die Spitze seiner Vorzüge das seltene Verdienst, daß er nicht nur reich war, sondern auch noch reiche Vettern und Basen zu beerben hatte. Schon das stille Bewußtsein, Geld zu haben all-

zur Herrschaft geboren zu sein, erhebt über den großen Haufen und macht verständig, rechtschaffen, geistvoll und liebenswürdig. Ohnehin von angenehmer Gestalt, sah man es ihm an, wohin er auch kommen mochte, daß er um seines Selbsts willen geschaffen sei; in seinen Worten, in seiner Haltung, in seinen Bewegungen herrschte eine gefällige Leichtigkeit, ein Anstand, ein ungezwungenes Wesen, welches man bei jedem Andern, der von geringerm Herkommen gewesen wäre, Ungezogenheit oder Dummdreistigkeit genannt haben würde. Er wußte mit edler Freimüthigkeit über Alles zu sprechen, was er verstand und nicht verstand; war kenntnißvoll ohne Schulfuchserei, denn er hatte seine Kenntnisse aus Journalen und gelehrten Zeitungen geschöpft, die ihm das Lesen pedantischer Bücher ersparten und doch deren Geist mittheilten. Zu sogenannter Gründlichkeit des Wissens fehlten ihm ohnehin Laune und Beruf. Er war rastlos thätig, man möchte sagen, quecksilbern; mischte sich in Alles; wollte Alles wissen, Alles sagen, Alles thun, — genug, er hatte jene Eigenschaften in vollem Maaße, die an geringern Personen für Naseweisheit gelten, aber als Universalgenialität bei großen Staatsmännern geachtet werden müssen.

In allen Gassen.

Auf der hohen Schule hatte ihm die Lebhaftigkeit seines Geistes manche kleine Unannehmlichkeit verursacht, und von rohen Menschen zuweilen sogar Schläge. Doch nur gemeine Seelen lassen sich von irdischen Unfällen schrecken. Er blieb sich gleich. Erhaben über jeden Sturm des Schicksals und über die Schmerzen seines Rückens, verfolgte er die erwählte Laufbahn, welche ihm unter seinen Mitschülern den etwas dunkeln und seltenen Namen eines Stänkers erwarb, der aber auf dem Thron eines Weltherrschers mit Recht in den Beinamen des Großen verwandelt worden sein würde. Denn bekanntlich ist nichts an sich groß oder klein, sondern wird es erst durch Ort, Zeit und Umstände. Alexander der Große so gut als sein schwedischer Nachahmer Karl der Zwölfte, Karl der Große so gut als sein korsischer Nachahmer, jeder war zu seiner Zeit ein Hans Dampf in allen Gassen, und spielte in den Leidensgeschichten der verschiedensten Nationen seine unvergeßliche Rolle, ohne dafür gesegnet zu werden.

Eben diese Schmetterlingshaftigkeit des Gemüths, dies überall sein und nirgends, dies Alles in Allem sein, zeichnete den edlen Jüngling nicht minder unter seinen Mitbürgern aus, als in der

Fremde. Seine Mitbürger hatten ohnedem die Gewohnheit, etwas langsam zu denken und vorsichtig einherzuschreiten. Das Glück war ihm hold in Allem. Kein Wunder, wenn die meisten Lalenburger ihn für eine ausserordentliche Erscheinung in der Welt- und Menschengeschichte hielten, und zuletzt alle Spiele des Zufalls für Werke seiner Kraft ansahen, und Sachen auf die Rechnung seiner Vielthätigkeit schrieben, von denen er selbst gar nichts wußte.

Sobald er in seine Vaterstadt zurückgekommen war, bemerkte man, daß er an Jahren und Körper zugenommen hatte. Er ragte in der That um eines Kopfes Länge über die meisten seiner Mitbürger hervor, und daher gab man ihm, zur Unterscheidung von andern Gliedern des Dampfischen Geschlechts, den Beinamen des Großen. Daß es auch eine Größe des Geistes geben könne, welcher solch ein Beinamen gebühre, kam keinem Lalenburger in Sinn.

Nach einigen Jahren, da der große und souveräne Rath der Stadt und Republik erneuert oder vielmehr nur ergänzt wurde, gelangte er durch Recht der Geburt in die Würde derer, welche die höchste Gewalt übten, Gesetzgeber des Staats waren, und aus welchen diejenigen genommen zu werden pflegten, welchen man die höchsten Ehrenstellen ertheilte.

Natürlich mußte es einem aufstrebenden Manne kein geringes Vergnügen sein, zu den Vätern des Vaterlandes zu gehören. Diese Benennung, die höchste und ehrenvollste, welche das erhabene Rom einst seinen vortrefflichsten Regenten gab, und in neuern Zeiten nur die Schmeichelei der Völker ihren Fürsten beilegte, ertheilten sich in gutmüthiger Einfalt die Herren Rathsherren von Lalenburg sowohl gegenseitig in ihren feierlichen Reden, als in öffentlichen Verkündundungen, selbst wenn sie etwa nur eine Fleisch- und Brodtaxe bekannt machten. Bald nach dieser Standeserhöhung warf ihm das Glück noch die Würde eines Staatsbaumeisters der Republik zu.

Ich sage, das Glück. Denn mit Ausnahme der Konsulwürde, welche vom geheimen Stimmenmehr in förmlicher Wahl abhing, wurden zu Lalenburg ohne Ausnahme alle übrige Aemter durch das Loos vertheilt. Diese vortreffliche Einrichtung verdient mit Recht bewundert zu werden. Denn nicht nur ward dadurch allem Entstehen von Faktionen und Parteien vorgebeugt, die in Republiken durch den Ehrgeiz der Bürger gewöhnlich um Erlangung hoher Würden veranlaßt werden, sondern die Ernennung empfing damit ein geheiligtes Ansehen. Es waren nicht Menschen, es war der Himmel selbst, welcher durchs Loos den Würdigsten bezeichnete. Nun geschah

freilich nicht selten, daß dadurch ein Metzger Oberschulrath, ein Barbier Oberpostmeister, ein Garkoch Großschatzmeister der Republik ward. Aber dies beförderte eine Mannigfaltigkeit der Geistesbildung, welche sonst nirgends leicht gefunden wird. Auch bewährte sich immerdar das alte, sinnvolle Sprichwort: wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand; ein Sprichwort, welches ursprünglich aus Lalenburg stammt, wie Jedermann weiß.

Hans Dampf war daher keineswegs verlegen, als er, der in seinem Leben kaum ein Kartenhäuschen gebaut hatte, Staatsbaumeister der Republik ward. Er übernahm die Aufsicht über die zwei öffentlichen Brunnen der Hauptstadt, über die Landstraßen der Republik, auf denen man ohne besondere Mühe am hellen Tage Hals und Bein brechen konnte, und über sämmtliche Staatsgebäude, wozu vornehmlich das Rathhaus, die Schule und das Spritzenhaus gehörten, nebst Kirche und Pfarrwohnung.

Seine Jugend, sein Reichthum und die neuen Ehrenstellen machten ihn zu einer hochwichtigen Person im Staat. Alle Jungfrauen und Mütter von Lalenburg dachten mit stiller Erwartung an ihn, und Hans Dampf dachte natürlich auch an sie. Aber der Schönheiten waren so viel, daß die Wahl schwer ward.

Er flatterte also prüfend von Blume zu Blume. In allen Gassen hatte oder nährte er eine kleine Liebschaft. Bald waren in Lalenburg keine Bürgerstöchter mehr, die nicht Ansprüche auf das Herz dieses Alcibiades machen zu können meinten.

Hans Dampf.

Vettern und Basen, da sie seine Unentschlossenheit sahen, traten endlich zusammen, über die Wahl der künftigen Frau Staatsbaumeisterin Rath zu halten. Man erwog die zu einer Heirath unentbehrlichsten Erfordernisse der Töchter des Landes, als da sind Vermögen und Familie. Und nach langem Bedenken, Forschen und manchem beseitigten Aber und Wenn fiel die Wahl der Vettern und Basen einhellig auf Jungfrau Rosina Piphan, einzige Tochter des Herrn Seckelmeisters der Stadt und Republik, Enkelin des vor zwölf Jahren selig verstorbenen Bürgermeisters der Republik, Verwandtin der angesehensten und reichsten Häuser der Stadt, und dabei selbst die reichste Erbin unter allen jetzt zu Lalenburg blühenden Schönen.

Hans Dampf bemerkte freilich mancherlei gegen die Person dieser Auserwählten; allein wahrhaft Gründliches nichts. Sie war um ein Gutes älter als er, aber sie war die Enkelin

eines Bürgermeisters. Sie hatte einen etwas unförmlichen Auswuchs auf dem Rücken, aber sie hatte Geld. Sie war dazu von so kleiner Gestalt, daß sie, ohne die Hand über den Kopf zu strecken, nicht einmal Arm in Arm mit ihm durchs Leben wandeln könnte; aber er konnte sich ja bücken oder mit etwas gekrümmten Knieen verkleinern.

Nachdem also Alles zum Vortheil der kleinen Rosine entschied, ward die Unterhandlung sogleich bei den Aeltern derselben in erforderlicher Form eingeleitet. Hans Dampf ließ es sich gern gefallen, daß man die Mühe für ihn übernahm. Diese wurde mit dem besten Glück gekrönt. Der Tag erschien, da er selbst feierlich beim Herrn Seckelmeister und der Frau Seckelmeisterin um die Hand ihrer Erbin anhalten sollte. Zu dieser wichtigen Handlung, die übrigens, der Sitte gemäß, als großes Geheimniß betrieben ward, mußte der vornehmste Theil der beiderseitigen Verwandtschaft eingeladen und ein glänzendes Abendessen veranstaltet werden.

Hans Dampf freute sich noch mehr auf den Schmaus, als auf die Braut. Er konnte an dem bestimmten Tage kaum den Abend erwarten und die zum Geheimniß des Festes nöthige Dunkelheit. Inzwischen freute sich die sämmtliche Vettern- und Basenschaft nicht nur auf den Verlobungs-

schmaus, sondern auch auf die Ueberraschung der ganzen Stadt am folgenden Tage, wenn das Geheimniß laut werden und Glückwunsch um Glückwunsch herbeiströmen würde. Der Staatsbaumeister hatte sich schon am Morgen des wichtigen Tages festlich schön gekleidet, und es that ihm nichts so leid, als in diesem Putz bis zur Nacht warten zu müssen. Seine Eitelkeit dachte nebenbei an manche seiner Gefälligen und Spröden in der Stadt, denen er gern nun als der wahre Liebesgott von Lalenburg erschienen wäre.

Um wenigstens einige Bewunderung einzuärnten, wanderte er aus.

In allen Gassen.

Den ersten Besuch legte er beim Herrn Stadtpfarrer ab, der nebst seiner Gemahlin ihn immer mit christlicher Liebe aufzunehmen pflegten. In der That hatten sie eine recht hübsche Tochter, eine fromme Susanna, die wohl werth gewesen wäre, Frau Staatsbaumeisterin zu werden. Herr Dampf sah die Blondinen überhaupt gern, und diese geistliche Blondine besonders. Er hatte dazu den allen großen Männern eigenen Fehler, daß er für diejenige Schönheit am lebhaftesten brannte, der er am nächsten stand.

Es war Nachmittags. Die Zeit floß unter

angenehmen Gesprächen über die Haushaltungs- und Ehestandsgeschichten der Nachbarn vorüber. Man brachte den Kaffee. Um einen schwarz lakirten, mit großen goldenen Landschaften japanisch verzierten runden Tisch, der auf einem säulenförmig gewundenen Beine ruhte, setzten sich rechts und links der Herr und die Frau Pfarrerin, und dem zärtlichen Hans Dampf die sittige Susanna gegenüber. Sie bediente ihn zuerst mit dem dampfenden arabischen Trank. Der Baumeister hatte Susannen noch nie so schön gefunden, als heute; vielleicht eben darum, weil er heute und nach wenigen Stunden seine Freiheit an die kleine Rosine auf immer verlieren sollte. Er verglich im Stillen sein reizendes Gegenüber mit dem Schatzkästlein, welches ihn auf den Abend erwartete; aber gegen Susannens goldenes Haar, welches sich so schön um ihre weiße Stirn kräuselte, war alles Gold und Geld der Jungfer Seckelmeisterin Plunder; und bei Susannens blauen Augen, beim Anblick ihres rothen Mundes, ihres schneeweißen Halses und was sonst mit dem in Verbindung war, vergaß man gar leicht Rosinens ganze preiswürdige und vornehme Verwandtschaft. Als er nun noch dazu von ungefähr unterm Tisch ihren kleinen Fuß im engen Schuh und zarten, weißen Strumpf erblickte, und dabei an Rosinens breiten, männlichen Fuß dachte,

loderte sein Herz in hellen Flammen. Er vergaß die erkorene Braut, und wünschte sich kein anderes Paradies, als in welches ihn allenfalls Susanna einführen könnte. Es that ihm recht weh, daß sie die schönen Augen züchtiglich vor sich niedergesenkt und der Kaffeetasse zugewandt hielt. Nicht einmal seine neue veilchenfarbene, seidene Weste konnte ihre Blicke fesseln. Er hätte ihr gern die süßen Gefühle, die ihn bewegten, erklärt, hätte ihn nicht die Gegenwart der Aeltern geschreckt. Doch konnte er sich nicht enthalten, ihr, indem er mit seinem Fuß dem ihrigen nahte, durch einen sanften, zärtlichen Druck auf denselben zu verrathen, wie gern er mit ihr in Berührung stände.

Zum Unglück hatte er aber nicht bemerkt, daß Suschen ihren Fuß zurückgezogen, und die Mutter dagegen auf die Stelle desselben ihren eigenen gesetzt hatte. Dieser aber war nicht minder empfindlich, als jener der siebenzehnjährigen Schönen; denn die Frau Pfarrerin klagte schon seit langer Zeit über sogenannte Krähenaugen. So erklärt sich's, daß der verliebte Fußtritt des Baumeisters ihr nicht nur ein Mordiogeschrei auspreßte, sondern unter der verzweifelten Anstrengung der Frau Pfarrerin, ihren Zehen aus der unerwarteten Klemme zu retten, der einbeinige japanische Tisch mit dem ganzen Kaffeemahl seit-

wärts flog. Weil aber niemand so unhöflich war oder sein wollte, Kaffee, Milch, Zucker und Semmeln in Masse für sich allein zu nehmen, warf Jeder in Eile den Tisch zurück, so daß er, wie ein Ball, nach allen Richtungen rund umher flog und Jeglichem einen Theil seiner Ladung abtrug.

Alle waren gleich sehr erschrocken, weil Keiner auf diesen Streich des Schicksals gefaßt gewesen war. Die schwarzen Beinkleider des Pfarrers leuchteten so gut als des Baumeisters veilchenfarbene Weste von einer neuen Milchstraße, und die Frau Pastorin mit ihrer Tochter baten Herrn Dampf mit hundert Knixen um Verzeihung wegen eines Vorfalls, der ihre schönen weißen Schürzen mit kaffeefarbenen, abentheuerlichen Gestalten verziert hatte. Dampf sah sehr gut voraus, daß am Ende seine Verlegenheit und Schuld am größten werden würden, da man nach dem ersten Schrecken dem Ursprung alles Uebels nachzuforschen anfing. Er fand, es sei ohnehin spät, und nahm Abschied.

Ein regnerischer, wolkenschwerer Himmel hatte den Eintritt der abendlichen Dunkelheit beschleunigt. Hans hoffte sich bei dem seckelmeisterlichen Schmause bald zu entschädigen für das geistliche Abentheuer, eilte nach Hause und von da in seine Kleiderkammer, um die seidene, veilchenfarbene Weste mit einer trockenen zu vertauschen.

Dies vollbracht, trat er ans Fenster, um zu erforschen, ob der Regen noch fernere Sicherheitsmaasregeln nothwendig mache. Allein der Regen war plötzlich vergessen, da ihm, wie er das Fenster eröffnete, statt Wasser Feuer entgegen kam; kein irdisches, sondern ein wahrhaft überirdisches Feuer, nicht vom Himmel, sondern aus den schwarzen Augen einer hübschen Nachbarin, Namens Katharine.

Diese Nachbarin war niemand anders als die Tochter des Herrn Platzmajors Knoll. Sie wünschte sich aber in der ganzen Stadt keinen bessern Platz, als im Herzen des Herrn Staatsbaumeisters; auch glaubte sie längst im Besitz desselben zu sein. Denn Herr Dampf, so oft er in ihrer Nähe sein konnte, liebte keine Andere als sie; und er befand sich oft in ihrer Nähe, obgleich der Herr Platzmajor übrigens sein guter Freund und Gönner nicht war. Denn beide hohe Staatsbeamten hatten bei einer Kindtaufe um Rang und Vortritt einen diplomatischen Streit gehabt. Der Platzmajor behauptete schon als erste Militärperson erhabener denn Herr Dampf zu sein; dieser aber bewies dagegen, daß weil ein Staatsbaumeister neue Schöpfungen aufzurichten, ein Kriegsheld nur zum Zerstören da wäre, ihm in jeder Rücksicht der Vorzug gebühre. Obgleich nun der Staatsbaumeister noch nichts gebaut, und der

Platzmajor weder eine Stadt noch einen Platz zerstört hatte, dauerte doch der Prozeß um den Rang schon seit Jahr und Tag vor Räthen und Bürgern.

Die kleine Katharine hingegen mit den Feuerblicken war ganz und gar nicht der Meinung ihres Vaters. Wenn es sein konnte, war sie gern hinten hinaus, wo die Fenster ihres Hauses den Dampfischen Fenstern gegenüber standen. Die ganze Straße war übrigens kaum drei Schritte breit, recht eng und für Liebende gemacht, die sich in der Stille dies und das zuzuflüstern hatten, ohne daß es die Leute hören sollten, die darunter auf der Gasse wandelten.

Man flüsterte sich also einen guten Abend her und hin; man sagte sich allerlei Schönes, und Hans beklagte, was er schon oft mit der größten Wehmuth betrauert hatte, daß die Straße nicht noch um einen Schritt schmäler sei, damit er Katharinens niedliche Hand über der Straße küssen oder wenigstens berühren könnte. Auch hatte er wirklich schon einigemale, seit er Staatsbaumeister geworden, der Nachbarin geschworen, er wolle von seinem zu ihrem Fenster hinüber eine Brücke bauen, wie hundert Meilen um Lalenburg her keine zu finden sein sollte. Indessen war es aus allerlei Gründen bei der leeren Drohung geblieben, wiewohl Katharinchen vielleicht gegen die

Erfüllung derselben nichts einzuwenden gehabt hätte.

Dieser Brückenbau fiel nun plötzlich dem Herrn Dampf wieder ein, da die Schöne mit den Flammenblicken drüben unter anderm auch erzählte, daß sie froh wäre, ihn und überhaupt einen Menschen zu sehen, weil sie ganz allein im Hause sei und sich beinahe fürchte. So hold hatte ihm die Gelegenheit nie gelächelt, die Burg des Stadtmajors durch Ueberfall zu erstürmen, da die ganze Besatzung abgezogen war. Er bat also auf der Stelle um Erlaubniß, seine Luftbrücke errichten zu dürfen; und ohne Antwort zu erwarten — ein Brett war bei der Hand — vollzog er das kühne Werk. Zwar die Schöne ängstigte sich außerordentlich über die Gefahren dieser Luftreise; der Baumeister wollte aber schlechterdings nun auch einmal seiner Würde Ehre machen, und Baumeister in der That sein. Ohnehin wußte er aus allen Romanen und Schauspielen sehr gut, wie sehr männlicher Muth und ein Wagstück ungewöhnlicher Art den Schönen zu gefallen pflegen. Er segnete die Bauart von Lalenburg, welche die nachbarlichen Vertraulichkeiten erleichtert, legte das Brett von Fenster zu Fenster, und kroch mit gehöriger Vorsicht kühn hinaus ins

Freie. Entdecken konnte ihn nicht leicht Jemand, denn es war finster.

Diese Stockfinsterniß, so vortheilhaft sie sein mochte, hatte jedoch auch einen kleinen Nachtheil. Denn Katharinchen, als es das Ende des Bretts in das ihr gehörige Fenster zog, bemerkte leider nicht, daß es zuviel that; und der Zunftmeister Pretzel, seines Handwerks ein Töpfer, bemerkte nicht, welches Gewitter über ihm schwebte, da er unten auf der Straße mit einem Wagen voll irdenen Geschirrs fuhr, welches dem Jahrmarkt eines benachbarten Städtchens zugedacht war.

Wie nun oft widrige Umstände im Leben zusammentreffen, um den Sterblichen alle Lust an der besten Welt zu verderben, so geschah es leider auch hier. Die Brücke verlor ihren Stützpunkt am Dampfischen Fenster. Das Brett glitschte; und obwohl Jungfer Katharine es mit beiden Händen hielt und zu sich ins Kämmerlein zog, fehlte doch der Baumeister darauf.

Hans Dampf war hinab, dem Zunftmeister Pretzel in alle Töpfe gefahren; aber so glücklich oder unglücklich, daß er zwar gesund darauf zu sitzen kam, hingegen den ganzen Marktkram in Scherben verwandelte. Dies verursachte ein so schauerliches Geknatter und Getöse, daß der Zunftmeister, welcher vor dem Pferde herging, wo nicht den gänzlichen Einsturz des Himmels, doch eines

Hauses erfahren zu haben glaubte. Das Pferd, nicht minder erschrocken, that einen gewaltigen Satz, und war damit zur Straße hinaus auf den Rathhausplatz.

Der Zunftmeister, neugierig, wie viel ihm vom Wagen übrig geblieben sei, hielt an, und war im Begriff, die Untersuchung, so gut sie sich in Eile und Finsterniß machen ließ, anzustellen, als er zu seiner nicht kleinen Verwunderung einen Menschen von seinem Wagen springen sah, der noch einige Dutzend Schüsseln unter erschrecklichem Geprassel mit sich riß. Offenbar schien ihm das nun ein diebisches Wagstück oder sonst ein Werk der Bosheit. Er sprang mit vieler Geistesgegenwart hin, den Thäter handfest zu machen, der, wie bekannt, kein Anderer als der Staatsbaumeister war. Doch statt seiner — denn der bescheidene Hans Dampf schlich sich davon, um seinerseits alles Aufsehen zu meiden — ergriff der zornige Töpfer den Schuhmacher Ahl, wohlverdienten Oberzunftmeister. Diesen führte sein Schicksal sehr ungelegen aus dem Rathskeller dieses Weges am Unglückswagen vorbei. Herr Pretzel packte den edeln Oberzunftmeister mit so fürchterlicher Inbrunst, und umklammerte ihn so fest, daß er sich nicht regen konnnte. Eine Klapper- oder Riesenschlange hätte ihn nicht mächtiger umwickeln können. Dabei schrie der Töpfer mit einer Stimme,

die weit hinaus über Thore und Ringmauern der Stadt vernommen werden konnte: „Zur Hülfe! Räuber, Mörder, Diebe!“

Der bedrängte Oberzunftmeister, welcher in der That größere Ursache zu haben glaubte, zu solchen Ausrufungen Zuflucht zu nehmen, versäumte sie auch nicht. Freventlicher war nie ein Landfriede gebrochen worden. Im Gefühl seiner Unschuld und Todesgefahr schrie er wetteifernd mit dem Wütherich, der ihm fast die Rippen brach: „Mordio! Feurio! Banditen, Mörder, Straßenräuber!“

Dies Geschrei, dergleichen man seit einem vollen Jahrhundert nicht in Lalenburg gehört hatte, verbreitete über die weite Nachbarschaft panisches Schrecken. Jedermann verriegelte in Behendigkeit Hausthüren und Fensterladen von innen, weil man eine ganze Diebesbande in den Straßen vermuthete. Und wer auf den Gassen wandelte, floh eilfertig in entgegengesetzter Richtung davon, um den Mördern nicht unter die Fäuste zu gerathen. Die Stadtwachen an den Thoren, meistens alte, gichtbrüchige Leute, denen der löbliche Magistrat das Gnadenbrod gab, ergriffen zitternd ihre Hellebarden, flohen ins Wachthaus, verrammelten sich darin aufs Beste und schworen, Alle für Einen und Einer für Alle zu sterben, wenn man sie überfallen und angreifen

würde. Der Platzmajor Knoll aber, welcher zufälligerweise auf dem Heimweg zu seiner Behausung war, den Lärmen vernahm und das Durcheinanderrufen von Mördern und Räubern, riß klüglich den langen Federbusch von seinem Hut, damit ihn Keiner von der Bande für eine Militärperson halte, und flüchtete keuchend in den Rathskeller zurück.

Da nun auf diese Weise den Kämpfern Niemand zu Hilfe kam, hörten sie nach einer guten Viertelstunde auf zu schreien, weil ihre Stimmen ziemlich heiser geworden waren. Sie hatten inzwischen ihre Kräfte auf mannigfaltige Weise gegen einander versucht; mehr als einmal neben einander auf dem Erdboden gelegen, mehr als einmal das Gefecht erneuert, ohne daß Einer über den Andern entscheidenden Sieg errungen hätte. Beide des fruchtlosen Kampfes satt, wollte doch Keiner den Andern fahren lassen. Sie schleppten einander also, Jeder in gleicher Absicht, zu einem benachbarten Hause, wo ein Metzger wohnte, der Beider Gevatter war. Nach langem Bitten, daß man ihnen die Thür öffne, geschah es. Der Metzger glaubte in den bekannten Stimmen Mitbürger zu hören, die dem Blutbade auf der Gasse glücklich entronnen wären. Als sich nun beim hellen Kerzenschein der Schuhmacher und der Töpfer erkannten, erneuerten sie ohne Zeitverlust

mit verdoppeltem Zorn ihre Balgerei. Denn sie waren von der Zunft her noch alte Feinde, und Jeder glaubte zuverlässig, der Andere habe ihm aus Rache einen bösen Strich spielen wollen.

Inzwischen war Hans Dampf in Angst und Schrecken zur Stadt hinaus gelaufen, aus gerechter Furcht vor dem Eigenthümer der zermalmten Töpfe, von dem er sich verfolgt glaubte. Er vergaß Rosinen und die Verlobung mit ihr, und Katharinen am Fenster und ihr Entsetzen beim Anblick des leeren Brettes. Er irrte den ganzen Abend umher, und fand, da er mit einiger Sicherheit heimkehren zu können glaubte, die Stadtthore fest verschlossen. Dieß beruhigte ihn ungemein, denn nun überzeugte er sich, daß auch sein Verfolger eingesperrt sei. Er übernachtete also in einem Wirthshause ausser der Stadt, wo er vorgab, sich auf einem Spaziergang verspätet zu haben.

Hans Dampf.

Folgendes Morgens kehrte er zu guter Zeit in die Stadt zurück, nicht ohne Herzklopfen. Theils konnte der stolze Seckelmeister Piphan sein Ausbleiben von der Verlobung übelgedeutet, theils ihn irgend ein Umstand dem Töpfermeister Pretzel verrathen haben, als Urheber des Unheils.

Noch schlief in Lalenburg Alles gar friedlich.

Als er aber zu seinem Hause kam, fand er vor demselben drei Eilboten eines benachbarten Dorfes, die schon seit mehrern Stunden seiner warteten. Der erste meldete hastig, daß im Dorfe Feuer ausgekommen sei, und man ihn dringend ersuche, die Spritzen zu senden, da er den Schlüssel zum Spritzenhaus und die Oberaufsicht habe. Der andere meldete, es wären schon drei Häuser niedergebrannt, doch aber schon mehrere Feuerspritzen aus den umliegenden Gegenden angelangt. Der dritte zeigte an, die Brunst sei glücklich seit einer halben Stunde gelöscht.

Hans Dampf strich nachdenkend das Kinn, und sprach zu den Bauern, die mit ehrerbietig entblößten Häupten vor ihm standen: „Ihr Esel, wenn euer ganzes Dorf abgebrannt wäre, so würde es eure Schuld sein. Denn ihr hättet zu rechter Zeit kommen müssen, ehe das Feuer angegangen, damit ich zu rechter Zeit dazu hätte thun können. In dem Fall würde ich nicht ausgegangen und nicht Nachts über Land gewesen sein. Doch ist es gut, daß das Feuer nun gelöscht ist. Ein andersmal meldet euch vor Ausbruch desselben, damit man auch Zeit genug habe, die Sprizzen zu probiren. So gehet denn heim, und saget euern Vorstehern meinen Bescheid.“

Er hatte sie kaum entlassen und sein Frühstück eingenommen, als ihn einer seiner Vettern

besuchte, der sich den gestrigen Verlobungsschmaus hatte wohl behagen lassen. Er kam aber mit Aufträgen des Herrn Seckelmeisters Piphan, welchen das Ausbleiben des Staatsbaumeisters so sehr erzürnt hatte, daß er demselben höflichst melden ließ: aus Verlobung, Heirath und Schwiegersohnschaft werde nun und in Ewigkeit nichts werden; er möge sich fernerhin nicht mehr um die Hand der liebenswürdigen buckligen Rosine weiter bemühen, auch sich wohl hüten, das sehr gekränkte seckelmeisterische Haus iemals wieder zu betreten, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, sehr unsanft aus einem von dessen Fenstern zu fahren.

Was nun die Hand der schönen Rosine betraf, tröstete sich Hans gar bald; auch die angedrohte Fahrt aus dem Fenster schien keinen besondern Eindruck auf ihn zu machen, da er den ersten ähnlichen Versuch ziemlich gefahrlos gefunden hatte. Doch war ihm die Ungnade des Seckelmeisters darum nicht minder ungelegen. Denn dieser Mann hatte bedeutenden Einfluß auf den Rath der Stadt und Republik, welchen er auch mit allem Recht verdiente, weil er, bei aller Geistesarmuth, einer der reichsten Leute des Ortes war.

Der Vetter gab indessen nicht undeutlich zu verstehen, daß Herr Piphan vielleicht die Nachlässigkeit seines Eidams in Hoffnung kaum halb so übel empfunden haben würde, hätte nicht der

pfiffige Stadtschreiber Mucker mit seinen gottlosen Anmerkungen den Zorn des Seckelmeisters erst recht tapfer angeblasen. Herr Mucker schien nämlich selber auf den Besitz Rosinens und ihrer Schätze gerechnet zu haben, und war ohnedem Dampfs bester Freund nicht, weil dieser ihm einst, da er sich um die Stadtschreiberstelle bewarb, und bei dem hochpreislichen Magistrat seinen bittweisen Rundebesuch machte, das Gesicht, unter dem Vorwand, es von angespritzten Dinteflecken zu säubern, mit Kienrus eingerieben hatte. Mucker war nicht der Mann, welcher solchen Pagenstreich leicht vergessen konnte, wären auch zwanzig Jahre darüber vergangen gewesen. Er pflegte wenig Worte zu machen, hatte es aber, wie man in Lalenburg zu sagen pflegt, dick hinter den Ohren; sah Keinem in die Augen, wenn er sprach, aber lächelte immer gar verbindlich, wenn er sprechen mußte, sogar wenn er in der Kirche hinterm vorgehaltenen Hute betete; war dabei auf seine angenehme, hagere Gestalt ein wenig eingebildet, und behauptete mit großer Selbstgenügsamkeit, daß kein Schriftsteller in Europa eine so zierliche Hand schriebe, als er.

Hans Dampf erfuhr noch gleichen Tags nicht nur die merkwürdigen Folgen seiner gestrigen Invasion in Pretzels Geschirr, sondern auch, daß der Stadtschreiber Mucker vermuthe, kein Ande-

rer als Hans Dampf könne der Stifter des Unheils gewesen sein. Mucker nämlich hatte, wie er vom Zunftmeister, seinem Nachbar, die Geschichte erfahren, sogleich in eigener Person den Schauplatz der Handlung in Augenschein genommen, und die ersten Scherbenspuren vor der Hausthür des Staatsbaumeisters nebst einem Perlemutterknopf vom Kleide desselben daneben gefunden. Dies und Hans Dampfens Nichterscheinen zur Verlobung schien mit einander in genauester Verbindung zu stehen. Es ging auch die Rede, daß der Stadtschreiber vor Rath förmliche Anklage gegen Hans Dampf, sowohl wegen dieses Vorfalls, als wegen Störung des öffentlichen Landfriedens, als auch wegen der nicht zur Feuersbrunst gesandten Spritze, erheben werde. Der Staatsbaumeister aber, jederzeit unerschrocken, nahm diese Drohung sehr leicht auf. Und obgleich der Seckelmeister Piphan, der Zunftmeister Pretzel, der auf reichlichen Ersatz seines Schadens Anspruch machte, die ganze Sippschaft des Pfarrers, der das Unglück bei der Kaffeevisite in allen Häusern verkündigt hatte, und mancher Andere um ähnlicher Beschwerden willen die Partei des Stadtschreibers vermehrten, verließ sich Hans Dampf doch auf sein Glück, wie ein Cäsar, und auf seine Beredtsamkeit, wie ein Cicero. Unterdessen zettelte er selbst in der Eile eine Verschwörung, wo

nicht gegen den Stadtschreiber, doch gegen dessen langen Haarzopf an, auf welchen sich, als den allerlängsten in Lalenburg, Herr Mucker nicht wenig zu gut that, während doch laut alter Uebung der Stadtschreiber so gut wie ein Bürgermeister verpflichtet war, von Amtswegen eine Lockenperüke zu tragen. Schon vielen rechtschaffenen Bürgern war dieser neuerungslustige Haarzopf ein Stein des Anstoßes gewesen, und einige patriotischdenkende Metzger hatten schon einmal geschworen gehabt, ihm denselben vom Kopf hinwegzuhauen.

Das Gerücht von dieser Verschwörung verbreitete sich schnell durch die Stadt. Denn was auch in Lalenburg und selbst im geheimen Rath der Republik geschah, pflegte jedesmal sogleich im größten Vertrauen von Mund zu Ohr, von Ohr zu Mund zu gehen, bis alle Einwohner beiderlei Geschlechts in das Geheimniß eingeweiht waren. Das Völkchen befand sich dabei recht wohl, und ersparte Geld für Zeitungen.

Beide Parteien rüsteten sich also und warben mit großem Eifer für den kommenden Rathstag. Dergleichen ward alle Woche nur ein einziger gehalten. Ging die Regierung nach beendigter Sitzung auseinander, regierte sich die Republik ohne alle Mühe von selbst; denn der eine Bürgermeister verkaufte in den übrigen Wochentagen Kaffee und Gewürz, der andere fabrizirte Band, der

Seckelmeister schenkte Wein aus, ein Rathsherr machte Wurst, ein anderer Brod u. s. w.

In allen Gassen.

Der große Tag erschien, da die wichtigsten Angelegenheiten der Republik verhandelt werden sollten. Begebenheiten, wie die der vergangenen Woche, waren seit undenklichen Zeiten nicht geschehen. Hans Dampf war inzwischen nicht müßig gewesen. Er hatte allen Schönen der Stadt den Hof gemacht, allen geschworen, er habe nur ihretwillen des Seckelmeisters bucklige Tochter aufgeopfert. Die dankbaren Schönen hatten dafür ihre Mütter, die Mütter ihre Eheherren, und diese ihre im Rathe befindlichen Freunde gegen den ungebührlichen Zopf des Stadtschreibers in Harnisch gebracht. Jedermann erwartete mit Furcht und Zittern den Ausgang der Dinge. Sobald die Rathsglocke läutete, waren alle Lalenburger und Lalenburgerinnen im Geiste auf dem Rathhause, wenn sie nicht Berufs wegen dort sein konnten. Viele Handwerker verliessen ungeduldig ihre Werkstätten, der Schmied den Ambos, der Müller die Mühle, der Leinweber den Wirkstuhl, um auf dem Platze vor dem Rathhaus den Augenblick zu erwarten, da die wohlweisen Herren in Mänteln und Degen die hohen Stiegen aus der Sitzung

herabkommen und ihren Bekannten vertraulich den Gang der Sachen offenbaren würden.

Der Rath war in höchster Vollzähligkeit beisammen. Abwechselnd wandten sich die Augen Aller während der ersten Stille auf die beiden Parteihäupter, besonders auf den Stadtschreiber, vor welchem auf dem Tisch ein paar Scherben von Kochtöpfen neben einem Perlemutterknopf lagen.

Nach Beseitigung der ersten Geschäfte forderte Mucker wirklich das Wort, und schritt zur Anklage.

„Woher soll ich Worte nehmen," hob er an, „um das Verderben zu schildern, welches der unruhige Geist eines unserer Mitbürger über die Republik gebracht hat? Seit der Gründung Roms und Lalenburgs haben viele Menschen gelebt; aber nicht Einer von allen war fähig, in so kurzer Zeit, mit so geringen Mitteln, in so ungeheuern Spielräumen so unheilbringend zu wirken, als Hans Dampf. Ja, ich nenne ihn, o Landesväter, denn schon nennt ihn jedes Kind auf den Gassen, als den Stifter alles Uebels in der Republik. Oder wo wäre ein Haus, welches nicht über ihn zu klagen hätte? Sind Geheimnisse irgendwo verrathen: so war Hans Dampf dabei. Gab es Klätschereien: so half Hans Dampf. Zankten sich Eheleute: so hatte sie Hans Dampf wider einander gehetzt. Mißlang irgend ein Plan: so war Hans

Dampf in die Queer gekommen. Ging eine Verlobung rückwärts: so hatte Hans Dampf die Hand im Spiel. Scheiterte ein Unternehmen: so war es durch die Ungeschicktheit dieses Hans Damrf. Er ist wie zum Elend der Welt geboren, hat seine Nase überall, fährt überall zu, will Alles wissen, Alles machen, Alles bessern, und bringt Alles in Verwirrung."

Nach diesem Eingang, den der Redner mit vielen Beispielen aus der geheimen Stadtgeschichte erläuterte, kam er auf die letzten Begebenheiten, auf die Feuersbrünste, auf die zerschmetterte Töpferwaare, auf den Riesenkampf des Oberzunftmeisters und Zunftmeisters, auf das unermeßliche Entsetzen der ganzen Stadt, auf die nachtheiligen Wirkungen desselben bei Nervenschwachen, Kranken und Wöchnerinnen. Er sprach so rührend, daß der Zunftmeister Pretzel beim Anblick der Scherben sich nicht der Thränen erwehren konnte; so feurig, daß Seckelmeister Piphan vor Grimm feuerroth ward, und der Oberzunftmeister Ahl die Fäuste ballte. Selbst Hans Dampf schien einen Augenblick die unerschütterliche Hoheit und Ruhe des Geistes zu verlieren.

Bald aber ermannte er sich, und begann seine Vertheidigung mit Würde und Klarheit; bewies, daß man aus einigen Scherben und einem Rockknopf, den er auf der Gasse verloren haben möge,

nichts wider ihn beweisen könne, sonst liesse sich auch beweisen, daß der Stadtschreiber vor einigen Wochen den alten Thorthurm, der von selbst zusammengefallen sei, vermittelst seines steifen Haarzopfes eingestoßen habe, weil bekannt sei, daß er mit demselben drei Minuten vorher am Thore vorbeigegangen. Was die Feuersbrunst betreffe, falle die Schuld nicht auf ihn, daß die Spritzen der Hauptstadt zu spät kamen oder gar nicht, weil man ihm das Unglück erst gemeldet, da es geschehen war. Wären aber auch die Spritzen zeitig genug erschienen, würde darum das Feuer nicht minder hell gebrannt haben, weil bekanntlich die Wasserkasten dieser Löschwerkzeuge Alters wegen zerfallen und verfault wären, also daß keine Tasse voll Wasser darin Stich hielte.

Der Stadtschreiber Mucker aber widerredete dem heftig; bewies, daß Hans Dampf allerdings der Urheber alles Uebels sei, und schloß mit den Worten: „So weit, o Landesväter, ist es gekommen, daß es bei mir gar keines Zuredens mehr bedarf, um mich glauben zu machen, daß an dem blutigen Türkenkriege, daß an der großen Viehseuche in Polen, daß an dem fürchterlichen Erdbeben in Kalabrien, daß an dem letzten Sturm, welcher die spanische Silberflotte in den Abgrund des Meeres senkte, niemand anders als Hans Dampf schuld sei. Seit er wieder in unsere Mauern

kam, ist Verwirrung, Zwietracht, Parteiwesen und Lärmen an der Tagesordnung. Noch steht Lalenburg; aber wir Landesväter werden den Untergang dieser uralten, herrlichen und weltberühmten Stadt sehen, wenn wir den Hans Dampf nicht von uns weg über alle Meere verbannen. Wessen ist er nicht fähig? Hat er uns noch nicht der Entzweiung, des Schreckens genug gebracht? Wollet ihr noch Bürgerkriege erleben, Mord und Brand, den Einsturz dieses ehrwürdigen Rathhauses, die Einäscherung unserer Wohnungen?" Und nun fuhr Mucker fort, ein Bild der Verwüstung zu entwerfen, daß allen Zuhörern und selbst dem edeln Hans Dampf die Haare vor Grausen bergan standen, und Jeder den Augenblick vor der Thür glaubte, wo die Zerstörung Jerusalems sich in Lalenburg wiederholen würde.

Angst und Furcht, Schrecken, Verzweiflung und Rache sprachen aus allen Gesichtern. Einige der Senatoren saßen in Gedanken versunken da; Andere schnoben mit erweiterten Naselöchern, und schossen mörderische Blicke auf den Staatsbaumeister; Andere wollten in bangem Entsetzen zu den Ihrigen flüchten, um sie zu retten, sanken aber mit gebrochenen Knieen auf die Bank zurück; Andere wollten das Wort fordern und auf Verbannung des Hans Dampfs antragen, und konn-

ten nur mit vom Zorn erstickter Stimme unvernehmliche Töne hören lassen.

Plötzlich öffneten sich die Thüren des Saals, und der Rathsbote trat herein, einen Brief in der Hand mit einem ungeheuern Siegel. Er übergab ihn dem Bürgermeister und sagte, ein Kurier Sr. Durchlaucht des Fürsten von Luchsenstein habe ihn gebracht. Da spitzten Alle mächtig die Ohren. Der Bürgermeister setzte die Brille auf und gab sich majestätisches Ansehen, indem er geheimnißvoll links und rechts flüsterte: „Depeschen von allerhöchster Wichtigkeit!“ Die guten Lalenburger brannten vor Neugier, und hingen mit ihren Blicken an dem gewaltigen Siegel. Die Zerstörung von Jerusalem war rein vergessen.

Als nun der regierende Bürgermeister den Brief des Fürsten entfaltete, rückten diejenigen, welche dem Oberhaupte der Republik zunächst saßen, demselben so nahe auf den Leib, als sie konnten; die Andern, um keine Silbe, keinen Odemzug des Bürgermeisters zu verlieren, rutschten auf ihren Bänken behutsam nach, daß Einer fast auf den Schoos des Andern zu sitzen kam. Der ganze Saal ward leer, bis auf einen kleinen Platz um den Meister herum, wo sich Köpfe an Köpfe drängten. Dabei herrschte Todtenstille. Obgleich Lalenburg mit dem benachbarten Fürstenthum Luchsen-

stein vielen Geschäftsverkehr hatte, war bisher noch nie geschehen, daß der Fürst unmittelbar dem Rath der Republik zugeschrieben hätte. Der Bürgermeister konnte also mit Recht vermuthen, das Sendschreiben umfasse Gegenstände der höchsten Wichtigkeit.

Er fing nun an zu lesen, aber mit ehrfurchtsvoller, leiser Stimme, der Feierlichkeit des Gegenstandes angemessen. Weil die, welche zuhinterst saßen, die ersten Worte nicht vollkommen verstanden hatten, riefen sie: „Laut gelesen! laut!“ Dadurch wurden die Vordern gestört und geboten einstimmig Stillschweigen. Darüber verloren die Hintern das Vorgelesene gänzlich, und wiederholten ihren Zuruf um lautern Vortrag; Andere begehrten, man solle noch einmal von Anfang anfangen. Die Vordern schrien ungeduldig: es müsse Todtenstille herrschen. Dies Her- und Hinrufen ward immer stärker, weil endlich Alle an dem Lärmen geärgert waren und Jeder für sich die Ruhe herzustellen, und seine Stimme über die Stimme der Uebrigen zu erheben bemüht war. Da nun die Hintersten sich überzeugten, daß bei so bewandten Umständen die Vordersten offenbar den Vortheil hätten, weil sie dem Vorleser zunächst waren, rückten sie nach. Hans Dampf saß wetterschnell dem Bürgermeister vor der Nase. Der Stadtschreiber behauptete, und schrie sich dabei das

Gesicht kirschbraun, Hans Dampf habe ihn vom Platz verdrängt. Es war umsonst. Gleichwie Hans Dampf, hatten auch Andere sich von hinten her vorgemacht. Nun gab es erschreckliches Stoßen, Reissen, Sturmlaufen unter Flüchen und Beschwörungen und Bitten und Seufzen, still zu sein.

Unter diesen tumultuarischen Bewegungen ward dem Bürgermeister am übelsten zu Muth; denn gegen ihn drängte sich, als zum Mittelpunkt, Alles von allen Richtungen her. Da faßte er den großen Entschluß, durch sein Ansehen den Sturm zu beschwören und verstummen zu machen. Mit majestätischem Unwillen stand er auf und stieg, damit er über die Menge hervorrage, auf seinen Stuhl. Indem er aber die donnernde Stimme mit gerechtem Zorn erheben wollte, fuhr ihm durch einen unehrerbietigen Stoß des Gedränges der konsularische Thron unter den Beinen hinweg, und er selbst mit dem fürstlichen Briefe, wie eine stürzende Eiche über niederes Gesträuch, in die ringende Menge hinab. Seine Perüke, die reichlich mit Puder und Pommade das Antlitz des Ober-Zollverwalters färbte und demselben schier das Licht der Augen raubte, ward von diesem im Jähzorn erfaßt und in eine Trutz- und Schutzwaffe verwandelt. Ihr Anblick und ihre Wirksamkeit reizte zu unseligen Nachahmungen des ge-

gebenen Beispiels. Bald war keine Perüke mehr auf den Köpfen sicher; eine um die andere flog empor über die Häupter der Menge, gleich einer Zornruthe, und verbreitete Gewölke in der Höhe, Schmerzen und Zetergeschrei der Getroffenen in der Tiefe.

In dieser traurigen Verwirrung der Dinge reifte plötzlich die lange vorbereitete Verschwörung gegen des Stadtschreibers Zopf. Der Rathsherren einer, seines Handwerks ein Schneider, zog die Scheere und verfolgte damit den Stadtschreiber, welcher wie eine langgeschwänzte Ratze in dem Getümmel umherfuhr. Im Hui war der Zopf glatt am Kopf weg, ohne daß Herr Mucker nur eine Vermuthung seines Unsterns hatte, bis er einen Hieb damit über das Gesicht bekam. Denn ein Anderer hatte dem heimtückischen Schneider die Trophäe entrissen, und weil sie die Länge von anderthalb Ellen haben mochte, sich ihrer wie einer Reitpeitsche bedient.

Als der Stadtschreiber seinen Haarzopf in fremder Gewalt sah, und sich durch schnellen Griff in den Nacken vom ewigen Verlust dieses Kleinods überzeugt hatte, erhob er jammernd und die Augen voll Thränen die Hände gen Himmel, und rief dessen rächende Blitze auf das Haupt des Frevlers herab. Er würde sich nicht halb so sehr gegrämt haben, wäre ihm statt des Zopfes der

Kopf selbst gestohlen worden. Sein Geheul war so übermenschlich, daß die ganze Rathsversammlung darüber mitten im Kampf erstarrte, alle Fehde vergaß und den Unglückseligen schweigend umringte. Wie man aber wahrnahm, daß ihm weder Arm noch Bein, sondern der ohnehin statuten- und amtswidrige Zopf fehlte, lächelte lächelte Jeder schadenfroh, lieferte friedlich die Perüken, wo sie liegen mochten, an ihre Behörden, und nahm den alten Platz auf den Rathsbänken ein.

Der Bürgermeister schüttelte wegen vorgefallenen Unordnungen sehr mißvergnügt das Haupt, welches unter der struppigen Perüke einem wahren Medusen- oder Titushaupt ähnlich geworden. Doch dergleichen lebhafte Debatten gehörten in Lalenburg keineswegs zu den unerhörten Dingen; daher machte man auch diesmal nicht viel Wesens daraus. Man erkannte daraus nichts, als die Aeusserungen bürgerlicher Freimüthigkeit und republikanischen unbefangenen Sinnes. Jeder brachte sein eigenes Haar zurecht, und hielt, was an den Kleidern zerrissen sein mochte, einsweilen mit den Fingern zusammen. Der Stadtschreiber legte seinen entseelten Zopf neben Scherben und Rockknopf auf den Tisch, seine Thränen ins bunte Schnupftuch drückend. Jeder erwartete mit neuer Andacht die Vorlesung des fürstlichen Briefes. Dieser war aber war während des Gewühls und

Gezerrs in viele Fetzen zerrissen worden. Man sammelte sorgfältig die zerstreuten Papierstückchen auf, legte sie vor den Bürgermeister ehrerbietig hin, und überließ seiner Weisheit, daraus das Uebrige zu ersehen.

Das war nun schwer; und so mannigfaltig auch die Stückchen nach allen Richtungen zusammengelegt wurden, kam doch nichts Ganzes heraus. Man las nur einzelne Worte ohne Zusammenhang. Da gerieth der Rath in große Noth und Verlegenheit. Dreimal hielt der Bürgermeister Umfrage, was dem Fürsten von Luchsenstein auf sein Schreiben geantwortet werden müsse, und dreimal schüttelte die erlauchte Versammlung schweigend den Kopf. Endlich erhob sich Hans Dampf und schlug vor, Seiner hochfürstlichen Durchlaucht zu melden, daß Dero Schreiben richtig und glücklich angekommen und verloren sei, daß also ein edler und wohlweiser Magistrat bitten müsse, Se. Durchlaucht wolle geruhen, noch einmal zu schreiben.

Als dieser gute Rath allgemein beliebt worden, fing Mucker, der sich unterdessen noch immer mit Zusammenfügung der Briefstückchen beschäftigt hatte, folgende Worte an aus denselben abzulesen: „Fangen — Hans Dampf — den Hund — tausend Gulden — Preis — seinen Kopf —“

Jeder horchte mit Erstauen auf. „Hier ist", rief der Stadtschreiber, „keine Zweideutigkeit. Hans Dampf ist da wieder im Spiel und hat einen Streich gemacht, der vielleicht ganz Kalenburg ins Unglück bringt. Der Fürst, wie mir's scheint, fordert, wir sollen den Hans Dampf fangen. Er nennt ihn schlechtweg einen Hund, und setzt einen Preis von tausend Gulden auf seinen Kopf. Es muß sich also dieser Hans Dampf wieder einmal ungebeten und ungerufen in Dinge gemengt haben, die ihn nichts angingen. Aber mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen. Mein unmaßgeblicher Rath wäre, den Angeklagten einsweilen im Gefängniß zu verwahren, bis Se. Durchlaucht das zweite Schreiben übersendet, und dem Fürsten nachträglich zu melden, daß der löbliche und wohlweise Rath zu aller Satisfaktion erbötig sei, auch den ofterwähnten Hans Dampf dermalen schon fest gemacht habe."

Der Antrag des Stadtschreibers ward mit Einhelligkeit angenommen, so sehr auch Hans dagegen protestirte und versicherte, er habe mit dem Fürsten von Luchsenstein nie Verkehr gehabt. Man berief die Stadtwächter, welche mit ihren Partisanen alsbald anrückten. Der Platzmajor zupfte seinen Federbusch auf dem Hut etwas länger hervor, stellte sich an die Spitze der Schaar und

führte den Verurtheilten, unter großem Zulauf des Volks, ins Staatsgefängniß.

Hans Dampf.

Die Nachricht von der Verhaftung des Staats-Baumeisters und vom Zorne des Fürsten von Luchsenstein, der ihn nur schlechtweg einen Hund genannt, verursachte in Lalenburg unglaubliches Aufsehen. Jedermann zerbrach sich den Kopf, was Hans Dampf versündigt haben möchte. Ja, so groß war die Bestürzung, daß man sogar am Stadtschreiber nicht einmal den verlorenen anderthalb Ellen langen Zopf vermißte. Man sprach nur von Hans Dampf in allen Gassen, und kein Mensch zweifelte an seiner bevorstehenden Hinrichtung. Einige vermutheten, er werde nur enthauptet, Andere, er werde gehenkt, Andere, er werde wenigstens lebendig verbrannt werden. Viele bedauerten, daß diese Feierlichkeiten nicht zu Lalenburg, sondern in der fürstlichen Residenz statt haben würden; Andere hingegen freuten sich darüber, weil sie so unter gutem Anlaß und Vorwand die Residenz besuchen könnten. Mehrere redeten mit einander ab, die Reise dahin zur Ersparung der Kosten gemeinschaftlich zu machen. Alle Fuhrwerke und Pferde in der Stadt wurden noch selbigen Tags vorausbestellt und in Beschlag ge-

nommen. Man ließ die Schneider rufen und zu neuen Kleidern das Maß nehmen.

Inzwischen mischte sich doch bald auch in diese Betrachtungen und frohen Rüstungen das christliche Mitleiden, wenn man des Delinquenten gedachte, der nun, seines Todes gewärtig, im Kerker schmachtete. Hans Dampf, den Jedermann kannte, der mehr oder weniger in jeder Haushaltung etwas zu schaffen gehabt hatte; Hans Dampf, den alle Mütter schalten und zum Eidam wünschten; den alle Mädchen über die Achsel ansahen, aber immer mit freundlichen Augen unter vier Augen, — Hans Dampf, am Tische ein lustiger Zecher, im Rathe ein trefflicher Redner, unter Basen und Muhmen beim Kaffe ein Erzplauderer, in der Kirche der eifrigste Beter — Hans Dampf, Alles in Allem, der Alcibiades von Lalenburg im Kerker.

Die Wehmuth des Mitleidens ergriff zuerst die Töchter, dann die Mütter, dann die Männer. Kaum trat die Dunkelheit des Abends ein, schlich manche sittige Jungfrau, die sonst seine Blicke öffentlich zu fliehen und schon vor dem bloßen Namen eines unvermählten Mannes züchtig zu erröthen pflegte, mit nassen Augen über die Gasse zum Gefängniß, dem „armen Sünder", wie nun der edle Staatsbaumeister hieß, eine letzte Labung und Erquickung zuzustecken. Die eine kam mit

Würsten, die andere mit Zuckerwerk, die dritte mit kleinen Pasteten, die vierte mit Mandeln und Rosinen, und so jede.

„Ach, lieber gnädiger Himmel!“ riefen die alten Weiber, die Dienstmägde, die Gassenbuben, welche dies bemerkten: „Sie bringen ihm schon die Henkersmahlzeit!“ Und nun war unter der ganzen Bürgerschaft länger kein Haltens mehr. Denn diese Mahlzeit mit dem häßlichen Namen war eine alte lalenburgische Uebung bei zum Tode verurtheilten Missethätern. Einige Tage vor deren Hinrichtung pflegte man denselben an Eß- und Trinkwaaren zu reichen, was sie wünschten und nicht wünschten. Da das Staatsgefängniß ebenen Bodens mit der Straße war, und seine dickvergitterten Fenster gegen diese hinaus hatte, wo im Gitterwerk eine eigene Oeffnung angebracht war, um Speisen einzureichen (denn die Kerkerthür durfte Keinem ohne hochobrigkeitliche Genehmigung geöffnet werden), wurde nun der Platz vor dem Gitterloch bis gegen Mitternacht von Gebern nicht leer. Brod und Backwerk aller Art, Schinken, gebratene Gänse, Hühner, Enten, Tauben, Torten, Pasteten, Aepfel, Birnen u. s. w., nebst Wein- und Bierkrügen, Likörfläschchen, Riechfläschchen u. s. w., krochen durch das Loch. Die Krämer versorgten den armen Synder sogar mit Salz, Pfeffer, Käse, Butter,

Schnupf- und Rauchtabak, so daß der Staatsbaumeister in Gefahr gerathen mußte, unter dem ungeheuern Vorrath, der immer fort hineingestopft wurde, zu ersticken. Er selbst ließ sich vor den menschenfreundlichen Gebern nicht sehen, und antwortete nie auf ihre liebkosenden Trostreden. Doch sagte Jedem das eigene Zartgefühl: Scham und Schmerz mache, daß er sich in die Dunkelheit zurückziehe.

Allein das Zartgefühl war diesmal im Irrthum, und der Staatsbaumeister gar nicht im Staatsgefängniß. Als ihn um die Mittagsstunde der Platzmajor dahin geführt hatte, fand sich, daß das Staatsgefängniß zwar im besten Zustand sei, aber übel verwahrt. Die Thür konnte weder verschlossen noch verriegelt werden, weil Schloß und Riegel eingerostet am mürben Holz hingen. Dies war aber nicht Folge einer Nachlässigkeit des löblichen Raths der Stadt und Republik, sondern eines vierzigjährigen Prozesses zwischen der Stadt und der Landschaft (nämlich den paar zu Lalenburg gehörigen Dörfern) über die Streitfrage: ob die Gefängnisse müßten von der Stadt unterhalten werden, welche das Recht zum Einkerkern hätte, oder von der Landschaft, deren Bewohner die Pflicht hätten, sich einsperren zu lassen. Denn daß ein Stadtbürger ins Gefängniß gekommen, war seit Menschengedenken uner-

hört. Dieser Prozeß war vor dem großen Rath der Republik seit vierzig Jahren behandelt und noch unausgemacht. Alle Jahre war zwischen den Vorstehern der Stadt und den Vorstehern der Landschaft deswegen ein Versöhnungsmahl auf sogenannte „ungerechte Kosten" veranstaltet worden, um dabei die streitführenden Partcien gütlich zu vergleichen. Weil aber beiderlei Vorstehern Wein und Braten des Versöhnungsmahls sehr gut schmeckte, kam die Versöhnung nie zu Stande, theils um nicht die Hoffnung zu einem künftigen neuen Schmaus zu verlieren, theils weil man immerfort auf Kosten des Unrechthabenden schmausete und Keiner Unrecht haben wollte.

Der Platzmajor hatte die kleinen Mängel an der Thüre sogleich vermöge seines natürlichen Scharfblicks erkannt, und die Thür statt zu verschliessen auf der Stelle vernagelt, ja zu allem Ueberfluß noch durch den Stadtschreiber obrigkeitlich versiegeln lassen. Ausserdem stand allezeit ein Stadtwächter mit der Partisane davor. Der Gefangene machte dem Wächter sogleich die triftige Frage: wie er als Gefangener sich in besondern Fällen, die zur Leibes- und Lebensnothdurft gehören, zu verhalten habe? Dem Wächter fiel die Frage auf, und schien ihm wichtig genug, deswegen dem Platzmajor und Stadtschreiber, die noch nicht weit entfernt waren, nachzulaufen und

Verhaltungsbefehle einzuholen. Während dem versuchte der Staatsbaumeister die Beschaffenheit der Thüre, und weil auf der Stelle, wo sie nicht versiegelt und vernagelt war, die Thürangeln beim ersten Druck aus den wurmstichigen Pfosten wichen, ging er hinaus, rückte Thür und Angel wieder ein, und begab sich zur Hinterpforte weg nach Hause, ohne bemerkt zu werden.

Der treue Wächter kam zurück und brachte den unbarmherzigen Befehl des Stadt- und Platzmajors: der Gefangene möge sich in solchen Fällen helfen, wie er könne. Die Schildwache äusserte darüber zugleich ihr aufrichtiges Mitleiden. Weil aber der Staatsgefangene dem Partisanenträger keine Silbe erwiederte, ungeachtet derselbe wohl eine Viertelstunde lang erzählte, tröstete und guten Rath gab, schwieg dieser endlich auch und begnügte sich, von Zeit zu Zeit Nagel und Siegel zu beobachten.

In allen Gassen.

Es war ein wirkliches Meisterstück von Reise, welche der Staatsbaumeister aus dem Gefängniß durch die Stadt nach seiner Wohnung machte, ohne bemerkt zu werden. Er brach in den Hinterhof des Staatsgebäudes durch einen geräumigen Stall, der auch gegen die dahinter liegende Gasse

einen Ausgang hatte. In diesem Stalle wurden die obrigkeitlichen Schweine gemästet, welche bei der Gelegenheit froh waren, in's liebe Freie zu kommen. Von da sprang der Flüchtling in ein nahes Bäckerhaus, welches einst ein Ganzes mit dem nach der entgegengesetzten Straße stehenden Hause gewesen war. Er wußte zwar, daß seit der Theilung Alles vorsichtig vermauert, auf dem Estrich jedoch noch eine Kommunikationspforte offen gelassen worden sei. Behend war er die Treppen hinauf, und weil die Pforte von Mehlsäcken verrammelt war, stürzte er dieselben aus dem nahen Erker in solcher Geschwindigkeit auf die Gasse, daß, ehe der sechste Sack platzend den Boden erreichte, Hans Dampf schon auf der andern Seite hinaus über die Gasse mit einem Sprung in des Platzmajors Haus war, worin sich ein Durchgang nach dem Gäßchen befand, in welchem vor Kurzem Meister Pretzel das berühmte Unglück mit den Töpfen gehabt hatte. Ein neues Hinderniß. Der Platzmajor hatte den Durchgang mit einem neuen Gänsestall verbaut, worin er, weil er nebenbei den Gänse- und Federnhandel trieb, in mehrern Etagen bei dreißig dieser frommen Thiere über einander nährte. Zum Glück war der Stall nicht massiv gebaut; das hölzerne Lattwerk flog links und rechts davon, und der Staatsbaumeister war schon in seinem eigenen

Hause, ehe die Gänse alle, durch ihr Geschrei und Umherflattern, der ganzen Stadt Freude wegen ihrer Erlösung verkündigen konnten.

Wie sehr auch ganz Lalenburg von den großen Ereignissen dieses Morgens überrascht und beschäftigt war, also daß man für nichts Anderes mehr Sinn zu haben schien, als von der Verhaftung des edeln Hans Dampf, von dem fürstlichen Kurier und der im Rathssaale zerrissenen Depeche zu plaudern: mußte es doch kein geringes Aufsehen erregen, als sich plötzlich die Schweine des löblichen Rathes, mit einem L gebrandmarkt, durch die Stadt verbreiteten; dann in einer andern Gasse die Luft vom aufsteigenden Mehlstaube der herabfallenden, platzenden Säcke verfinstert ward, und zuletzt die Gänseschaaren des Platzmajorats schreiend über allen Dachgiebeln flogen. Niemand konnte begreifen, woher diese Wunder alle in den verschiedensten Gegenden zu gleicher Zeit? Einige Politiker argwöhnten, es möge von Anhängern des verurtheilten Staatsbaumeisters ein allgemeiner Aufruhr beabsichtigt sein. Der Stadtschreiber Mucker aber soll zu verstehen gegeben haben, er würde glauben, Hans Dampf sei wieder in allen Gassen rege, wenn er ihn nicht in demselben Augenblicke erst versiegelt und vernagelt hätte, da Schweine, Mehlsäcke und Gänse in's Publikum kamen.

Inzwischen verschlang der Gedanke an die große Sache des Vaterlandes, besonders an die erwartete feierliche Hinrichtung, jede Rücksicht auf geringere Gegenstände, besonders da schon folgendes Morgens der fürstlich-luchsensteinische Kurier im vollsten Gallopp mit einer neuen Depesche zur Stadt hineingesprengt kam. Sogleich ertönte die Rathsglocke. Die Bürgermeister und Rathsherren eilten in Mänteln und Degen zur ausserordentlichen Sitzung mit Geberden voll Tiefsinns und Ernstes. Viel Volks lief neugierig auf dem öffentlichen Platz zusammen; noch mehr aber, als eine fürstlich-luchsensteinische Kutsche kam, um den Gefangenen abzuholen.

Die Sitzung ward eröffnet. Der Bürgermeister setzte die Brille auf, erbrach den großen Brief in Gegenwart der Versammlung, und hob mit lauter Stimme zu lesen an:

„Wir Nikodemus, Fürst zu Luchsenstein, Graf zu Krähenburg, Baron zu Dachsfelden, Herr zu Sauwinkel und Fuchsbergen u. s. w. u. s. w., entbieten den wohlweisen Bürgermeistern und Rath der löblichen Stadt und Republik Lalenburg unsern gnädigen Gruß zuvor. Ehrenveste, Liebe, Getreue! Als wir mißfälligst vernommen, daß unser an Euch erlassenes Missiv verloren gegangen, welches von Wort zu Wort also gelautet hat: „Dieweil einer eurer trefflichen

Angehörigen, genannt Hans Dampf, zu einem unserer Hofjäger geredet, wie er sich unterfangen wolle, jeden Hund vernünftig sprechen zu lehren, und uns dies besondderermaßen wohlgefallen, so soll uns kein Preis zu theuer sein, wenn er unserm Leibhund die menschliche Sprache beibringen kann, als welche demselben, ungeachtet seines natürlichen Verstandes, sehr schwer fällt, wiewohl er schon dermalen das Deutsche, zum Theil auch Französische und sogar Italienische versteht, ohne es jedoch selbst zu reden. Wir ernennen den quästionirlichen Hans Dampf einsweilen zu unserm Hofrath, weisen ihm tausend Gulden zur ersten Einrichtung an, und werden diesen guten Kopf, wenn er reüssirt, zum Erzieher unserer Prinzen machen, sobald dieselben erwachsen sein werden.“ Als erwarten wir von euch, Ehrenveste, Liebe, Getreue, ihr werdet diesen unsern Hofrath Hans Dampf unverzüglich an uns anher senden ohne Verzug. Damit geschieht unser gnädiger Wille.“

Mit den sichtbarsten Zeichen des Erstaunens hörte die löbliche Rathsversammlung diese Vorlesung an. Kein Einziger, vom Stadtschreiber und ersten Rathsherrn an bis zum Weibel an der Thür, war da, der nicht das Maul noch zwei Minuten lang aufgesperrt behielt, auch da nichts

mehr zu hören war. Selbst der regierende Bürgermeister, nachdem er Brief und Brille vor sich niedergelegt, behielt vom Vorlesen den Mund offen und starrte ausser sich in die leere Luft hin.

Einige wunderten sich über den Leibhund Sr. Durchlaucht, der schon in drei Sprachen bewandert war; Andere über Hans Dampfs bisher unbekannt gewesene Geschicklichkeit, Thiere reden zu lehren; Andere betrachteten mit Ehrfurcht die Würden und Aemter, zu welchen der Staatsbaumeister plötzlich emporsteigen sollte, da man gerade das Gegentheil erwartet hatte; Andere zitterten nun vor der Rache des großen Mannes, der aus dem Gefängniß in die Nähe eines Thrones versetzt, Stadt und Republik Lalenburg in seiner Gewalt hatte. Die Todtenstille des Erstaunens verwandelte sich plötzlich in ein heftiges Geschrei, weil Jeder zuerst reden und zu Protokoll geben wollte, er habe in gestriger Sitzung gegen die Verhaftung des Staatsbaumeisters protestirt. Keiner war dabei verlegener, als der arme Stadtschreiber Mucker. Während die Andern in Lobeserhebungen des göttlichen Hans Dampf ausbrachen, den sie den Stolz und die Zierde ihrer Vaterstadt nannten; während sie berechneten, was sie ihm den Abend vorher aus treuer Anhänglichkeit durchs Gitterloch des Staatsgefängnisses von köstlichen Speisen und Getränken zugesteckt hatten, kaute

Mucker seine Schreibfeder zu Schanden und machte Plane, sich mit dem Erbfeind zu versöhnen.

Er trug also zuerst darauf an, eine Deputation des Rathes müsse den fürstlichen Hofrath aus dem Gefängniß abholen und im Triumph zum Rathhaus führen; hier müsse wegen gestrigen Mißverständnisses förmlich um Verzeihung gebeten, dem Hofrath der Ehrenplatz zur Rechten des regierenden Bürgermeisters eingeräumt und ihm das fürstliche Schreiben vorgelesen werden; dann wollte und sollte er, der Stadtschreiber nämlich, feierliche Abbitte thun und sich und die Vaterstadt in die Gewogenheit des erhabenen Mitbürgers empfehlen, damit Hans Dampf nicht gegen Lalenburg, wie ein Coriolan einst gegen Rom, zöge.

Man muß sich über diesen plötzlichen Umschwung der Gesinnungen gar nicht wundern. Mit den Umständen änderten sich bei den Staatsmännern damaliger Zeit Grundsätze, Freundschaften, Feindschaften, Versprechungen, Schwüre und Neigungen so sehr, daß die, welche gestern, im Glück aufgeblasen, dem Andern Fußtritte gaben, heute vor dem Gleichen unterthänigst auf allen Vieren krochen. Das hieß bei ihnen Weltlauf, Politik und Feinheit, und sie befanden sich recht wohl dabei, so schief es auch oft dabei ging.

Hans Dampf.

Hans Dampf, der seine Mitbürger sehr gut kannte, saß wohlgemuth und furchtlos zu Hause, wo ihn seine alte Haushälterin verpflegte. Er wußte sehr gut, daß in wenigen Tagen Alles anders werden könnte; daß seine lieben Lalenburger, groß in Worten, klein in Thaten, ihm, auch wenn er entdeckt werden sollte, kein Haar krümmen würden. Ohnehin tröstete ihn sein gutes Gewissen, denn er hatte dem Fürsten von Luchsenstein noch nie eine Fliege todtgeschlagen.

Wie er aber von der treuen Haushälterin, die von Zeit zu Zeit ausging, Staatsneuigkeiten und Rathsverhandlungen zu erfahren, die seltsame Mähr hörte, er sei zum Hofrath des Fürsten ernannt, um dessen Leibhund Unterricht in der deutschen Grammatik zu geben; die Rathsdeputation habe ihm im Staatsgefängniß vergebens ihre Aufwartung gemacht; die ganze Stadt wäre in ausserordentlicher Bestürzung, sowohl wegen seines Verschwindens, als wegen der unergründlichen Art desselben, da, aufs Genaueste untersucht, Mauer- und Gitterwerk, Nägel und Amtssiegel unversehrt gefunden worden: so bereute er fast seine Flucht. Um also die Sache so bald als möglich in Geleis zu bringen, kleidete er sich aufs Prächtigste, zündete seine Tabakspfeife an, legte

sich damit ins offene Fenster, rauchte ganz harmlos und grüßte freundlich die Vorübergehenden. Er erreichte damit seinen Zweck; denn Jeder blieb stehen und gaffte verwundert herauf; das Gerücht flog wetterschnell durch die Stadt, der wunderbar verschwundene Hofrath rauchte zum Fenster heraus seine Pfeife; Alles lief hin, sich von der Wahrheit des Gerüchtes selbst zu überzeugen, je weniger man daran glaubte. In einer halben Stunde war die Gasse gedrängt voller Menschen von einem Ende bis zum andern; die Honoratioren der Stadt, in die Nachbarschaft zu Bekannten und Freunden geeilt, sahen rechts und links gegenüber, Kopf an Kopf gedrängt, zu den Fenstern heraus, während Schornsteinfeger, Maurer, Zimmerleute und freche Buben ihre bequemen Plätze auf den Dächern gegenüberstehender Häuser wählten, den neuen Hofrath zu sehen, der mit eben so großer Neugier und Freude das Volksgewimmel betrachtete, wie er von demselben angestaunt wurde.

Mit unsäglicher Mühe arbeitete sich die Rathsdeputation durch das Gewühl der Gaffer zu seinem Hause. Er empfing sie mit herablassender Huld. Der Bürgermeister selbst hatte sich nun an ihre Spitze gestellt, und eröffnete seine Rede mit den Worten: „Hoch- und wohlgeborner Herr fürstlicher Hofrath! Leider ist in unserer theuern Vaterstadt

wahr geworden, was Jener spricht: kein Prophet gilt weniger, als in seinem Vaterlande." Aus diesem Text spann der Konsul nun eine lange Glückwünschungsrede, die sich mit schmeichelnden Komplimenten und Entschuldigungen wegen der gestrigen Uebereilung eines wohlweisen Rathes endete. Darauf ward das Schreiben des Fürsten überreicht. Alle Rathsherren weinten Freudenthränen. Der potenzirte Staatsbaumeister hielt nun eine vortreffliche Gegenrede, die so lange währte, bis sich das Volk auf den Straßen verlaufen und die Deputation vollkommen aufgehört hatte, Freudenthränen zu vergiessen. Dann erschien der fürstliche Kutscher und meldete, daß Se. Durchlaucht befohlen, der Hofrath solle noch diesen Abend sich in der Residenz zur Audienz einfinden.

Da war nun nicht zu säumen. Der entzückte Hans Dampf packte ein, und saß nach einer Stunde in der fürstlichen Kutsche. Eine ungeheure Volksmenge war wieder versammelt, ihn einsteigen zu sehen. Jeder nahm in tiefer Ehrerbietung den Hut oder die Kappe bei dem Anblick des goldverbrämten Kutschers und des bestäubten Reisewagens ab. Denn so stolz auch jeder Lalenburger auf seine republikanische Unabhängigkeit und Freiheit war, und wiewohl auch der ärmste Teufel sich als freier Bürger einem König gleich dünkte,

hatte doch jeder Lalenburger immerdar knechtische Ehrfurcht vor allem, was fürstlich hieß.

Hans Dampf mußte noch den gleichen Abend zu Sr. Durchlaucht. Fürst Nikodemus war ein vortrefflicher Herr, dem nur ein Kaiserthum fehlte, um einer der größten Monarchen zu sein; so aber war er nur ein kleiner mit großen Schulden. Zu seinen edelsten Vergnügungen rechnete er, wie billig, die Jagd; und daraus läßt sich erklären, daß an seinem Hofe mehr Hunde als Menschen lebten. Gesellschaften liebte er sonst nicht. Obwohl er eigentlich kein Menschenfeind war, äusserte er doch manchmal in vertrauten Zirkeln, daß er viel darum geben würde, wenn er, mit Ausnahme des Jagdpersonals, alle seine lieben und treuen Unterthanen in Hirsche, Rehe, Wildschweine, Haasen, wilde Gänse, Enten, Schnepfen, Rebhühner und dergleichen verwandeln könnte. Er glaubte, sie würden ihm dann mehr Vergnügen und Nutzen bringen.

„Hör' Er einmal!“ redete der Fürst seinen neugeschaffenen Hofrath an, der ihm in unterthänigster Unterthänigkeit den Rockzipfel küßte: „Ist Er's also, der die Hunde sprechen lehren kann? Sieht Er hier die Fidele? Schade, daß das arme Thier sich nicht mündlich auszudrücken versteht; aber, auf Ehre, was ich dem Geschöpf sage, begreift es.“ Darauf befahl Nikodemus dem Hunde

auf deutsch, französisch und italienisch allerlei, und der Hund vollzog die Aufträge mit bewundernswürdiger Pünktlichkeit.

„He, was sagt Er dazu?“ fragte der Fürst mit freudeglänzenden Augen.

„Wie Ew. Durchlaucht befehlen!“ antwortete der Lalenburger.

„Hofft Er die Fidele zum Sprechen zu bringen?“

„Wenn man uns Beiden Zeit genug läßt —“

„Daran soll es nicht fehlen. Hör' Er einmal, fange Er nur mit dem Deutschen an. Französisch kann nachher vorgenommen werden, wenn das Thier in der Muttersprache hinlängliche Progressen gemacht hat. Er kann hier im Schlosse bei mir logiren. Mein Haushofmeister soll Ihm ein Zimmer anweisen. Er muß sich nun erst das Thier recht attachiren, daß es gern bei Ihm bleibt. Wenn Er Seine Sache gut macht, soll Er noch schöne Recompense haben. Ich werde von Zeit zu Zeit nachfragen, wie es mit den Lektionen geht. Versteht Er auch französisch?“

„Ew. Durchlaucht, zum Unterricht der liebenswürdigen Fidele verstehe ich genug davon; doch wird mir die französische Sprache etwas mühsam zu reden, und zwar blos wegen eines kleinen Fehlers meiner Zunge. Denn es geschieht zuwei-

len, daß sie das Wort nicht gleich herausbringen kann, was ich meine."

„Und italienisch?"

„Ew. Durchlaucht, damit habe ich auf Universitäten guten Anfang gemacht, aber das ist leider schon lange her."

In allen Gassen.

Mit Beihilfe der Hofküche hatte sich Hans Dampf die Gewogenheit und das Zutrauen des fürstlichen Leibhundes in Zeit von vier Wochen vollkommen erworben. Von nun an erkundigte sich der Fürst öfters nach dem Gang des Unterrichts. Der schlaue Hofrath bemerkte jedoch Sr. Durchlaucht, daß ein Mensch selbst wohl vier, fünf Jahre gebrauche, ehe er reden lerne, und ein Kind vor Verlauf des ersten Jahres kaum einzelne Silben lallen könne. Nikodemus fand den Grund sehr vernünftig, und mäßigte seine Ungeduld. Hans Dampf aber, dem sein Leben am Hofe behaglich war, ließ sich wohl sein und empfand nur dann und wann einige Unruhe, wenn er dem Hunde tausendmal ein und dasselbe Wort vorgesprochen hatte, und doch keine Frucht davon sah. Der Hund gaffte zwar seinen Lehrer aufmerksam an, schien aber zum Nachsprechen der Worte viel zu schüchtern zu sein.

Hans Dampf erinnerte sich zum Glück an einen Spaßmacher, den er unter den Studenten auf der Universität gekannt. Dieser pflegte seinem Pudel zuweilen die Schnauze zusammenzudrücken, und ihn durch heimliches Klemmen zum Knurren und Murren zu bringen. Wenn er dann im richtigen Zeitmaas die Hand an der Schnauze ein wenig nachließ, entstand durch das Oeffnen und Zusammendrücken derselben aus dem Rachen des mürrischen Pudels der deutliche Ton Ma Ma. Hans Dampf versuchte das Gleiche bei Fidelen, und es gelang ihm über Erwartung.

Da Nikodemus nach einem halben Jahre den Hofrath ziemlich verdrüßlich um Fidelens Fortschritte befragte, lobte der Lehrmeister seinen Zögling ungemein, und erbot sich, von dessen erstem, kindischem Lallen einige Proben zu geben. Der Fürst versammelte seine Vertrauten, und im Kreise derselben erschien der Hofrath mit einer sehr zuversichtlichen Miene, nebst seinem Zögling.

Vor allem aus bemerkte der Hofrath in einer langen, vortrefflichen Rede, voll feiner pädagogischen Bemerkungen, daß er im Unterricht genau den Gang der Natur beobachte, weil sie die beste Wegweiserin sei. Alle Künstelei in Unterricht und Erziehung sei Thorheit und geisttödtend und verderblich für die lebenden Geschlechter, wie für die ganze Nachkommenschaft. Nur durch die schlechte

Einrichtung des ersten Unterrichts sei das Unglück aller Staaten, der Untergang großer Nationen entstanden und alles Unheil in der Welt. Nebenbei machte er Hoffnung, seine neuerfundene Buchstabirmethode menschenfreundlich bekannt zu machen, wenn man ihm das Geheimniß mit einigen und zwanzigtausend Gulden bezahlen würde, und erwähnte eines großen Entwurfs, eine neue Fibel, mit vielen Kupferstichen, nach seinem eigenen Ideale herausgeben und Sr. Durchlaucht dem Fürst Nikodemus, dem Mäcen und Beschützer der Wissenschaften und Gelehrten, zu dediziren.

Darauf fuhr er fort, den Gang der Natur im Unterricht des menschlichen Geschlechts zu entwikkeln. „Wen," sprach er, „wen lernt das Kind zuerst unter allen Lebenden kennen, wen zuerst lieben? Es ist die Mutter. Und die Mutter ist es, deren Zärtlichkeit es auch zuerst durch sein Stammeln auf die rührendste Weise belohnt. Der süße Muttername ist der erste Klang, welcher den zarten, ungeübten Lippen des Kindes entschwebt! Und so begann auch ich bei unserer talentvollen und liebenswürdigen Fidele. — Nun, Fidele, komm her, sei artig, und sage den hohen Anwesenden den Namen deiner Mutter."

Bei diesen Worten nahm er den Hund schmeichelnd in den Arm, hielt ihm die Schnauze, kniff und stieß ihn von hinten, bis er zu brum-

men anfing, und dann mit tiefer Baßstimme „Mama!“ hören ließ.

Alle Anwesende brachen in ein lautes und fast unendliches Gelächter aus, womit sie ihrem Beifall oder den Empfindungen ihres Erstaunens Luft machten. Des Hofraths gelehrter Ernst, und Fidelens Baßstimme dazu, gaben diesem pädagogischen Akt etwas sehr Feierliches. Aufgemuntert durch diese Fröhlichkeit, ließ der Hofrath den Leibhund sein Kunststück noch mehreremale hinter einander machen, bis sich das Lachen der Gesellschaft in ein lautes Schreien verwandelte und der Fürst um Gotteswillen bat, Fidele solle aufhören.

Se. Durchlaucht waren so entzückt, daß Höchst Sie den Hund an ihr Herz drückten und küßten, ja sich in der Freude bald so weit vergessen hätten, sogar den Hofrath zu umarmen. Dieser empfing die Glückwünsche des Hofes mit vieler bescheidenen Selbstgefälligkeit. Der Fürst gab seinem Hunde Zuckerbrod und munterte ihn auf, in seinem Fleiße fortzufahren. Den Hofrath beschenkte er mit einer goldenen Schnupftabaksdose, worauf sich das Bild des Landesvaters befand. Hans Dampf, von Dankbarkeit begeistert, rief: „O, ich flehe dafür, der Hund soll bald auch zu Ew. Durchlaucht Papa sagen können!“

„Dann bekömmt Er neue Gehaltszulage!“

erwiederte der Fürst, und entließ den Hofrath in den gnädigsten Ausdrücken.

Mit dem Papa wollte es Hans Dampfen nun aber nicht so bald gelingen. Nach einigen Wochen, da sich Nikodemus wieder erkundigte, bemerkte ihm der Hofrath, Fidele werde unstreitig bald Junge werfen, und in solchem Zustande müsse man das arme Thier mit allen Geistesanstrengungen verschonen. Dies leuchtete dem Fürsten ein, und Hans Dampf gewann damit Zeit und ruhiges Leben, wenn er ruhiges Leben verlangt hätte.

Aber er war in der Residenz schon überall bekannt, vertraut und in hundert kleine und große Angelegenheiten verfädelt; sprach überall keck, kühn, zuversichtlich und wie es ihm beifiel, wußte Alles, entschied Alles, veranstaltete Alles. Sein Ansehen beim Fürsten stieg täglich, und aus dem Grunde bei allen Höflingen und Residenzbewohnern. Man hieß ihn schlechtweg nur den Liebling. Der Stadtrath von Lalenburg ordnete auch regelmäßig alle vier Wochen Deputationen an ihn ab, um sich nach dem Wohlsein des erhabenen Mitbürgers zu erkundigen, nannte ihm zu Ehren die enge Gasse, worin sein väterliches Haus stand, die Dampfgasse, und hing sogar, in Ermanglung seines Bildnisses oder seiner Büste, im Rathssaale seinen Schattenriß auf.

Selbst die geheimen Kabinetsräthe des Fürsten machten sich an ihn, um durch ihn auf Se. Durchlaucht einzuwirken, besonders da es um eine neue allgemeine Landessteuer zu thun war, welche Nikodemus zur Fortsetzung seines löblichen Aufwandes eintreiben wollte. Da die geheimen Räthe sehr gegen die Ausschreibung der Steuer arbeiteten, weil das Volk schon genug von Abgaben aller Art gedrückt war, wandten sie sich auch an Hans Dampf, und baten ihn im Namen des schwer gedrückten Landes, den Fürsten zu bewegen, von seinen Forderungen abzustehen.

„Nichts leichter, als das, meine Herren!“ sagte der Hofrath mit der ihm eigenen Zuversichtlichkeit, und begab sich zum Fürsten.

„Aber, hör' Er einmal,“ sagte Nikodemus zu ihm, „ich muß doch Geld haben. Schaff' Er nur Geld, so brauche ich keine neue Auflage zu machen.“

„Nichts leichter, als das!“ erwiederte der Hofrath: „Wie viel befehlen Ew. Durchlaucht?“

„Je mehr, je besser.“

„Vortrefflich. Ew. Durchlaucht müssen nur einen kleinen Bandhandel anfangen, der trägt ungeheure Summen Goldes ein.“

„Einen Bandhandel? Hör' Er einmal, Er ist nicht ein Hans Dampf, sondern ein Hans Narr; ich bin kein Bändeljude.“

„Ew. Durchlaucht geruhen nur die halbe Elle Band zu hundert Nikodemusd'or zu verkaufen, so — —“

„Wer zahlt mir das?“

„Wenn Ew. Durchlaucht einen neuen Ritterorden stifteten, zum Beispiel zu Ehren des Jäger-Heiligen — so etwa einen St. Nimrodsorden; wenn jeder Nimrodsritter das Recht empfängt, ein grünes Bändchen im Knopfloch zu tragen, woran von Gold das Bild von zwei kreuzweis gelegten Jagdflinten, umfangen von einem Waldhorn, hängt, statt des Ordenskreuzes; wenn jeder den Ritterschlag mit dem Waidmesser empfängt, der hundert Nikodemusd'or zahlt, und für den großen Orden tausend Nikodemusd'or Einschreibgebühren — wenn man dabei allerlei Ordensfeierlichkeiten anbringt — ich weiß noch aus Universitätsjahren, welche Wirkung das macht — —“

„Hör' Er einmal,“ unterbrach ihn plötzlich der Fürst, „Er ist wahrhaftig kein Hans Narr. Wir wollen das Ding überlegen. Bestelle Er in der Fabrik sogleich Band und lass' Er die Kreuzdinger von den Goldschmieden dazu machen. Ich will Ihn bei diesem Nimrodswesen zum Ordenskanzler anstellen.“

In der That hätte keine Auflage den fürstlichen Kassen so viel Geld eingebracht, als dieser Bandhandel, wie ihn der Lalenburger etwas un-

schicklich nannte. Denn kaum erschien der Fürst, und sein Halbbruder der Graf von Krähenburg, und Hans Dampf der Ordenskanzler mit dem Nimrodsorden; kaum erfuhr man, daß, wer die etwas hohen Einschreibegebühren erlegen könnte, zum Nimrodsritter gesteigert werde: so entstand zur Ordenskanzlei ein unerhörtes Gedränge. Jeder brachte seine Nikodemusd'or für eine halbe oder zwei Ellen Band; denn Keiner wollte dem Andern im Range nachstehen. In kurzer Zeit trugen selbst Perükenmacher das kleine grüne Band. Dies empörte den gerechten Stolz des Adels und anderer Reichen des Landes. Wie konnten sie mit gemeinen Leuten gleichen Ranges sein? Sie verkauften lieber Haus und Hof, damit sie am breitern Bande das große Nimrodsorden tragen konnten. Das ganze Land ward voll grüner Bänder und Schulden. Fürst Nikodemus schwamm in Freuden; aber seine treuen Räthe verwünschten den erfinderischen Witz des neuen Ordenskanzlers, und zogen daraus die Lehre, man müsse keinen Hans Dampf zum Finanzminister und keinen Bock zum Gärtner setzen.

Hans Dampf.

Hans Dampf hatte aber gerade so viel und so wenig Gewissen, wie ein großer Staatsmann

haben soll, der lieber eine Provinz, als einen seiner Einfälle umkommen läßt, und dem gar behaglich zu Muth sein kann, wenn auch einem ganzen Volke bei seiner Staatsklugheit höchst übel ist. Als ihn eines Tages einer von den treuen Fürstenräthen auf die traurigen Wirkungen der Nimrodswuth aufmerksam machte, erwiederte er: „So wahr ich Hans Dampf heiße, alles Gute hat sein Böses, alles Böse sein Gutes. Wenn es aber Gesetz wäre, daß ein Staatsmann allen Klagen im Lande ein Ende, oder ein Arzt alle seine Kranken gesund machen müßte: wer möchte wohl Staatsmann oder Arzt werden wollen? Darum, lieber Freund, laßt uns getrost sein. Der liebe Gott hat die Welt so vortrefflich geschaffen, daß unsereins lange daran herumfuschern kann, ehe er etwas verfuschert.“

Wirklich mochte diese große Maxime nirgends besser bewährt worden sein, als im Luchsensteinischen. Denn da waren seit mehr denn hundert Jahren abwechselnd alle möglichen und unmöglichen Staatstheorien versucht worden, ohne daß das Land darum öde und menschenlos geworden wäre. Jeder neue Fürst oder Minister machte neue Ordnungen und schaffte die alten ab; der eine baute Klöster, der andere machte Kasernen daraus; der eine legte für Staatsrechnung Fa-

briken an, der andere verkaufte die junge Mannschaft regimenterweise gleich andern Landesprodukten, und hob die Fabriken auf; der eine wollte aus seinem Staate ein großes Harem, der andere daraus einen einzigen Thiergarten machen. Item, die Menschen mehrten und nährten sich dabei nach wie vor, sobald sie nur einmal die große Wahrheit recht beherzigt und sich daran gewöhnt hatten, daß sie zum Vergnügen ihrer Herren und nächstdem auch zu ihrer eigenen Freude geboren wären, übrigens dem neuesten System gemäß heut links, morgen rechts, heut vorwärts, morgen rückwärts marschiren müßten. Auch konnte alles Unheil des Nimrodsordens nichts an der Ehrfurcht, Hochachtung, Liebe und Bewunderung vermindern, mit welcher man dem Ordenskanzler begegnete, wo er sich blicken ließ. Denn er war die Rechte des angebeteten und von seinem Volke vergötterten Fürsten.

Es fehlte ihm dabei nicht an Neidern, aber er bemerkte sie kaum. Auch war er in der Gnade seines Herrn so fest, daß er in den Augen desselben seinen Werth nicht verlor, selbst als die genialische Fidele krank ward und starb. Ohne Zweifel war das arme Thier das Opfer einer Verschwörung und Hofkabale geworden. Denn der Leibarzt hatte am Leibhund Spuren einer Vergiftung bemerkt, und geflissentlich brachte

man das Gerücht vor die Ohren Sr. Durchlaucht, es möge der Ordenskanzler seinen Zögling wohl selbst aus der Welt geschafft haben, um ihn nicht reden lehren und am Ende gestehen zu müssen, daß er ein leerer Prahler sei und die Kunst nie verstanden habe. Hans Dampf hatte aber zu aufrichtige Thränen um Fidelens Tod geweint, und der ganze Hof zu unverhohlene Gleichgültigkeit beim Absterben des edeln Thiers bewiesen, als daß Nikodemus durch boshafte Verleumdungen hätte getäuscht werden können. Im Schloßgarten, unter Thränenweiden und Zypressen, ward dem unvergleichlichen Hunde ein marmorner Obelisk errichtet, und dazu einer der berühmtesten Bildhauer Italiens verschrieben.

Man kann zwar nicht sagen, daß Hans Dampf eigentlich Freunde gehabt hätte; aber wer hat denn am Hofe und in der großen Welt Freunde? Oder wer könnte einzelner Menschen Freund sein, der, wie Hans Dampf, her- und hinfährt und aller Welt angehört? Dabei verlor jedoch der Ordenskanzler nichts. Er war Jedermanns Vertrauter. Nicht nur der Fürst, sondern auch dessen Halbbruder, der Graf von Krähenburg, nannte ihn seinen Allesmacher. Jeder lächelte ihm, er Jedem zu. Selbst die schönen Luchsensteinerinnen lächelten. Allein er war auch ein liebenswürdiger Mann, der nichts übel nahm, und der sein gan-

zes Vergnügen darin fand, die Freuden Anderer zu vermehren.

Freilich gelang ihm das nicht immer vollkommen, und dann hatte er gewöhnlich nachher Todesverdruß und Undank für seinen besten Willen. Ich will nur zum Beispiel die Geschichte eines einzigen Tages erzählen.

In allen Gassen.

Der Graf von Krähenburg hatte lange Zeit eine kleine Liebschaft in der Residenz gehabt. Fräulein Sabine, eine niedliche Brünette, fand sich durch die Anbetung des Grafen sehr geschmeichelt, und veranstaltete gar gern dann und wann mit ihm geheime Zusammenkünfte, um sich unter vier Augen bewundern zu lassen. Ihr Vater kam dahinter, nahm dies sehr übel, und gab den vielbewunderten Korallenlippen seiner Tochter einige höchst prosaische Maulschellen. Herr von Quast, so hieß er, zwar nur ein gemeiner Edelmann, aber uralten Adels, hielt es für schimpflich, daß die Enkelin jener Helden, die schon Kaiser Karls des Großen Kammerherren gewesen, nun zu einer bloßen flüchtigen Liebschaft eines appanagirten Herrn dienen sollte. Auch hütete er von der Zeit an seine minder ahnenstolze Tochter so strenge,

daß sich die Liebenden kaum alle Woche einmal in der Kirche verstohlen sehen konnten.

Natürlich gerieth der Graf darüber in billige Verzweiflung; offenbarte dem Ordenskanzler sein Leiden und versprach goldene Berge, wenn er bewirken könnte, ihn nur ein einzigesmal mit seiner Schönen wieder zusammenzubringen. — „Nichts leichter, als das!“ sagte Hans Dampf, und suchte sogleich Fräulein Sabinen in einer Gesellschaft. Sie bemerkte erröthend dem getreuen Vertrauten ihres Geliebten, daß sie nichts mehr ohne Vorwissen ihres Vaters wagen könne; würde er aber ein Mittel wissen, ihren strengen Vater zu bereden . . .

„Nichts leichter, als das!“ rief Hans Dampf, und begab sich folgenden Tages zum Herrn von Quast, sprach von der Liebe des Grafen zu Sabinen so rührend, machte ihm so ernste Vorstellungen von den gefährlichen Folgen, welche seine Strenge für die unglücklichen Liebenden haben würde, daß der stolze Alte nicht anders konnte, und die Liebe des Paars billigen mußte, in so ferne der Herr Graf seiner Tochter in Gegenwart der Aeltern die Ehe geloben würde.

„Nichts leichter, als das!“ sagte der Abgesandte: „Machen Sie das mit dem Grafen nur selbst ab. Ich werde ihm — denn er ist seit gestern zu Krähenburg — auf der Stelle schreiben,

er solle diesen Abend um acht Uhr Fräulein Sabinen seine Aufwartung machen; alle Hindernisse wären gehoben."

Seines gelungenen Werks froh, schrieb er auch dem Grafen sogleich, er solle nicht fehlen. Es kam ihm nicht in den Sinn, daß der Graf, weit entfernt an feierliche Verlobung zu denken, nur ein einsames Stündchen mit der Geliebten in deren Boudoir zu verplaudern hoffte. Herr von Quast hingegen, nun er die förmliche Anwerbung des fürstlichen Bruders um Sabine vernommen, lud auf den gleichen Abend die gesammte Familie der Quaste zu einem prachtvollen Gastmahl, und Sabine im höchsten Schmuck, im Kreise von vierzig Vettern, Muhmen, Basen und andern Verwandten erwartete ihren Liebhaber mit triumphirendem Herzen, der doch nur auf ein bescheidenes einsames Stündchen Anspruch gemacht hatte.

Er kam am Abend, halbverkleidet, im schlichten Ueberrock, diebisch leise und heimlich in's Quastische Haus; fluchte heimlich auf die brennenden Laternen; verbarg sich in einem Winkel an der Treppe, weil der Bedienten zu viel umher liefen, und lauerte, bis er endlich Sabinens ihm wohlbekannte und vertraute Zofe ersah. Auf seine leise Frage, in welchem Zimmer das Fräulein zu finden sei, führte ihn die Dienstbare da-

hin. Aber wer kann das Entsetzen schildern, als die Thür aufging, und der Graf, statt an die Brust der einsamen Geliebten zu fliegen, in den großen, kerzenhellen, menschenvollen Prunksaal hineinstolperte, wo ihn Alles erwartete und mit Bücklingen und Knixen umringte.

Allerdings hätte Hans Dampf dem verblüfften Fürstenbruder die grausame Verlegenheit ersparen können, wenn er demselben, statt weniger schriftlichen Worte, mündlichen Bericht von seiner Sendung gemacht hätte. Allein der Ordenskanzler hatte selbst eine Liebschaft, und gleichen Tags den Plan gemacht, seine Huldgöttin auf die allerartigste Weise von der Welt zu überraschen. Die Huldgöttin war wirklich ein hübsches Mädchen, noch dazu eine Landsmännin, des Apothekers Quirl von Lalenburg Tochter, Namens Johanne, die zu einer alten, reichen Tante nach Luchsenstein gekommen war und bei derselben lebte, um sie zu beerben. Die alte Tante war aber eine grämliche Tante, die viel betete, und ihre Nichte, statt zu Konzerten, Bällen und Schauspielen, nur in die Betstunden der Frommen und Heiligen führte. Die alte Tante schien es auch gar nicht gern zu sehen, wenn der windige Landsmann, wie sie ihn nannte, gar zu oft bei der schönen Landsmännin zusprach. Das that

diesem sehr leid. Er benutzte also jeden Anlaß, Johannen zu sehen.

So sah er sie auch am Morgen dieses Tages, freilich nur sehr vorübergehend und nur im Begegnen auf der Straße. Er brachte die Rede auf seinen Wunsch zu einem Abendbesuch. Sie zuckte die Achseln und bedauerte, diesen Abend ausser dem Hause in einer Gesellschaft von Freundinnen zu sein, die wöchentlich in einem bestimmten Lokale zusammenzukommen pflegte. Aus weiblicher Eitelkeit mochte sie nicht gern gestehen, daß sie mit der Tante ein Andachtsstündlein besuchte. „Und wo?“ fragte der Hofrath. Sie nannte das Haus. „Wird getanzt?“ — Sie lächelte erröthend und sagte: „Leider nicht! Höchstens wird gesungen.“ — Er fuhr fort: „Ist es auch einem ungebetenen Freund erlaubt, dabei zu sein? Denn wenn ich Sie nur sehen kann, wo es auch sei, bin ich glücklich.“ Sie erröthete, stammelte ein: „Ich weiß es nicht!“ und entwischte. Hans Dampf aber, als feiner Kenner, nahm das Erröthen und Lächeln der Lalenburgerin für Einladung und stummen Ausdruck geheimen Wunsches.

Sogleich that er sich mit einigen jungen Herren aus der Stadt zusammen, ohne anders die Abendgesellschaft der jungen Damen durch seine Gegenwart zu verschönern. Die Zudringlichkeit hoffte man, wo nicht zu rechtfertigen,

doch einigermaßen durch eine Aufmerksamkeit anderer Art zu vergüten. Man wollte heimlich Musik bestellen, und die jungen Herren, die ohne Zweifel alle unter den Damen ihre liebenswürdigen Bekanntinnen haben würden, sollten in Ballmasken erscheinen. „Wenn dann die Frauenzimmer," sagte Hans Dampf entzückt von seinem Plan, „wenn sie dann da bei ihren Theetischen, oder beim Spiel, oder bei langwierigen Saalbadereien sitzen, und urplötzlich vor der Thür ein lieblicher Walzer erklingt, und wir nun maskirt eintreten, die jungen Schönen auffordern — da wird sich keine mehr halten können, und Alles vergessen und vergeben sein. Es versteht sich übrigens, unsere Entschuldigung machen wir hintennach."

Alle freuten sich auf das angenehme Abentheuer. Musik und die auserlesensten Ballmasken wurden bestellt und zwar im tiefsten Geheimniß, desgleichen Ort und Zeit der Zusammenkunft in der Dunkelheit des Abends. Als der ersehnte Augenblick erschien, war Hans Dampf der Erste auf dem Weg. Die Musikanten fanden sich ein; die Tänzer maskirten sich und schlichen, in ihre Mäntel gehüllt, zu dem bestimmten Hause, wo ihnen schon von ferne die Reihe hellerleuchteter Fenster den Saal der Assemblee verrieth. Der Thürhüter, auf die Frage: wo das Zimmer der Versammlung sei? wies die Herren zurecht, ob-

gleich nicht wenig über die mitkommenden Musikanten erstaunt, weil die Frommen beiderlei Geschlechts bisher zu ihren Erbauungsstunden nie Pfeifen, Geigen und Waldhörner gebraucht hatten. Auf den Zehen näherte man sich der Thür des Saals, warf die Mäntel ab, legte die Larven vor, und bereitete sich in tiefster Stille.

Während dessen saß im Saal die kleine Gemeinde auserwählter Christen und Christinnen in gottseliger Andacht beisammen, und hörte den erbaulichen Vortrag eines ihrer Vorsteher über die Freuden und Seligkeiten des himmlischen Jerusalems an, wo das Lämmlein mit der Siegesfahne throne. Die guten alten Mütterchen, mit gefaltenen Händen, die frommen Betbrüder, mit auf die Achseln niederhängenden Köpfen, saßen längs den Wänden herum, und liessen nur zuweilen einen stillen Seufzer der Sehnsucht nach dem überirdischen Zion ertönen. Hingegen die jüngern Frauen und Jungfrauen fühlten sich erst mächtiger ergriffen, als der Redner die Schönheit der Engel schilderte, das Schweben der Cherubim um den Thron der Herrlichkeit und das feierliche Hallelujah und den Gesang der Sphären.

In diesem Augenblicke begannen die Musikanten vor der Thür des Saals einen lustigen Walzer, erst gar leise und sanft, dann immer steigender und lauter. Die gottesfürchtige Versamm-

lung glaubte im Anfang wirklich den Gesang der Sphären zu vernehmen; selbst der Vorsteher ward in seiner Rede feuriger und glänzte in stillem Entzücken. Die jüngern Christinnen, mit ihrem Geiste im himmlischen Zion, zuckten mit den Füßen nach dem Walzertakt, wie sich denn auch das frömmste Mädchen dessen nicht beim Anhören der schlechtesten Tanzmusik enthalten kann. Als nun aber die Waldhörner dazwischen braußten und die Sphärentöne gar zu irdisch klangen, verstummte der Redner, und die Gemeinde der Auserwählten begriff weder, woher diese weltliche Eitelkeit, noch wohin sie führen werde.

Plötzlich flogen die Thüren des Betsaals auf, sechs bis acht leichtfüßige Masken herein, die Musikanten geigend und blasend ihnen nach. Während sich diese stellten, hüpften jene mit fröhlichen Verneigungen durch den Saal, und die ganze Versammlung der andächtigen Lämmleinsverehrer saß wie in Bildsäulen verwandelt, beim Anblick dieses unerwarteten Schauspiels. Hans Dampf und seine Gefährten, die nun einmal zum Tanzen kamen, achteten weder auf die Ueberraschung der Anwesenden, noch daß fast alle ein Gebetbuch in der Hand hielten. Am wenigsten fiel ihnen das Geschäft und die heilige Bestimmung dieser frommen Zusammenkunft bei. Einzig war ihnen unangenehm, nur zwei bis drei junge Frauenzimmer,

sonst nichts als sehr ehrwürdige Matronen zu erblicken. Hans Dampf nahm Johannen; die andern jungen Damen wurden aufgefordert, und weil nun aus der Noth eine Tugend gemacht werden mußte, bequemten sich die übrigen Tänzer auch zu den alten Mütterchen. Daß sich die Frauenzimmer ein wenig sträubten, fand man ganz natürlich; aber man zog sie mit sich; die Tanzmusik ging rasch fort, und so kam man ins Walzen gern oder ungern. Dies alles geschah in solcher Schnelligkeit, daß Keiner zur klaren Besinnung kam. Der übrige Theil der frommen Versammlung konnte im Erstaunen weder Bewegung noch Sprache finden.

Nur eine von den betagten Tänzerinnen, die sich durchaus nicht in den wirbelnden Schwung des Walzers fügen wollte, und die ganze Erscheinung für eine förmliche Versuchung von Seiten Beelzebubs ansah, störte den begonnenen Gang der Dinge auf eine geräuschvolle und entscheidende Weise. Es war die verwittwete Oberhofköchin, eine gottesfürchtige, breite, handfeste Dame. Sie hatte von den Tänzern gerade den lustigsten Springinsfeld bekommen, der, so sehr sie auch arbeitete, seiner los zu werden, wie eine Klette an ihr hing, sie mit sich herumzerrte und um sie her hüpfte. Wüthend drang sie endlich gegen ihn ein, und streckte ihn mit einem Stoß

zur Erde, doch nicht ohne ihm im Fallen Gesellschaft zu leisten. Ihr lästerliches Geschrei erweckte nun auch die übrigen Frommen zum Aufruhr gegen die Entweiher des heiligen Ortes. Herren und Frauen griffen zu den Gebetbüchern, und rückten in zwei Kolonnen gegen die Tänzer und gegen die Musikanten. Die Tänzer, erstaunt, sich eben so unartig als undankbar behandelt zu sehen, liessen ihre Damen fahren, und fingen an Erklärung und Entschuldigung zu geben und zu fordern. Nicht also ging es im Orchester. Denn da ein an den Ecken massiv mit Silber beschlagenes Gesangbuch, als Wurfgeschütz, in den Bauch der Baßgeige gefahren war, säumte der erbos'te Musikus nicht, den Tod seiner brummenden Freundin zu rächen, und fuhr mit dem Fidelbogen unbarmherzig gegen die erbitterten Angreifer aus. Auch die übrigen Tonkünstler sahen sich gezwungen, aus Nothwehr ihre Violinen, Bratschen, Waldhörner in Waffen zu verwandeln.

Nur mit großer Mühe konnten die Bedächtigern beider Parteien das Handgemenge enden. Die Tänzer erklärten, wie ihre Absichten wohlgemeint gewesen, baten wegen ihres Irrthums um Verzeihung, und Hans Dampf, der am Ende von allem Unfug Urheber gewesen, mußte sich gefallen lassen, sämmtlichen verursachten Schaden zu tragen. Man war noch großmüthig genug, ihm die

Entrichtung von Schmerzengeldern zu erlassen, ungeachtet Keiner ohne blaue Flecken davongegangen war.

Hans Dampf.

Folgendes Tages verursachte die Geschichte großen Lärmen in der Stadt. Dazu kam noch das verdrießliche Schicksal des Grafen von Krähenburg in der Familie der Quaste. Denn auch hier war alle Schuld auf Hans Dampf geworfen. Alle Welt schimpfte. Nur Fürst Nikodemus lachte aus vollem Halse. Der Graf hingegen fluchte und wetterte gegen den ungeschickten Unterhändler, und wollte nichts mehr von ihm hören; ließ ihm auch sein Haus auf immer verbieten. Die fromme Tante von Johanna Quirl that desgleichen, und schickte ihre Nichte sogleich zu ihrem Vater nach Lalenburg zurück.

Der Ordenskanzler ließ sich aber das wenig anfechten. Seiner Unschuld und guten Absichten bewußt, wandelte er freudig fort, und tröstete sich damit, daß Undank der Welt Lohn sei und die Handlungen großer Männer gewöhnlich von den Zeitgenossen verkannt werden. So lange er übrigens in der Gnade des Fürsten stand, war er für Hof und Stadt ein höchst achtungswürdiger Mann, dem Jeder schmeichelnd entgegen kam, dessen Worte Göttersprüchen glichen.

Se. Durchlaucht der Fürst setzte so großes Vertrauen in den Ordenskanzler, daß er denselben sogar mit in die Gesandtschaft ernannte, welche bestimmt war, die Prinzessin von Mäusenheim, künftige Gemahlin des Herrschers von Luchsenstein, vom Hofe ihres Vaters abzuholen. Weil die übrigen Gesandten meistens uralte Herren waren, hatte Hans Dampf viel Gnade bei der Prinzessin. Jugend ist zuweilen große Tugend. Die Prinzessin war übrigens mit ihrer Gnade nicht allzuwohlfeil, denn sie hatte mancherlei wunderliche Launen, wie einer schönen Prinzessin wohl anständig ist. Da sie nun sehr geneigt war, alle Tage eine neue Laune zu haben, weil eine beständig gleiche Laune keine Laune mehr ist: so fiel es ihren Umgebungen oft ziemlich schwer, die rechte zu erkennen. Sie war sehr reizbar und nervenschwach; darum liebte sie besonders alles Sanfte und Zarte, vielleicht deswegen auch vor allen Dingen ihre Katze. Sie hatte beständig die schönsten und freundlichsten dieser lieben Thiere in ihrem Gefolge; Katzen von allerlei Größe, von allerlei Farbe. Jede ihrer Hofdamen hatte deren zwei bis drei zu verpflegen.

Da nun der Fürst mit gleicher Huld den Hunden, wie die Fürstin den Katzen zugethan war, besorgte man, des bekannten Sprichworts von Hunden und Katzen wegen, die künftige Ehe

dürfte nicht zu den allerseligsten unterm Monde gehören. Trotz dem, wie auch ganz billig, wurden auf die hohe Vermählung unzählige schmeichelhafte Gedichte verfertigt, Reden gehalten, Sinnbilder gemalt, alle voller Weissagungen eines goldenen Zeitalters, da sich die Kraft mit der Anmuth, Weisheit mit der Schönheit einige, wie das nun immer so der Fall zu sein pflegt. Viele schöne Dinge in der Welt sind überhaupt eigentlich nichts als schöne Redensarten.

Das Ansehen des Ordenskanzlers bei der Prinzessin von Mäusenheim, deren Beilager mit Nikodemus auf einem Grenzschlosse vollzogen ward, erhob das Ansehen des edeln Hans Dampf mehr, als er. Was er daher zu sagen oder zu schreiben beliebte, ward begierig von allen Hörern, Sagenhörern, Lesern und Nichtlesern aufgefaßt und wiederholt, sogar in Zeitungen nachgedruckt. Weil Hans Dampf nun die herrliche Gabe hatte, ungemein redselig und wortreich zu sein, so war es im Grunde immer der Geist oder das Wort Hans Dampfs, welches die öffentliche Meinung [illegible] leitete. In der Residenz las man mit Entzücken seine [illegible] Beschreibung von den Reizen der künftigen Lande[illegible]s-mutter, von ihrer zärtlichen Liebe für die Katzen, und daß man bei ihrem feierlichen Einzuge in di Residenz ausser der Illumination vorzüglich ar Präsentation von schönen Katzen denken müss

Das ließ man sich gesagt sein. Jeder wollte nun die schönsten dieser Thiere haben, weiße, getiegerte, schwarze, braune, graue, dreifarbige, um sich bei der Fürstin zu empfehlen. Man verschrieb Katzen von nahe und fern, und ungeachtet deren ankamen, gab es doch eine wahre Katzentheurung zehn Meilen weit in der Runde.

In allen Gassen.

Der Einzug des jungen Ehepaars in die Residenz war ungemein prachtvoll; Triumphbogen an Triumphbogen verfinsterten beinahe alle Straßen. Nicht nur waren in jedem Bogen geschmackvolle Gemälde von Katzen zur Augenweide der Fürstin angebracht, sondern einige der Triumphpforten bestanden aus einer sinnreichen Verkettung allerliebster kleiner ausgestopfter Katzen, die einander zu jagen schienen. Aus allen Fenstern ließ man Katzen sehen, die sich jedoch meistens übel geberdeten und schrien, ohne Zweifel aus unnöthiger Furcht, herabzufallen. Dies allgemeine Miauen der Katzen ward für diese Thierart gewissermaßen ansteckend, und so stark, daß die kleinen Kinder davor heftig erschracken und ihr Geschrei in die herrschende Tonart mischten. Die fürstlichen Jagd-, Wind- und Hofhunde, welche vor dem

Wagen her liefen, wie auch alle übrige bürgerliche Hunde, die sich aus Neugier, wie andere Zuschauer, von ungefähr auf den Straßen befanden, sahen und hörten mit gerechtem Erstaunen an allen Fenstern die zahllose Menge ihrer natürlichen Erbfeindinnen, und geriethen in große Bewegung. Einige sprangen bellend rechts und links, andere vor Wuth heulend gegen die Mauern der Häuser auf, andere kläfften aus Nachahmung oder Simpathie den übrigen nach.

Man hatte bei dieser vorlauten Konversation der Hunde und Katzen die größte Mühe, sein eigenes, menschliches Wort zu verstehen. Einige Zuschauer, um die ehrfurchtsvolle Stille wiederherzustellen, riefen: „Hunde weg!“ Andere schrien dagegen: „Katzen weg!“ und im Eifer Aller erhob sich ein Gebrüll von Tönen der verschiedensten Art, daß beinahe die Rosse scheu wurden. Man mußte sie wirklich halten, besonders da unter dem Haupt-Ehrenbogen in der Mitte der Stadt der Magistrat, wie man zu sagen pflegt, en corps, oder leiblicher Weise, erschien, und der Amtsbürgermeister das Entzücken des Landes in einer vortrefflichen, von ihm selbst verfaßten Rede auszusprechen hatte. Auch stellte er sich dem fürstlichen Paar, das im Prunkwagen beisammensaß, gegenüber und hob die Rede an. Allein des Geschreies, Bellens, Miauens, Rufens war um ihn her so viel, daß

er wohl bemerkte, ohne höchste Anstrengung seiner Sprachwerkzeuge wäre es hier um die Pracht seiner Rede, um die überraschendsten Gegensätze, Blumen und Vergleichungen gethan. Zum Glück war er ein baumstarker Herr, dem es nicht an Stimme gebrach, da er im Rathe seit zwanzig Jahren gestimmt hatte. Er überschrie auch wirklich das ungeheure Getöse sehr glücklich, und ward dabei kaum blau im Gesicht. Die nervenschwache Fürstin im Wagen hielt sich aber in wahrhafter Angst beide Hände vor die Ohren, und Nikodemus donnerte und wetterte rechts und links aus dem Kutschenschlag. Inzwischen glaubte das Volk, weil man bei dem allgemeinen Toben kein Wort verstand, der Fürst bezeuge nur die Empfindungen seines Dankes gegen die Liebe der treuen Unterthanen, und jauchzte nun desto freudiger ein feierliches Vivat! und Lebehoch! dazwischen. Auch las man in allen Zeitungen und Journale jener Tage gedruckt, wie groß der Jubel des Volks, wie herzlich die Erkenntlichkeit des Landesvaters, und wie innig die tiefe Rührung der Fürstin gewesen sei, denn in der That fing sie, da sie keine Hilfe finden konnte, vor Zorn an zu weinen. Der redende oder vielmehr schreiende Amtsbürgermeister nahm den größern Theil dieser köstlichen Thränen auf Rechnung seiner wirklich erschütternden Rede, wandte sich nun vorzugsweise gegen die Fürstin,

welche er noch einschaltungsweise mit allen Göttinnen des hohen Olympos verglich, und endete nicht, bis er die letzte Phrase glücklich angebracht hatte.

Darauf jagte der fürstliche Wagen in vollem Galopp zum Schlosse. Allen sauseten die Ohren noch zwei Stunden nachher davon, am meisten der nervenschwachen Fürstin. So ohrenkrank war sie, daß kein Mensch sie mehr laut anreden, sondern nur leise flüstern durfte, und sie keinen größern Kummer hatte, als daß sie am Abend noch einem Konzert der fürstlichen Hofkapelle beiwohnen sollte. Zwar hatte, aus zärtlicher Rücksicht für die junge Gemahlin, Fürst Nikodemus dem Kapellmeister selbst verboten, Blasinstrumente, selbst Flöten nicht, anzuwenden. Dennoch beruhigte sie das nicht, und sie äusserte sich gegen den Ordenskanzler im Vertrauen, daß, da nun einmal das Konzert sein müsse, sie ihm die größte Verbindlichkeit haben würde, wenn er die Kapelle bewegen könnte, so leise zu spielen, daß man es kaum höre.

Hans Dampf war dazu bereit; aber fand bei der Kapelle über das beständige pianissimo heftigen Widerspruch. Man weiß, Künstler haben ihren Eigensinn. Der Kapellmeister verhieß zwar, die Instrumente vor Erscheinung des fürstlichen Paars stimmen zu lassen, um Hochdero Ohren mit den unleidlichen und unvermeidlichen Dissonanzen zu

verschonen; versprach auch eine andere Auswahl der Tonstücke zu treffen, wobei es leise genug hergehen könnte; aber eine etwas geräuschvolle, brillante Ouvertüre wollte er sich schlechterdings nicht nehmen lassen, weil er sie selbst gesetzt und schon daraus Trompeten, Pauken, Fagots, Klarinetten und andere Blasinstrumente weggestrichen hatte.

Natürlich setzten diese Aeusserungen des unerbittlichen Kapellmeisters den dienstwilligen Ordenskanzler in große Verlegenheit; doch hoffte er noch einen Mittelweg ausfindig zu machen. Und er fand ihn wirklich. Um den scharfen nervenerschütternden Strich der Geigen einigermaßen zu mildern, schlich er sich, vor Ankunft des Hofes, in's Orchester, und seifte in großer Geschwindigkeit alle Violinenbogen ein. Der Hof kam. Die Künstler der Kapelle traten aus dem Nebenzimmer in's Orchester. Jeder nahm seinen gebührenden Stand ein, der Kapellmeister voran. Dieser hob den papiernen Kommandostab, und auf seinen ersten Wink sollten sich die Harmonien der brillanten Ouvertüre rauschend ergiessen. Diesmal aber behielt Hans Dampf Recht.

Zwar fuhren unter dem ersten Wink des Kapellmeisters alle Fidelbogen muthig auf den Geigen ab und auf; aber es ward kein Ton laut, und eine furchtbare Todesstille herrschte. Der Kapell-

meister warf einen grimmigen Blick auf seine Kunstgenossen, hob den Arm noch einmal und winkte, mit einem starken Druck des Leibes, von neuem. Alle Violinen setzten sich von neuem in Bewegung; doch blieb das zweite Manöuvre so fruchtlos, als das erste. Der Argwohn des Kapellmeisters, daß man aus Neid ungehorsam sei, war verzeihlich. Er rief voll unterdrückten Grimmes, mit gedämpfter Stimme, durch das Orchester: „Nun, wird's endlich einmal?“ Dabei drehte er sich um, die Geigenkünstler zu beobachten, hob den Arm, winkte zum drittenmal, und die Künstler, voller Erstaunen und wahrhafter Todesangst, arbeiteten zum drittenmal umsonst. Jetzt erkannte der Kapellmeister mit Erblassen die Ohnmacht aller Violinen. Der ganze Hof erhob ein Gelächter. Aber der Fürst, welcher sich auf seine Kapelle viel zu gut that, und damit bei seiner Gemahlin Ehre einlegen wollte, nahm die große Verstummung übel auf, hieß die Kapelle zur Hölle gehen, und verließ mit der Fürstin und dem ganzen Hof den Saal.

Es konnte unmöglich Geheimniß bleiben, warum die brillante Ouvertüre dreimal blind abgefeuert worden sei. Hans Dampf hatte selbst die Ursache ausgeplaudert. Vielleicht wäre die zartnervige Fürstin seine dankbare Fürsprecherin geworden; allein sie vernahm eben so schnell, daß

Hans Dampf durch seinen Einfluß der wirkliche Urheber nicht nur der bekatzten Ehren- und Triumphpforten, sondern auch überhaupt des erschrecklichen Katzenlärmens gewesen sei, dessen sie, wie sie versicherte, zeitlebens eingedenk sein würde. Dadurch mußte der Sturz des Ordenskanzlers unvermeidlich werden. Die Fürstin, bei ungnädiger Laune, befahl ihm, den Hof zu meiden; der Fürst, um sich und seiner Gemahlin Genugthuung zu verschaffen, wies ihn sogar aus dem Lande.

Hans Dampf, bei dem sich die Hiobsbotschaften durchkreuzten, kratzte sich hinter den Ohren, und seufzte: „Undank ist der Welt Lohn!" packte ein, hüllte sich in seine Tugend und reisete nach Lalenburg ab.

Hans Dampf.

Ein großer Mann ist, auch wenn er fällt, groß. Sein Sturz erschüttert ganze Reiche. Als Alexander starb, mußte sein ungeheures Gebiet von den Mündungen der Donau und des Nil bis zum Indus und Ganges unter Strömen Blutes vergehen, und Karls des Großen Weltreich zertrümmerte, als der Schöpfer desselben verschwand. So mußte auch, als der große Hans Dampf gestürzt ward, der Staat von Luchsenstein bis auf

die letzte Spur verschwinden, und ein großer Krieg zu Land und zu Meer zwischen Frankreich und England war die Folge vom Rückzuge des Ordenskanzlers, wie sich aus der geheimen Geschichte der Höfe damaliger Zeit sehr leicht und sogar mit Urkunden beweisen läßt, die aber zu lang und zu langweilig wären, hier eingerückt zu werden.

Der Ordenskanzler hatte nämlich kaum die Residenz verlassen, als ein französischer Extrakurier ankam, der sich nach ihm erkundigte, um ein Paket an ihn abzugeben. Diese Erscheinung machte um so größeres Aufsehen, weil das deutsche Reich damals mit Frankreich in großer Spannung war. Fürst Nikodemus ward von der Ankunft des Extrakuriers benachrichtigt, und zugleich äusserten die Feinde des vertriebenen Hans Dampf, dieser möchte wohl in verrätherischem Briefwechsel mit der französischen Krone stehen. Nikodemus fand die Sache sehr wahrscheinlich, weil er seinen Hans Dampf in allen Gassen kannte, und gab Befehl, den Extrakurier zu verhaften. Dieser, schon abgereist, ward glücklich eingefangen und zurückgebracht. Er läugnete nicht, mit Hans Dampf bekannt zu sein; aber daß das für denselben mitgebrachte Paket eine Perüke sei, nach der neusten Mode, die der Kurier aus Gefälligkeit für Hans Dampf in einer der größten Hauptstädte gekauft und ihm nun nach

Lalenburg gesandt habe, wollte kein Mensch glauben. Es ward also ein Begehren an den Magistrat von Lalenburg geschickt, daß derselbe das für Hans Dampf angekommene Paket übersenden und den Ordenskanzler einstweilen verhaften solle, weil in dem Paket wahrscheinlich Spuren einer großen Verschwörung gegen das heilige römische Reich enthalten sein dürften. Der Magistrat gehorchte mit großem Eifer, konnte sich aber der Neugier nicht erwehren, die Schachtel zu öffnen, um die Spuren der ungeheuern Verschwörung selbst zu besichtigen. Der Anblick der majestätischen Allongeperüke setzte nun den Witz aller Rathsherren von Lalenburg in Verzweiflung, wie dies zottige Geschöpf mit dem heiligen römischen Reiche in gefährlichen Verbindungen stehen könne? Darüber ward lange gerathschlagt.

Der Extrakurier mochte wegen Eile und Wichtigkeit seiner Sendung lärmen, wie er wollte, er mußte warten, bis die Sache ins Reine gebracht war. Man fand bei ihm nichts, als noch ein Paket mit den schönsten Zobel- und Hermelin-Pelzen, nebst einem Brief an den Aufseher der Garderobe Sr. Majestät des Königs von Frankreich. Aber der König selbst hatte die köstlichen Hermeline und Zobel bestellt, weil sie damals zur neuesten Mode in der Pariser Damenwelt ge-

hörten, und er sie seiner Geliebten zum Neujahrstage verheißen hatte. Bisher hatte nur die Gemahlin des englischen Gesandten das Vergnügen, im schönsten Hermelin es dem ganzen Hofe zuvorzuthun.

Nun kam der Neujahrstag, aber der Extrakurier nicht. Vergebens setzte der König den Garderobeaufseher in die Bastille und entschuldigte er sich bei der eigensinnigen Geliebten. Diese weinte vor Zorn, da sie am Neujahrstage der stolzen Brittin an Pracht nachstehen mußte, und versagte dem Monarchen auch die kleinste Gunst. Der König war in höchster Verzweiflung und erhielt keine Hoffnung zur Begnadigung, bis er versprach, die hochmüthige Engländerin aus Frankreich zu entfernen. Schon waren ohnehin im Kabinett die Stimmen getheilt, ob man mit England wegen einiger Ansprüche Krieg anfangen solle, oder nicht? Jetzt gab der König den Ausschlag „Krieg"; der englische Gesandte mußte sogleich Paris verlassen, nicht minder die Frau Gesandtin mit dem kostbaren Pelzwerk. Blut ward in Land- und Seeschlachten stromweise vergossen; ein Staat um den andern in den großen Kampf verflochten; mancher ging dabei ganz zu Grunde, wie zum Beispiel Luchsenstein. Denn da der Extrakurier, nachdem er sich gerechtfertigt hatte,

endlich, aber zu spät, nach Paris kam, und die Ursachen seiner Verspätung meldete, ward dem Hause Luchsenstein Untergang geschworen, der Schwur erfüllt.

An allen jenen Thränen, Kriegen, Blutströmen und Staatenverwandlungen war nichts Ursache, als der Sturz des großen Hans Dampf. Wäre er in der Gnade des Fürsten geblieben, hätte er über die Perüke Auskunft geben können, wäre seine Vaterlandsliebe nicht verdächtigt und verleumdet worden: Alles würde einen andern Gang genommen haben.

In allen Gassen.

Er selbst wählte, wie gesagt, seinen Weg nach Lalenburg. Hier hatte das tausendzüngige Gerücht schon vor seiner Ankunft Kunde von seiner Verungnadigung gegeben. Sogleich nahm der wohlweise Rath den Schattenriß des Ex-Ordenskanzlers aus dem Versammlungssaal hinweg und faßte den Beschluß, künftig keinem Sterblichen bei dessen Lebzeiten mehr den Beinamen des Großen zu geben, oder ihm Denkmale zu errichten, als da sind Obelisken, Bildsäulen, Silhouetten, Pyramiden und dergleichen. Nun wollte kein Lalenburger ihm je geschmeichelt haben; nun desavouirte

der Stadtrath alle an denselben ergangene Deputationen; nun schwor Jeder, er habe nie mit ihm in freundschaftlichen Verhältnissen gestanden; nun machte man Schmähschriften und Spottgedichte auf den „ex-großen Mann“; nun hieß ihn Jeder den kleinen Mann; ja Viele fanden ihn so klein, daß sie sich gar nicht erinnerten, ihn recht gekannt zu haben.

Hans Dampf mußte wirklich selbst über das kurze Gedächtniß der Lalenburger erstaunen, da er in seiner Vaterstadt ankam, und ihn Jeder wie einen wildfremden Menschen angaffte, und nichts von ihm wissen wollte. Das schreckte ihn aber nicht, besonders als er bemerkte, daß die Töchter sich seiner noch am besten erinnerten. Da sagte er Jeder etwas Süßes, und versprach Jeder, sie müsse einmal Frau Bürgermeisterin werden, wenn er Bürgermeister würde. Dergleichen vergißt ein Mädchen so leicht nicht. Der Bürgermeisterschaft erwähnte er aber aus dem Grunde, weil der Amtsbürgermeister wenige Tage zuvor des Nachts Hals und Bein gebrochen hatte, indem er in einen tiefen Graben gestürzt war, längs dessen Abhang der Magistrat versäumt hatte, statt des verfaulten ein anderes Geländer zu setzen. Der Seligverstorbene hatte selbst kräftig gegen Wiederherstellung des Geländers gesprochen, theils aus Sparsam-

keit, theils aus dem Grunde, weil seit Menschengedenken Niemand in den Graben gefallen wäre.

Ohne Zweifel würde die Bürgermeisterwahl sogleich vor sich gegangen sein, wäre nicht das luchsensteinische Begehren um Verhaftung des Ex-Ordenskanzlers und Auslieferung der staatsverrätherischen Perüke dazwischen gekommen. Größerer Sicherheit willen schlug man den armen Hans Dampf in Ketten und Banden, und ließ ihn Tag und Nacht von siebenundfünfzig Männern mit langen Spießen in seinem eigenen Hause bewachen, wo man immer je zwei oder drei vor ein Loch in der Mauer, z. B. Fenster, Thüren, sogar Dach- und Kellerlöcher, stellte. Das war ein Einfall des Stadtschreibers Mucker gewesen, und beschäftigte die gesammte ehrbare Bürgerschaft so sehr, daß alles Andere darüber vergessen ward.

Inzwischen hatte Fürst Nikodemus sich beim Anschauen der Perüke von der Unschuld des Ex-Ordenskanzlers vollkommen überzeugt. Die alte Zuneigung für denselben war wieder erwacht, und nicht nur sendete er demselben mit einem verbindlichen Schreiben die gewaltige, lockenreiche Kopfhaube zurück, sondern zur Entschädigung für die Gefangenschaft stellte er ihm auch frei, sich eine Gnade auszubitten.

Dies war zu Lalenburg kaum ruchbar gewor-

den, als neuer Aufruhr entstand; denn nun besorgte Jeder, Hans Dampf werde sich aus Rache, wo nicht die Zerstörung von ganz Lalenburg, doch Kopf und Kragen derer ausbitten, die ihn so streng behandelt hatten. Die siebenundfünfzig Wächter liefen sogleich mit ihren Spießen von hinnen; dagegen stürmten Schmiede, Schlossermeister, Spengler u. s. w. mit Hämmern, Zangen, Brecheisen herbei, die Ersten zu sein, welche die Ketten des Gefangenen löseten; fünfundzwanzig Jungfrauen erklärten ohne Hehl öffentlich, die verlobten Bräute des fürstlichen Günstlings zu sein; Rathsdeputationen erschienen mit Entschuldigungen ihres Verfahrens; das Dekret wegen der großen Männer ward feierlich vernichtet; die Dampfische Silhouette wieder im Rathssaal aufgehängt; und der Stadtschreiber Mucker, kräftig unterstützt vom Stadt- und Platzmajor Knoll, war der Erste, welcher, um sich der Huld des großen Mannes zu empfehlen, ihn öffentlich zum Bürgermeisterthum in Vorschlag brachte.

Der Wankelmuth des Volks, das heute Hosiannah, morgen Kreuzige ruft, war zu Lalenburg einheimisch, wie in allen Zeiten bei allen andern Völkern. Sie ist eine Wirkung der Unwissenheit bei den meisten, des Leichtsinns bei vielen, der Selbstsucht und des Eigennutzes da, wo der Sinn

des Bessern noch nicht geboren oder schon erstorben ist. In der Republik Lalenburg, muß man gestehen, war weder ein griechisch- noch französisch-leichtsinniges Völkchen daheim, sondern ein altkluger, ehrbarer, steif und langsam denkender Menschenschlag. War die Rede vom Haben, Erwerben, Geldmachen und Rechnen: so mußte man den Lalenburgern nachsagen, sie waren, obgleich unwissend in allen übrigen, sehr klug in diesen Dingen. Eigennutz war also die Haupttriebfeder ihres Wankelmuths, ihres Heldenmuths, ihres Hochmuths, ihres Uebermuths, aber auch ihrer Demuth und Feigheit.

Hans Dampf, der größte Mann seines Jahrhunderts in Lalenburg, weil er die größte Ausnahme von der Lalenburger-Regel war, kannte sein Volk, und wußte es zu behandeln. Er kannte die Herren des Raths, die in guten Zeiten aufgeblasen, keinem Ochsen aus dem Weg gewichen sein würden, und sich für Uebernatürlichgeborne hielten; bei der geringsten Besorgniß von Gefahr aber Mücken für Elephanten ansahen, und kriechend auch das Niederträchtige thaten, wenn es sich, wie sie zu sagen pflegten, mit Ehren thun ließ. Er kannte sie, und nahm danach seine Maasregeln.

Hans Dampf.

Die erste Maasregel war sein breiter und großer Nimrodsorden, den er umhing, als die Rathsglocke zur Bürgermeisterwahl läutete. Er wußte, daß in wohleingerichteten Republiken, wenigstens zu Lalenburg, ein Ende Band im Knopfloch nicht geringere Wirkung mache, als in Monarchien. Ein Mann mit dem Bande konnte zu Lalenburg unmöglich anders als auf dem ersten Platz sitzen, weil man sonst den Fürsten von Luchsenstein zu beleidigen fürchtete. Seine zweite Maasregel war die ungeheure, hundertlockige Allongeperüke, welche wie eine Wolke ihm vom Scheitel herab bis auf Brust und Rücken niederwallte, und die Hälfte seiner ansehnlichen Gestalt in Kopf verwandelte.

Als er nun mit wohlabgemessenem Schritte von seinem Hause zur Versammlung des Rathes ging, flogen alle Fenster in der Gasse auf, alle geschwätzigen Mäuler verstummend zu, alle Hüte und Mützen ehrfurchtsvoll ab. So ausserordentlich war die allgemeine Ehrfurcht, daß keiner der Rathsherren ihm zur Seite zu gehen wagte, sondern in tiefster Höflichkeit einen halben Schritt hinter ihm blieb. Auch ward dem Ordensbande, der Staatsperüke und ihm im Rathssaale der vornehmste Platz auf der ersten Bank unter so vielen

Zeremonien und Verbeugungen angewiesen, daß von den höflich hinter sich Scharrenden drei Stühle umgeworfen und zwei Rathsgliedern heftig auf die Krähenaugen getreten ward, was die allgemeine Rührung nicht wenig vermehrte, besonders von Seite der Getretenen. Auch forderte ihn der stellvertretende Bürgermeister zuerst auf, seine Meinung über die vorzunehmende, wichtige Wahl eines Amtsbürgermeisters vorzutragen.

Nachdem Hans Dampf mit äusserst bescheidenen Mienen sich weit herum tief verbeugt hatte, bedauerte er ungemein, daß er in die Verlegenheit gesetzt worden sei, der Erste reden zu müssen. Denn ihm fehle es an Kenntniß, Beredsamkeit und Erfahrung; ihm wäre angemessener, in dieser erlauchten Versammlung zu schweigen, zu hören und zu lernen. Jeder Andere übertreffe ihn in den zu einem würdigen Vortrag gehörigen Erfordernissen, und daher verbete er sich die Ehre der ersten Stimme. Die Lalenburger aber überschütteten ihn mit noch größern Lobeserhebungen, fanden an ihm nichts mangelhaft, als das Uebermaß seiner Bescheidenheit, und nöthigten ihn siebenmal, zu reden, nachdem er sechsmal flehentlich abgelehnt hatte. Dies Hin- und Herkomplimentiren und dies demuthsvolle Zurückweisen einer

Ehre gehörte übrigens zu Lalenburg zum ächt feinen Weltton.

Nun setzte sich die Zunge des edeln Hans Dampf in Lauf. Eine halbe Viertelstunde füllte er mit Titulaturen in der Anrede, anderthalb Viertelstunden in Entschuldigungen seiner Unfähigkeit zu reden aus; dann sprach er sehr geläufig von den Tugenden des Seligverstorbenen, dessen Stelle wieder besetzt werden sollte; dann von den Eigenschaften, welche an einer ersten Magistratsperson der Republik nicht fehlen dürfen.

„Herrschen“, sagte er, „ist eine große Kunst. Das aber ist die Kunst, daß man nichts verderbe! Denn besser kann man es nicht machen, als der liebe Gott schon Alles gemacht hat. Die Uhr geht von selbst, wenn sie aufgezogen ist, darum greift nur nicht in die Räder. Hat der Bauer einmal den Acker besäet, so wird die Saat von selbst aufgehen; wühle er nur nicht vorwitzig wieder im Boden herum. Die Neuerungssucht hat die ältesten Staaten zu Grunde gerichtet; wer immer fortläuft, muß endlich einmal ans Ende kommen. Wer nie zu Ende kommen will, bleibe nur stehen. So machten es unsere glorwürdigen Voraltern, o Lalenburger! und so müssen auch wir thun.

„Aller Firlefanz unserer heutigen Staats-

künstler hilft nichts. Stehen die Thronen darum fester? Nein, sie wanken nur ärger. Haltet fest am lieben Alten. Neue Ordnung ist wie neuer Wein, der will Gährung. Alte Ordnung ist wie alter Wein, kräftig, lieblich, klar. Darum ist das Dümmste vom Alten besser, als das Klügste vom Neuen. Wir Menschen bleiben Menschen, und werden, trotz aller Mühe, nichts anderes, gleichwie die Thiere auch. Die Leute sterben auch eben so gut, wo studirte Doktoren und große Apotheken sind, als da, wo man weder Doktor noch Apotheker hat. Umgekehrt, dort sterben oft noch mehr, weil Doktor und Apotheker an der natürlichen Ordnung im Menschen bessern und flicken wollen, des Geldes willen. Hütet euch vor den Gelehrten. Selig sind die Armen im Geiste. Die sehen in ihrer Einfalt mehr, als die von Weisheit Verblendeten.

„So dachten unsere Vorfahren. Rom und Griechenland gingen unter, Lalenburg steht noch heutiges Tages. Es geht mit den Staaten, wie mit einzelnen Menschen. Kluge Kinder sterben früh. Ein großer Staatsmann läßt es gehen, wie der Uhrmacher, ohne selbst zu gehen. Alles kömmt und macht sich zuletzt doch. Man eile der Natur nicht zuvor. Sie will keine Sprünge. Was heute nicht geschieht, kann morgen geschehen. Ist

der Apfel reif, fällt er vom Baum, und verlangt nicht, daß ihr zu ihm hinaufklettert. Darum ist es bei uns eine der vortrefflichsten Staatsmaximen, große Geschäfte an Kommissionen zu weisen, welche die Akten wieder in Zirkulation unter sich setzen, damit sie halb vergessen werden. Halbvergessene Dinge sind wieder neu, und das Neue ergreift man immer mit größerm Eifer, zumal wenn das Neue schon ein alter Freund ist. Zum Schnellsein hilft nicht Laufen. Wer am wenigsten thut, hat gewiß am meisten gethan. Nur nie zu viel regiert! Wem Gott wohl will, dem gibt er's im Schlaf.

„Die Haupttugend eines Regenten ist, daß er den Gesetzen, auch den schlechtesten, Ehrfurcht zu verschaffen wisse. Wollt ihr, daß man eure Werke ehre, so müsset ihr euch selber beim Volk Respekt zu machen wissen. Daher die Nothwendigkeit äusserlichen Ansehens, Glanzes, Pompes bei Königen, Kaisern und andern Fürsten und Staatsmännern. Eine ernste, weise Geberde ist in Republiken wichtiger, als die Weisheit selbst, und eine gute Perüke dem gemeinen Wesen ersprießlicher, als ein guter Kopf. Daher zu Lalenburg Staatsgrundgesetz seit undenklichen Zeiten: Konsuln und Stadtschreiber sollen Perüken tragen. Das Kleid macht den Mann!

„Das wirksamste Mittel in freien Staaten ist die Heimlichkeit, oder das Geheimnißvolle. Damit erwirbt man sich selbst Bedeutung, dem Amte Achtung, dem Staat Ehre. Ein kluger Staatsmann muß immer Kopf und Herz von Geheimnissen voll, oder doch das Ansehen von dergleichen haben, gleichwie auch ein Eimer darum doch nicht zusammenfällt, wenn er ausgeleert ist. Es schadet gar nichts, wenn man im Vertrauen Alles erzählt, sobald man nur die Miene hat, das Beste noch zurückbehalten zu haben. Darum besteht Lalenburg immer glänzend, weil wir alle Meister in dieser Kunst sind, obgleich gewöhnlich eine Stunde nach der Rathssitzung alle Weiber unsere Verhandlungen wissen.

„Das Reden und Plaudern mag man bei Staatsgeheimnissen allerdings erlauben, doch nicht das Druckenlassen. Gott hat den Mund des Menschen geschaffen, aber nicht die Buchdruckerpresse. Nichts Gefährlicheres ist für unser Ansehen, als dieses heillose Werkzeug, welches der ganzen Welt zur Schau stellt, was wir sind und thun, und was wir nicht sind und nicht thun. Kluge Fürsten haben sich daher schon den Kopf über Zensurgesetze zerbrochen; wir machen es noch klüger, und verbieten in unserer Republik den Druck aller Bücher und Zeitungen, mit Aus-

nahme der Gebet- und Gesangbücher und Neujahrswünsche, oder Hochzeits- und anderer Gelegenheitsgedichte. Es ist nun zwar leider wahr, je strenger wir gegen die gottlose Publizität sind, desto größer wird damit der Unfug im Auslande getrieben, und je weniger wir durch den Druck von uns bekannt werden lassen, weil wir zu bescheiden sind, desto mehr schreibt und druckt man von unsern löblichen Lalenburgereien in der Fremde. Doch, was wir nicht hindern können, wollen wir geschehen lassen. Wir spielen dagegen den Herren den Possen, und lesen nichts; dann sind wir bei uns selbst wieder in allen Ehren. Denn was ich nicht weiß, was mich nicht heiß."

In diesem Ton sprach Hans Dampf noch lange. Die Senatoren, weil sie das alles schon auswendig wußten, gähnten eins um andere, daß ihnen die Augen übergingen; sobald die Uebrigen aber an die Reihe zum Reden kamen, waren sie unerschöpflich in Lobeserhebungen des großen Mannes, der zuerst gesprochen, rühmten seine tiefen Einsichten, und fügten dazu die ganz bescheidene Bemerkung: Er habe ihnen ganz aus der Seele geredet, und alles, was sie hätten selbst sagen wollen, vorweggenommen.

In allen Gassen.

Und am gleichen Tage ward Hans Dampf zum Konsul der Republik erkoren und ausgerufen. Er beschwor den ganzen Rath mit Thränen, diese Wahl zurückzunehmen und einen Würdigern auszulesen. Allein darauf achtete Keiner; denn Jedermann wußte, daß diese Thränen und dieses demuthsvolle Sträuben zum alterthümlichen Zeremoniel der Gewählten gehörten.

Nun erst begann die glänzendste Epoche im Leben des großen Hans Dampf, oder vielmehr, wie ihn schon die Zeitgenossen zu nennen beliebten, Hans Dampfs in allen Gassen. Denn er ward die Seele von ganz Lalenburg; steckte überall; kam überall in die Queer; verzettelte und entzettelte Alles links und rechts, ohne es zu wissen oder zu wollen. Wo man liebte, war Hans Dampf; wo man zankte, war Hans Dampf; wo etwas schief ging, war Hans Dampf; wo ein Geheimniß zu aller Welt Wissen kam, war Hans Dampf der erste Helfer.

Gleich den Tag nach der Wahl ward er an fünfundzwanzig Orten zu seinem Viertelhundert Bräuten zu Gaste geladen; ward er — — —

doch der Geschichtschreiber erschrickt nun selbst vor dem riesenhaften Unternehmen, der Plutarch dieses Helden zu sein. Der Leser erlaube dem Plutarch wenigstens Athem zu schöpfen, um einst kräftiger fortfahren zu können.

Das blaue Wunder.

Eine Heirath auf Kredit.

Der junge Doktor Falk sah hin, das niedliche junge Suschen sah her, wie es denn seit ziemlich alten Zeiten unter jungen Leuten Sitte war. Der Doktor war ein artiger Mann, hatte zwei Universitäten besucht, dann die Spitäler von Wien, Mailand und Pavia, und so viel gelernt, daß er, so gut wie irgend einer seiner Zunft, die Kranken nach dem neusten medizinischen System in's bessere Leben befördern konnte. Aber solche Geschicklichkeit erwirbt man nicht umsonst; Doktor Falk hatte beinahe seine ganze väterliche Erbschaft daran geopfert. „Hm!" dachte er: „komm ich nach Haus, heirath' ich ein reiches Mädchen, das gern Frau Doktorin wird, und es ist uns beiden geholfen!"

Allein, der Kopf denkt, das Herz lenkt! Das hübsche Suschen hatte den vollkommensten Beruf, Frau Doktorin zu werden. Nur — das Geld ging ihr ab.

„Das wird sich auch endlich finden, liebes Suschen!" sagte der Doktor, und drückte dem weinenden Mädchen einen Kuß auf die Lippen:

„siehst du, ein Doktor muß heirathen, sonst hat man zu ihm kein Vertrauen. Du bringst mir also Kredit, und durch den Kredit Patienten, und die Patienten bringen Geld, und vermögen sie es nicht, so bringen es die Erben. Zudem Jungfrau Sarah Waldhorn ist ja deine Tante; sie steht hoch in den Vierzigen; sie ist reich genug, daß uns der siebente Theil ihres Vermögens aus aller Noth helfen kann. Darauf hin muß man schon eins wagen.“

Lieber Himmel, was wagt ein junges Mädchen nicht für einen frommen Anbeter? Leib und Leben. Suschens Mutter hatte nichts einzuwenden, so wenig als der Vater; denn beide waren nicht mehr am Leben, und der Herr Vormund freute sich der anständigen Versorgung des Mündels. Aus gleichem Grunde freute sich Tante Sarah, die sonst auf das Hochzeitmachen der jungen Leute nicht viel hielt; aber so lange Suschen unvermählt war, noch dem Herrn Vormund zum Besten der armen Waise Geldzuschüsse machen mußte. Und Jungfrau Sarah Waldhorn war ein wenig geizig, oder, wie sie es nannte, sie hatte nichts übrig.

Genug, Suschen verwandelte sich in eine Frau Doktorin, und der Herr Doktor sah fleißig zum Fenster hinaus, ob, bei seinem vermehrten Kredit, die Kunden kommen wollten? Doch kamen

sie leider sehr spärlich. Und das war schlimm. Statt dessen versammelte sich allerlei kleine Gesellschaft in seinem Hause; alle Jahr erschien ein vorher nie gesehenes munteres Söhnlein oder Töchterlein, um Herrn und Frau Falk die süßen Vater- und Mutterfreuden vermehren zu helfen. Der Herr Doktor kratzte sich zuweilen bedenklich hinter den Ohren; aber was half's? Wegjagen konnte man doch die kleinen Falken nicht. Es waren gar zu liebe Kinder. Man schnitt nun zwar nicht schmälere Bissen, denn gelebt mußte man doch haben — aber die Frau Doktorin kochte etwas magere Suppen. Item, es schlug allen wohl an. Vater und Mutter und ihre vier Kinder blühten und gediehen; es war eine Lust zu sehn. Man saß auf hölzernen Bänken und Strohstühlen so weich, als auf gepolsterten Sopha's, schlief auf Laubsäcken recht sanft und ging in keinen kostbaren Kleidern; genug, wenn sie sauber und geschmackvoll waren. Darauf verstand sich denn Suschen vollkommen. Alles war in ihrem Hause so schön, so nett, daß jedermann geschworen hätte, der Doktor habe die beste Einnahme von der Welt. „Wie's auch die Leutchen anfangen mögen!“ rief Tante Sarah oft, „es ist ein klaues Wunder!“

Freilich gab's auch trübe Tage, wenn die Kasse leer war, und man wochenlang keinen harten

Thaler im Hause gesehen hatte. Doch dann tröstete man sich so gut man konnte, wenigstens damit, daß Tante Sarah Waldhorn reich und kränklich und alt war. Und stieg die Noth am höchsten, stand immer die Hilfe am nächsten. Ein wahres, liebes Sprichwort.

Hoffende Erben.

Der Doktor und Suschen rechneten inzwischen viel zu kühn auf die Erbschaft von der Tante. Denn vorausgesetzt, aber nicht zugegeben, diese theure Jungfrau wäre dem Tode nah gewesen: blieb doch noch die Frage, ob denn auch Jungfrau Waldhorn ihre Nichte nebst Gemahl zu Universalerben erklären mögte? Zwar hatte dies seufzende Liebes- und Ehepaar die Erbschaft am nöthigsten; allein es war noch eine andere Nichte nebst Gemahl, nämlich der Advokat Zange, und zwei Neffen vorhanden, nämlich der Pastor Primarius Waldhorn und der Professor Philosophiä gleichen Namens. Alle hatten so viel rechtliche Ansprüche, als Suschen und ihr Mann. Alle hofften mit der gleichen Sehnsucht auf die baldige Himmelfahrt der Jungfrau.

Der Philosoph Waldhorn hatte wohl dazu die wenigste Ursache. Er war reich genug, ließ sich seinen Braten und Wein wohl schmecken, und

philosophirte dabei ganz vortrefflich. Ein Beweis von seinem Scharfsinn ist sein nun zwar vergessenes, damals aber unsterbliches Werk in fünf Bänden: „Der Weltweise unter den Uebeln des Lebens," worin er bewies, daß es eigentlich in der Welt gar kein Leiden gäbe; daß aller Schmerz nur Einbildung sei und man alles von der angenehmen Seite betrachten müsse.

In der That betrachtete er die Tante immer von der angenehmen, nämlich von der Geldseite. Er machte ihr fleißig Besuche, lud sie oft zu seinen Gastmahlen, schickte ihr allerlei fette Bissen in die Küche und war daher auch ihr herzallerliebster Neffe. „Ich habe zwar nichts übrig," sagte sie zuweilen, „aber sollt' ich einmal mit Tod abgehen, so will ich an Sie denken, Vetter." — Das hörte der Philosoph gern. Er hoffte die Erbschaft allein zu ziehen, und alle seine Nebenbuhler zu verdunkeln.

Wohl wär's ihm mit seiner Philosophie gelungen, wenn nicht sein Vetter, der Pastor Primarius Waldhorn, vermöge der Theologie großen Einfluß auf die Tante gehabt hätte. Sie war äusserst fromm und gottesfürchtig, und verachtete die Eitelkeit der Welt; besuchte die Betstunden der Frommen, wo das geistliche Waldhorn oft überlaut ertönte; nahm gern den Besuch des heiligen Vetters an, der mit ihr betete und ihr

ziemlich deutlich machte, daß sie ohne seine Hülfe kaum selig werden könne. Wenn sie seufzend, und mit naßgeweinten Augen aus den Erbauungsstunden des Herrn Vetters kam, versicherte sie ihn, daß er der Retter ihrer Seele, ihr allergrößter Wohlthäter sei; daß sie ihm noch in ihrem letzten Stündlein danken würde. Das hörte der Theolog recht gern. „Die Universalerbschaft kann mir nicht entgehen!" dachte er; „oder es wäre, wie die gottesfürchtige Tante zu sagen pflegt, ein blaues Wunder!"

Wohl hätte er nicht falsch gerechnet, wenn nicht sein Vetter, der Advokat Zange, vermöge seiner Rechtsgelehrsamkeit, für die Tante einer der wichtigsten Menschen gewesen wäre. Jungfer Sarah verachtete den Mammon der Welt zwar von Herzen, und bedauerte die irdischgesinnten Weltkinder, die daran hingen. Doch aus eben dem Grunde suchte sie nach allen Kräften die Weltkinder vom besagten Mammon, oder den Mammon von ihnen loszuziehen. Sie lieh nämlich Geld auf artige Zinsen und auf Pfänder aus, und arbeitete so redlich für das Seelenheil derer, die von ihr Geld borgten, daß diese immer ärmer wurden. „Selig sind die Armen!" rief sie, wenn sie Zins von Zins zahlen ließ: „Käm' es auf mich an, die ganze Stadt müßte bettelarm sein, um das Himmelreich zu ererben, oder es wär' ein

blaues Wunder. Je weniger man hier im Leben hat, je größer die Begierde nach dem da droben ist."

Nun aber geschah es oft, daß die gottselige Jungfrau in ihrem Liebes- und Tugendeifer zu weit ging, und wegen Unterpfänder und Zinsen, oder mit bösen Schuldnern in Streit und Prozeß gerieth. Ohne Hilfe des Advokaten Zange, der in der Stadt als der beste Rabulist bekannt war, wäre sie vielmals um Zinsen und Kapital gekommen. Aber liebreich, wie sie, hartherzig und klug, wie er war, konnt' es nicht fehlen. Eher mußte eine verschuldete Familie von Haus und Hof vertrieben werden, als ein ausgeliehener Gulden in Gefahr stehen, verloren zu gehen.

„Ich wäre eine arme, verlassene und verlorne Person, liebster Vetter," sagte sie oft zum Advokat Zange, „wenn Sie sich nicht meiner annähmen. Was ich habe, dank' ich Ihnen. Aber die Zeit wird ja auch kommen, wo ich vergelten kann." — Das hörte der Jurist gern. Er hoffte die Erbschaft allein zu ziehen, und einst das rechte Tempo schon zu treffen, wenn's Testament gemacht werden müsse.

Das Bild der Jungfrau.

Die Jungfrau Sara Waldhorn sprach zwar manchmal aus lauter Gottesfurcht vom Tode und

von ihrer Sehnsucht nach dem himmlischen Jerusalem und dem Seelenbräutigam; aber doch dachte sie noch öfter an einen irdischen Bräutigam, wie man wohl zuweilen an Dinge denkt, die einem durch den Kopf fliegen. Zwar seit ihrem fünfundvierzigsten Jahre hatte sie feierlich erklärt, sie wolle sich nicht verheirathen; aber doch wandelte sie dann und wann eine Mädchenschwäche an, zumal wenn ein stattlicher Wittwer sie neckte, oder ein Junggesell des Tages mehr denn einmal unter ihrem Fenster vorbei ging und höflich grüßte. — „Der hat gewiß Absichten!“ dachte sie dann; „kömmt Zeit, kömmt Rath. Man muß eigentlich nichts verschwören. Wenn's einmal sein soll, — nun des Herrn Wille geschehe! Ich bin eben im schönsten Alter. Meine Namensschwester im alten Testament hatte ja schon achtzig Jahre, ehe sie Kindtauf hielt. Das wäre noch kein blaues Wunder!“

So plauderte sie oft mit sich, besonders wenn ein unvermählter Herr mit ihr freundlich gethan hatte. Und weil dies leicht der Fall sein konnte, so traute sie nach und nach allen Männern in der Stadt „schlimme Absichten“, wie sie es nannte, auf ihre jungfräuliche Person zu. Endlich, denn ungefähr seit zwanzig Jahren hatte die Einbildungskraft dies lose Spiel mit ihr getrieben, hielt sie jeden Unverheiratheten für ihren

verschwiegenen Anbeter, und jeden, der sich verheirathete, für ihren Ungetreuen.

Daraus läßt sich erklären, warum sie auf die unversöhnlichste Weise mit ihrer Zunge gegen alle Hochzeiten zu Feld zog; auf das gottlose, leichtsinnige „Mannsvolk“ schimpfte (denn sie hatte in der That immer mit einem ganzen Volke zu thün); und noch giftiger gegen die koketten Mädchen eiferte, die sich schon in den Kinderschuhen (das heißt, Schuhe, so groß sie etwa neunzehn- oder zwanzigjährige Mädchen tragen mögen) unterstanden, an einen Mann zu denken.

Einige gottesfürchtige alte Jungfern standen ihr, als gewöhnliche Gesellschafterinnen, in dem löblichen Geschäft treulich bei, was in der Stadt vorfiel, auszuspähen, um darüber fromme Betrachtungen beim Kaffee anzustellen. Da ward denn jeder neue Rock der Nachbarinnen, jede Hochzeit, jede Kindtaufe, und was sonst Neues geschehen sein mogte, gewissenhaft überlegt. Was man hier erfuhr, war schnell in alle Stadtviertel verbreitet, daher ein muthwilliger Maler einst die Göttin Fama, statt mit einer Trompete, mit einem Waldhorn vorstellte, und man von jeder Klätscherei sprüchwörtlich sagte: „Da ist in's Waldhorn gestoßen!“ statt: „man hat's der Jungfrau Sarah gesagt.“

Denkt man sich zu diesen liebenswürdigen

Eigenschaften noch die Gottesfurcht und Zinsenlust der züchtigen Sarah, so läßt sich begreifen, warum, mit Ausnahme besagter alten Jungfern, und der vier Neffen, die auf Erbschaft hofften, Jedermann in ehrfurchtsvoller Ferne von ihr blieb.

Sorg' und Noth.

Sie hatte nicht die geringste Lust zu sterben. Daher ließ sie sich den Wetteifer der vier Fakultäten um die Universalerbschaft gar wohl gefallen. Sie gewann dabei am meisten; Leckerbissen von der Philosophie, Trostgründe wider ein sieches Leben von der Theologie, Schutz und Schirm von der Rechtsgelahrtheit und wohlfeile Arznei von der medizinischen Fakultät. Doktor Falk war ihr so lieb, wie jeder andere, aber auch nicht um ein Haar lieber, wie ein anderer. Nur wenn einmal der Tod im Vorbeigehen an die Thür ihrer Zelle pochte, ward ihr das Doktorchen der allerliebste ihrer Neffen.

„Geschwind, Herr Doktor! kommen Sie, Jungfer Sarah ist sterbenskrank!“ rief eines Morgens die alte Magd der Tante zur Thür herein; „sie sieht schon seit einigen Tagen erbärmlich aus.“

Falk saß, als diese Nachricht kam, eben auf dem strohernen Sopha, und hatte das weinende Suschen tröstend im Arm. — Falk wußte wohl,

es sei mit dem Sterben der Jungfrau Waldhorn selten buchstäblich gemeint. Er versprach der Magd, schnell zu kommen, blieb aber bei seinem Weibchen sitzen, um es zu trösten.

Der Trost schlug aber nicht an, denn das gute Suschen weinte immer bitterlicher, und der arme Doktor wußte nicht, warum?

„Sei doch deinem Manne offenherzig, liebes Kind“, sagte er; „du quälst, du tödtest mich mit deinem Weinen und Schweigen.“

— Nun, so höre mich! sagte sie: Ach!

„Gut, Suschen, das hab' ich gehört. Wie weiter?“

— Wir haben vier Kinder.

„Die hoffentlich zu den schönsten in der Stadt gehören. Alle sind so fromm, zärtlich, folgsam ‥‥“

— Ach, wahre Engel sind's, o lieber Mann.

„Da hast du Recht. Wahre Engel. Aber du grämst dich doch nicht über diese Engelschaft, hoff' ich?“

— Nein, lieber Mann; aber, wie wird's in der Zukunft werden?

„O du ungläubiges Suschen! Wer nur den lieben Gott läßt walten.“

— Ach, es wird uns schwer, sie anständig zu erziehen. Je älter sie werden, je mehr braucht's.

„Sie sind doch schon älter geworden, und hat's da schon gefehlt?“

— Aber, lieber Mann, wenn nun ...

„Was denn?“

— Ach! seufzte sie und schluchzte heftiger.

„Was denn?“ rief der Doktor mit wahrer Seelenangst.

Sie verbarg ihr Gesicht an seiner Brust, und umklammerte ihn mit beiden Armen fester. Dann sagte sie leiser: „Ich soll nun zum fünftenmale Mutter werden.“

Dem Papa ward's bei dieser unverhofften Nachricht zwar auch etwas weinerlich; doch verbarg er seine Bestürzung so gut es ging. „Herzenskind! ist's nichts mehr, wie das?“ rief er: „Gut, Suschen, so kömmt der fünfte Engel zu den vier andern, die schon da sind. Es kann gar nicht fehlen, wir müssen selig werden.“

— Aber, lieber Mann, wir sind ja so arm.

„Die Engel müssen und werden uns Segen bringen. Der Alte der Tage, der die jungen Raben füttert, wird mich auch noch Brosamen für unsere Kleinen finden lassen. Beruhige dich.“

Suschen hatte sich satt geweint, darum ward sie von selbst ruhiger. Aber der Doktor konnte nicht weinen, darum blieb er in der Unruhe. Er ging in der Stube auf und ab und sah zum Fenster hinaus; nichts konnte ihn zerstreuen. „Alle Jahr mehr Kinder und weniger Brod. Alle Jahr größere Tischgänger und kleinere Bissen!“ seufzte

er innerlich. Er würde die sterbende Jungfrau Sarah Waldhorn über die Geschichte vergessen haben, wenn ihn nicht Suschen erinnert hätte, zu ihrem Sterbebette zu laufen.

Das blaue Wunder.

Er nahm den Hut, doch lief er eben nicht. Das häusliche Gespräch drückte ihn noch. Er dachte nur an seine wenigen Kunden, an seine dürftigen Finanzen. Er drückte den Hut tief in's Gesicht, sah starr vor sich hin, wie ein Versemacher; grüßte nicht links nicht rechts auf den Straßen, und hätte beinahe den Generalsuperintendenten über den Haufen gerannt, der doch eins der hellleuchtendsten Kirchenlichter war.

Als er zur vielgeliebten Tante kam, fand er sie zwar nicht auf dem Sterbebette, aber doch mit der Brille auf der Nase vor einem großen Andachtsbuch, worin sie Todesbetrachtungen, und Gebete für Sterbende in letzten Nöthen, aufgeschlagen hatte. Sie sah in der That übel aus, obgleich man auch von ihrem Gesicht nicht hatte behaupten können, es hätte jemals sehr gut ausgesehen. Um die Stirn hatte sie ein Tuch, und wieder ein Tuch, unter's Kinn über dem Kop zusammengebunden.

„Wo fehlt's?“ fragte Doktor Falk und legte Hut und Stock weg.

„Der Herr weiß es,“ seufzte sie mit leiser Stimme kläglich: „ich leide viel, schon seit einigen Tagen leid' ich. Es ist nicht anders, als wenn mein Stündlein vorhanden wäre. Es wäre doch schrecklich.“

Der Doktor faßte gedankenlos ihren Puls, und sagte, ohne zu wissen, was? vor sich hin: „Er geht etwas voll.“ Im Geiste war der gute Mann noch immer bei Suschen zu Hause.

„Das dacht' ich wohl!“ seufzte hochbeängstigt die Jungfrau: „Finden Sie mich gefährlich, lieber Falk?“

„In Ihren Jahren nicht mehr!“ sagte der Doktor aus langer Weile.

„Nun das wäre doch etwas Trost!“ versetzte sie freundlicher: „In der That, ich bin in meinen besten Jahren; meine Kräfte unverdorben. Meine Natur muß mich selber herausreissen. Meinen Sie nicht, lieber Falk? Wenn's nicht Noth ist, nur keine theure Arzneien. Seit China, Rhabarber und Mixturen Kolonialwaaren geworden sind, ist nicht auszukommen. Daß sich der Herr erbarme! Aber, lieber Falk, mir ist doch nicht wohl.“

Die Tante ließ ihrer Zunge nun den Lauf, sprach von hunderttausend Dingen, die weder

zum Uebel- noch Wohlsein gehören, alles nach ihrer lieben Gewohnheit. Der Doktor aber trommelte fingernd auf dem Tische und hörte gar nicht zu; ebenfalls nach seiner lieben Gewohnheit. Endlich ward ihm die Zeit zu lang.

„Aber was fehlt Ihnen?“ rief er.

„Ach, der Appetit! ich habe seit zwei Tagen keinen Löffel Suppe mögen; habe Kopfweh zum Sterben.“

„Vielleicht den Magen verdorben, Tante, mit irgend einer philosophischen Gänsleberpastete?

„Ei, du gerechter Himmel! Falk, kein Gedanke davon! — das kömmt unmöglich vom Magen. Ich lebe so einfach, so mäßig. In allem Ernst, ich wüßte nicht, daß ich seit vielen Wochen etwas Schwerverdauliches genossen hätte. — Auch hab' ich zuweilen Zahnweh; — zuweilen Uebelkeiten, Herzweh, Erbrechen — — gerechter Himmel, sehen Sie mich doch nur an, Falk, und trommeln Sie nicht beständig den Zapfenstreich, da werden Sie sehen, wie blaß ich bin, wie eingefallen meine Augen. Mir ist gewiß nicht wohl!“

„Meinetwegen!“ rief der Doktor ärgerlich, der hier eine Litanei hörte, welche ihn an Suschens Zustand erinnerte: „so sind Sie schwanger!“ Er nahm Stock und Hut.

„Ei du gerechter Himmel!“ kreischte Jung-

frau Sarah Waldhorn, daß man's in den benachbarten drei Gassen ohne Mühe bis in's dritte und vierte Stockwerk hören konnte: „Ei, du gerechter Himmel, das wäre mir doch ein blaues Wunder!"

Als der Doktor diese lebhaften Töne des jungfräulichen Waldhorns hörte, überlief es ihn eiskalt. Er besann sich, daß er in Unmuth und halber Zerstreuung eine Albernheit ohne Gleichen ausgestoßen hatte; aber eine Albernheit, die keine züchtige Jungfrau verzeiht, zumal eine Jungfrau, die ihre mühsame Würde siegreich den Fünfziger Jahren entgegenführte, die keinem andern Mädchen auch nur einen Blick, einen Händedruck im Pfänderspiel verziehen hätte; die aus lauter Heiligkeit zusammengesetzt — genug, eine Jungfrau, wie eben Jungfrau Sarah Waldhorn war.

„Ich will das Wetter austoben lassen, und mein Heil in der Flucht suchen, eh' die ganze liebe Nachbarschaft zusammenströmt!" dachte Falk, öffnete behend die Thür und rannte davon.

Krankenbesuche.

Diesmal hätte er schier auf der Gasse seinen eigenen Schwager, den berühmten Advokat Zange, über den Haufen geworfen, wenn Herr Zange, langbeinig, hoch, breit, vierschrötig wie er war,

nicht als ein ächter Goliath seinem Mann gestanden hätte. So liefs zum Glück für beide mit einem Fleck an den Rippen ab, indem sie zusammenrannten.

„Holla! Herr Bruder!“ rief der Advokat, indem er sein breites fleischiges Gesicht schmerzhaft verzog: „Wären Sie nicht mein leibhaftiger Schwager: für den mörderischen Ueberfall auf offener Straße hing' ich Ihnen einen verdammten Prozeß an den Hals. Wenn Sie mir eine Rippe kassirt haben, müssen Sie sie mir unentgeldlich repariren, und ich verlange nichts, als das Schmerzengeld von Ihnen.“

„Thut mir leid, bitt' um Verzeihung!“ stammelte der Doktor und wollte davon. Der Advokat hielt ihn beim Arm: „Woher denn, Doktorchen, wohin so eilig? Woher?“

„Von der Tante Waldhorn. Sie ist sterbenskrank!“ erwiederte der Doktor.

„Sterbenskrank, Herr Bruder? Sterbenskrank? Gott befohlen, auf Wiedersehen, Herr Bruder!“ rief der Advokat, und steuerte mit großen Schritten dem Hause der Tante zu.

„Wenn der Doktor selbst bekennt, sie sei sterbenskrank,“ murmelte Herr Zange unterwegs für sich: „so ist's richtig. Sie fährt ab. Es kann nicht fehlen. Wenn sie nur nicht schon von Sinnen ist, daß sie kein Testament mehr machen kann.

Verdammt, daß ich's so spät erfahre. Wer weiß, hat der Philosoph sich nicht schon seine Braten und Pasteten bei ihr bezahlt gemacht, oder der Pastor Primarius ihre Seele weggeschnappt. Nun die gönn' ich ihm wohl, läßt er mir nur das Geld."

Er trat athemlos zur Tante in's Zimmer. Die Magd war eben beschäftigt, der Kranken ein Riechfläschchen unter die Nase zu halten. Wirklich sah die arme Sarah einer Sterbenden ziemlich ähnlich, denn sie hatte sich nur kaum von einer Anwandlung von Ohnmacht erholt, von der sie nach der Flucht des Doktors überfallen war. Herr Zange legte sogleich die Falten seines Gesichts zum Ausdruck des tiefsten Schmerzes zusammen, und seine Athemlosigkeit kam ihm dabei gut zu statten. Er schien vor Schrecken und Wehmuth nicht reden zu können. Aber sein Herz hüpfte vor Freuden, denn er fand ja die Tante noch aufrecht genug zum Testament, und bei dem allen zum seligen Ende ziemlich fertig. „Jetzt", dachte er, „jetzt oder nie muß das Eisen geschmiedet werden. Wollen sehen, ob wir nicht den Professor mit seinen Braten und den Pastor mit seinem Himmelreich durch einen erlaubten Pfiff aus dem Sattel heben können."

Sobald Sarah fähig war, wieder in Unterhaltung zu treten, fing er diese mit einer Schilderung seines Schmerzes an, die Tante — die

liebe Herzenstante, — den Engel von Tante so schwach zu sehen. Nach diesem rieth er ihr, statt des Doktor Falk einen andern Arzt zu nehmen.

„Warum das?" fragte Sarah.

„Sehen Sie, er ist ein armer Teufel — hofft vielleicht zu erben, und gibt sich zur Rettung Ihres theuern Lebens nicht alle Mühe, die wohl nöthig wäre. Menschen sind schwach. Besser ein neutraler Mann, als einer, der Partei nimmt. Und das begreifen Sie: ein Doktor, der zugleich Erbe ist, der ist Richter in eigener Sache."

Die Tante schüttelte den Kopf.

„Ich will eigentlich nichts gegen ihn sagen," fuhr Herr Zange fort, den das Kopfschütteln hoch erfreute, weil er daraus schloß, der Doktor sei nicht Richter in eigener Sache, weil er nicht zu erben bestimmt sei: „Gar nichts, liebste, himmlische Tante! Er ist sonst ein ganz guter Kauz. Aber die andern da haben mich argwöhnisch gemacht, der Pastor und der Professor = = = pfui, es sind Unmenschen! sich auf jemandes Absterben zu freuen, um des bischen Geldes willen."

„Auf mein Absterben?" fragte die Tante mit dem vielkläglichen Blick einer Weltverlassenen."

„Ich hab's schon längst bemerkt; es hat mich schon längst geärgert; doch wollt' ich der guten Tante keinen Verdruß machen!" fuhr der Advo-

kat eifriger fort, als er seine Sache auf gutem Wege sah.

„Aber, ist's auch wahr?“ fragte die Tante, welche neben ihrer ungeheuern Leichtgläubigkeit für alle üble Nachreden, doch zuweilen Zweifel in diejenigen setzte, die sie selbst betrafen.

„Wahr? Und wenn ich ein Lügner wäre vom Morgen bis zum Abend; gegen Sie, Tante, hab' ich nie zu lügen ein Herz gehabt, am wenigsten in diesen Augenblicken. Eigentlich sind es aber nur alberne Reden von den beiden Vettern.“

— Alberne Reden? was? albern heißt das blos?“

„Nun ja. Zum Beispiel, der Primarius sagte noch neulich: die Leichenpredigt hab' er schon seit zehn Jahren auf die Tante fertig; aber Tante habe ein zähes Leben, und die Predigt werd' ihm von den Würmern verzehrt.“

— Ei gerechter Himmel, das hätt' ich dem Pastor nie zugetraut. Aber das weiß ich, ein Erzheuchler ist er doch neben seiner Kopfhängerei.“

Darauf sagte der Professor: „Es kömmt auf die Hinterlassenschaft an. Ist sie danach, so geb' ich am Begräbnißtage einen Leichenschmaus von den leckersten Schüsseln, und lasse ein Dutzend Zapfen vom schönsten Champagner springen.“

„Ei, da muß ich mein blaues Wunder hören!“ schrie Sarah: „Wartet nur mit euern Zapfen und

Predigten! ich bin noch lange nicht zum Sterben. Ihr sollt euch die Augen wischen."

Die letzten Worte erschreckten den hoffnungsvollen Herrn Zange eben so sehr, als ihn die ersten entzückten. Er tastete zwar auf ihr seliges Ende lang herum; sehr behutsam, sehr zart; aber vergebens. Sie versicherte gar nicht behutsam, gar nicht zart, daß sie noch einige Dutzend Jährchen in diesem irrdischen Jammerthal Lust habe, ihr Kreuz zu tragen. Vom Testamentmachen dürfte gar keine Rede sein. Der Advokat, untröstlich und verzweiflungsvoll, lief endlich davon.

Bald nach ihm kam der Pastor Primarius Waldhorn, vom Schweiße triefend, athemlos. Die Tante, vor Aerger in einem wahren Fieber, hatte sich zu Bett begeben. Als sie den Primarius sah, wandte sie das Gesicht weg, und mogte ihm, eingedenk seiner Leichenrede, nur nicht den Gruß erwiedern. Der Geistliche wurde dadurch noch mehr überzeugt, die Tante sei den letzten Zügen nahe, und fing ohne weitere Umstände ein kräftiges Gebet an, das endlich ganz unvermerkt in die Nutzanwendung überging: Mensch, bestelle dein Haus, denn du mußt sterben! — Unter Hausbestellung verstand er aber — ein Testament.

„Es ist noch nicht so weit!" schrie ihn Sarah mit jener hellgellenden Stimme an, die der Familie Waldhorn erb- und eigen ist.

„Aber der Herr Vetter Zange hat mich's doch erst versichert, da er mir bei der heiligen Geistkirche begegnete!“ erwiederte der Primarius mit Entsetzen, denn solchen gesunden Waldhornklang hatte er gar nicht mehr erwartet.

„Was versichert!“ rief Sarah unwillig.

„Wie ich sage,“ versetzte der Primarius; „hat er Sie denn nicht wegen des Testaments bedroht?“

„Er? mich bedroht?“

„Nun, Tante, lassen Sie sich auch von diesem Weltkinde gar nicht schrecken, der nur nach eitelm Mammon gelüstet. Er schwor zwar, daß wenn Sie ihm nicht den größten Theil Ihres Vermögens vermachen würden, er Ihr Testament umstoßen wolle; und namentlich bedrohte er mich mit einem Prozeß von zwanzig Jahren, und hieß mich einen Erbschleicher. Aber der Herr wolle ihm die Sünde nicht behalten; er weiß nicht, was er redet. Aber umstoßen will er Ihr Testament.“

„Umstoßen? der?“

„Allerdings. Ich machte ihm zwar Vorstellungen in christlicher Liebe. Allein er sagte: Er betrachte Ihr Hab und Gut schon als sein Eigenthum, das er durch die Prozesse redlich gewonnen, die er zu Ihrem Besten geführt. Ohne meinen Beistand hätte sie, trotz allem Wucher, heut keinen Gulden mehr, und säße im Armenhaus! sagte er mir. Ich schlug an mein Herz und seufzte

zum Himmel: Der Menschen Dichten und Trachten ist sündlich von Jugend auf!"

„Und Ihre Leichenpredigt dazu, Vetter!" schrie die Tante erbost und gab ihm das Zeichen, sie zu verlassen.

„Kaum war er fort, meldete sich der Professor der Philosophie. Nach den ersten philosophischen Leidensbezeugungen sprach er von Seelengröße; dann von einem Krankensüppchen, das er in seiner Küche nach einem ganz neuen Rezept für sie bereiten lasse, und damit wollte er den Uebergang auf seine Liebe machen, die er ihr thätiger, als irgend einer, bis zum Tode bewiesen habe. — — Allein die Tante, welche vor Gift und Galle kaum reden konnte, unterbrach ihn kreischend: „Herr Vetter, sparen Sie Ihre Krankensuppen nur zum Leichenschmause nach meinem Tode auf." Er wollte sein Erstaunen bezeugen (wiewohl ihm doch das rothe Gesicht noch röther ward vor Scham und Wuth, daß man sein Wort verrathen hatte). Doch alles umsonst. Sarah wies ihm endlich ziemlich unphilosophisch die Thür.

Abermals ein blaues Wunder.

So hatten es alle vier Fakultäten mit der Jungfrau im Grund und Boden verdorben. Die

Neffen waren in Verzweiflung, mit Ausnahme des Doktor Falk. Er lachte dazu. Sein Suschen aber keineswegs. Suschen machte ihrem Manne noch am andern Tage viele Vorwürfe, wiewohl sie anfangs über seinen Einfall selbst hatte lachen müssen. Er nahm sie in den Arm und küßte ihr den Mund zu und sagte: „Du hast Recht. Ich hätte der tugendbelobten Jungfrau nicht so etwas sagen sollen; aber wahrhaftig, ich wußte gestern nicht, wo mir der Kopf stand, als ich dich verließ."

„Ich hätte nichts dagegen, lieb Männchen, wenn ich nicht überzeugt wäre, die Tante werde dir lebenslang unversöhnlich sein. Denn so etwas verzeiht dir keine Jungfrau. Und das ist schlimm für uns, zumal jetzt. Der Winter ist noch lang; ich heize den Ofen so schwach, daß den ganzen Tag die Fenster nicht aufthauen, und doch ist unser Holzvorrath auf der Neige. Du weißt es ja selbst. Und in Kasse haben wir — sieh nur her!" Sie klimperte ihm mit einigen Geldstücken im leeren Beutel dicht vor den Ohren.

Da ward an die Thür gepocht. Sarah's alte Magd trat herein, brachte einen versiegelten Zettel, und die dringende Bitte der Tante, daß sich der Herr Doktor unfehlbar nach dem Essen mit dem Glockenschlag ein Uhr bei ihr einfinden möge.

Sie liege im Bette, doch scheine sie etwas besser zu sein, als gestern.

„Gut. Ich komme!“ sagte Falk, nahm den Zettel und entließ die Magd. Er wog den Zettel in der Hand, schüttelte lächelnd den Kopf und sagte: „Fühle doch, Suschen! das ist ja schwer, wie Blei.“ Er öffnete. In eine Spielkarte eingeklemmt, blitzten ihm zehn neue, schöngeränderte Dukaten entgegen. Er betrachtete die Adresse. Sie war an den Doktor Falk und an keinen andern Menschen auf Erden. Solche unerhörte Freigebigkeit der Jungfrau Sarah erregte die gerechte Verwunderung des Ehepaars. „Das ist das blaueste von allen blauen Wundern der Tante!“ rief Falk: „Nun, Herz, mein Herz, seit wann hatten wir solchen Schatz im Hause? Siehe, die Vorsehung wacht für uns und unsere Kinder. Wir sind für den Winter geborgen. Alle Noth hat ein Ende. Warum weinst du doch?“

„Ach!“ schluchzte Suschen, und fiel ihrem Manne um den Hals; „vor Freuden wein' ich. Aber“, setzte sie leise hinzu, „ich habe auch die ganze Nacht gebetet; denn schlafen konnt' ich doch nicht viel.“

Da schlug Falk beide Arme um die Geliebte und sagte nichts; und er weinte heimlich. Denn seine Rührungen zeigte er ihr nicht gern.“

Das blaueste von allen.

Mit dem Glockenschlag ein Uhr stand er vor dem Bette der Tante. Er nahm mit innerer Bewegung, voller Dankbarkeit ihre Hand — er hatte es Suschen gelobt, — küßte diese wohlthätige Hand und sagte: „Beste Tante, Ihr Geschenk hat mich und Suschen sehr glücklich gemacht.“

„Lieber Vetter,“ sagte die Kranke holdselig, denn ein Kuß auf der Hand war ihr lange nicht widerfahren, „ich bin schon seit Jahr und Tag Ihre Schuldnerin.“

„Und verzeihen Sie meine gestrige Unart!“ fuhr der Doktor fort.

Die Tante bedeckte sich schamhaft das Gesicht mit Hand und Schnupftuch. Nach einer Weile sagte sie, ohne ihn anzusehen: „Vetter, ich setze mein ganzes Vertrauen in Sie — mein Leben hängt von Ihnen ab. Können Sie schweigen? wollen Sie?“

Falk versprach Alles. Sie beruhigte sich damit noch nicht. Sie gelobte ihm ihr ganzes Vermögen, wenn er reinen Mund hielte. Er that den feierlichsten Schwur. „Ich weiß, ihr beiden jungen Leute seid oft in Noth und Mangel. Ich will mich zu euch in die Kost geben, denn meine alte Magd, die mir so lange treu gedient“ — hier fing sie laut an zu schluchzen — „muß ich doch

abschaffen. So lange Sie aber mein Geheimniß verschweigen, geb' ich Ihnen jährlich tausend Gulden Kostgeld, und sollt' ich einst sterben, mein ganzes Vermögen."

Der Doktor fiel auf die Kniee und schwor.

„Aber Sie müssen ausser der Stadt wohnen; denn in der Stadt bleib' ich nicht. Ich trete Ihnen erb- und eigenthümlich mein großes Haus vor dem Thor, nebst Garten und Gütern ab, — Sie wissen mein Haus neben dem großen Gasthof zur Schlacht von Abukir, das ich vor einem halben Jahr von meiner Mutter Bruder, dem Accise-direktor, erbte."

Der Doktor schwor mit einer hochaufgestreckten Hand: er wolle, trotz Winterfrost und Schnee, morgenden Tages hinausziehen.

„Ich will, so lange Sie schweigen, Vetter, Ihnen mein Kostgeld halbjährlich vorausbezahlen; und für die ersten Einrichtungen für sich und mich liegen im Wandschränkchen dort hinter der Thür vier Rollen mit neuen Thalern."

Der Doktor streckte beide Hände und alle fünf Finger in die Luft und schwor Verschwiegenheit bis ins Grab, dachte aber bei sich: die glaubt gewiß, der jüngste Tag oder das tausendjährige Reich sei vor der Thür, daß sie sich so schnell bekehrt.

Nach allem diesem aber kam Sarah nie zum

Bekennen des großen Geheimnisses. Und so oft sie versuchte anzufangen, starb ihr das Wort auf den Lippen, indem sie sich das Gesicht verbarg und schluchzte. — Dies Anfangen und Abbrechen und Jammern währte ziemlich lange. Der Doktor stand auf, setzte sich vor das Bett, wischte mit dem Rockärmel seine Knie, nahm eine Prise und dachte: wenn man einen Brunnen endlich trocken pumpen kann, werden doch die Thränendrüsen einer beklemmten Jungfrau auch aufhören müssen, Wasser zu geben.

Es wird immer blauer.

Er hatte Recht. Als sie nicht mehr weinen konnte, hielt sie es für christliche Fassung des Gemüths, und sagte mit zitternder Stimme: „Vetter, als Sie gestern mit dem entsetzlichen Ausdruck von mir weggingen ...“

Der Dokter wollte wieder auf die Knie fallen und abbitten: „Verzeihen Sie mir doch den Ausdruck, goldene Tante, es war von mir ...“

„Nein Vetter — Sie mogten wohl Recht haben.“

„Es war Dummheit von mir, Tante.“

„Nein Vetter, ich vermuthe, Sie haben Recht.“

„Das ist ja unmöglich, goldne Tante.“

„Ach, nur allzugewiß, Vetter!“

„Aber es ist nicht möglich, Tante. Und wenn

auch — wenn selbst — nein, Tante, Sie sind gewiß = = =“

„Vetter, Sie haben Recht. Ich hätte in meinem Alter wohl vernünftiger sein sollen, meinen Sie. Und Sie haben Recht. Nun aber wissen Sie alles. Das Unglück ist geschehen. Ich war verheirathet — aber heimlich, ganz heimlich — aber ehrlich, aber in der Ordnung. Wer wird mir's nun glauben? Nun ist er im Tyrol an einer Stückkugel gestorben. Hier sind Briefe und Zeugnisse. Er ist todt, und — —“

„Wer denn, Tante?“ rief Falk voller Erstaunen.

„Ach, der Trompeter vom französischen Husarenregiment, Gott hab' ihn selig, der vorigen Sommer bis im Herbst bei mir im Quartier lag. Er war kein gemeiner Trompeter, sondern Regimentstrompeter; sein Vater und Großväter hatten Jahre lang mit großem Beifall die Pauken gerührt. — Aber, gerechter Himmel, Husarenfrau mogt' ich nicht heißen. Und ehe er sich vom Regiment losmachen konnte, mußte er mit dem Regiment fort. Nun sitze ich da als eine junge Husarenwittwe. Keine Seele weiß es; keine Seele glaubt es. Ich sterbe, wenn man's erfährt. Die Stadt würde blaues Wunder schreien! Am Trompeter wäre mir wenig gelegen, aber mein guter Name!“

Der Doktor schüttelte den Kopf. Er konnte sich von der Verwunderung kaum erholen. Den Trompeter hatte er zwar oft im Zimmer der Jungfrau Waldhorn gesehen, aber — Falk, der Göthe's Idee von der chemischen Wahlverwandtschaft der Menschen immer einen närrischen Einfall geheißen — er hätte sich nie so starke Wahlverwandtschaft zwischen Trompeter und Waldhorn träumen lassen. — Auch jetzt noch hielt er wenigstens die Besorgnisse der Jungfrau, denn so wollte die Wittwe heißen, für grundlos; allein sie gab ihm auf seine Fragen über ihr Befinden so sonderbare Antworten, daß er selbst zu glauben anfing. Nun freilich konnte er sich die verschwenderische Freigebigkeit der hochbeängstigten Dame erklären, die lieber das Leben verloren, als es ertragen hätte, daß die ganze Stadt erführe, wie der erste Tugendspiegel aller Jungfrauen so blind übergelaufen sei.

Er gab sein Ehrenwort, zu schweigen und sie vor aller Welt zu verbergen, bis sie sich wieder mit Sicherheit sehen lassen könne. Bis dahin wollte sie für krank gelten — unter diesem Vorwand und besserer Pflege willen beim Doktor wohnen; allen Umgang abbrechen.

Die Schenkung des Landhauses beim Wirthshaus zur Schlacht von Abukir ward notarialisch und gerichtlich ausgefertigt; das Landhaus mitten

im Winter bezogen. Die jungfräuliche Matrone ward darauf unsichtbar. Sie ließ sich von Suschen allein bedienen, und diese hatte sie selbst in das Geheimniß eingeweiht.

Gute Folgen.

„Das heißt doch“ — sagte sie oft in heitern Stunden zu Suschen, denn immer konnte sie doch nicht verzweifeln; auch that Suschen alles, was sie der Tante in den Augen las, so daß diese sich in ihrem ganzen Leben nicht so wohl verpflegt und behaglich gefühlt hatte, wie im Schoos dieser glücklichen Familie: „das heißt doch wahrlich, sein blaues Wunder erleben, wenn einem zuletzt noch solches Schicksal trifft. Hätte ich das je denken sollen! Ach, siehe wohl zu, daß du sicher stehest, auf daß du nicht fallest. Ich war aber in allzugroßer, geistlicher Sicherheit; da ward ich gestraft. O der Trompeter! der Trompeter!“ —

Die Begebenheit hatte inzwischen auf Jungfrau Sarah einen sehr wohthätigen Einfluß. Aus bloßer Furcht, sich van den neugierigen Augen ihrer ehemaligen Gesellschafterinnen und Kaffeeschwestern verrathen zu sehn, entwöhnte sie sich von dem Umgang derselben, und gewann reinern Vergnügungen im Kreise der Falkschen Familie Geschmack ab. — Zwar hörte sie noch gar zu gern

Stadtneuigkeiten, aber — sie gedachte ihrer Schwäche — und verdammte nicht mehr so lieblos wie sonst; höchstens seufzte sie, wie eine Gebeugte, welche, ihr eigenes Gericht scheuend, nie wieder richten wollte. Sie ward so nachgiebig, bescheiden, ja demüthig, wie man nie von ihr hätte erwarten können. Die Verpflanzung unter andere Menschen, Verhältnisse und Gegenstände, der heroische Entschluß, wodurch sie einen Theil ihrer Güter weggegeben hatte, die Versicherung des Doktors, sie habe Vermögen genug, um zu leben, er wolle es ihr verbürgen — das alles verwandelte sie so sonderbar, daß sie sich selbst vorkam, als lebe sie in einer ganz andern Welt. Sie gab sogar ihr Wucher-Handwerk auf, das sie ohnedem bei ihrer Entfernung von der Welt nicht mehr treiben konnte.

Unterdessen spieen die drei Fakultäten Feuer und Flamme. Der Advokat Zange und das philosophische und theologische Waldhorn machten entsetzlichen Lärmen gegen einander. Denn Jungfrau Sarah hatte ein- für allemal einem jeden den fernern Zutritt verboten, und jedem dabei gesagt, was der Advokat ausgeplaudert, so wie dem Advokaten, was der Primarius von ihm verrathen habe. Die beiden Waldhorne versöhnten sich zwar dem Scheine nach, aber nur um desto stärker durch ihre Vereinigung gegen den Rabulisten zu sein, der

ihnen auf alle Bewegungen lauerte, um Stoff zu einem Prozeß zu finden. Der Philosoph schrieb ein vortreffliches Werk gegen die menschlichen Leidenschaften, und der Primarius hielt alle Sonntage die rührendsten Predigten gegen Undank, Verleumdung, Neid, Klatschsucht und Bosheit. Beide stifteten damit viel Gutes, nur ihre eigene Galle wuchs immer dabei.

Der fromme Betrug.

Inzwischen war nach der langen Winterzeit der Frühling gekommen. Die warmen Sommertage nahten. Doktor Falk hatte schon früh bemerkt, daß sich seine Tante in der That Sorgen ohne Noth gemacht. Er hatte ihr dies gemeldet, und zugleich offenbart, daß ihre Kränklichkeit eine der weiblichen Schwachheiten sei. Umsonst, die Jungfrau ließ sich ihre Einbildung schlechterdings nicht ausreden. Suschen und Falk mußten schweigen und der Tante den lächerlichen Glauben lassen, weil sie drohte Argwohn gegen des Doktors Freundschaft zu fassen. — Sie hütete meistens das Bett.

„Sie macht mir bange!“ sagte Suschen zu ihrem Manne: „Sie kömmt mir zuweilen wie eine Verwirrte vor.“

„Das ist sie auch im vollen Sinn des Worts!“

sagte der Doktor: „Es ist bei ihr Hypochondrie, fixe Idee! Mit meinen Arzneien treib' ich ihre Einbildungen nicht weg. Was ist zu thun, vielleicht heil' ich ihr eine Phantasie mit der andern. Ich gebe seiner Zeit unser Kind ihr für das ihrige."

„Aber wird sie das glauben?"

„Will sie es nicht glauben, so läßt sie es."

Nach einigen Wochen erschien Suschen nicht mehr bei der Sarah — so war's von den Eheleuten besprochen — der Doktor zeigte ihr an, Suschen habe Unglück gehabt.

„Das Kind todt?" fragte Sarah.

„Allerdings!" erwiederte der Doktor.

„Ach..." seufzte sie.

„Bleiben Sie ohne Sorge, Tante."

Eines Morgens, vor Tages Anbruch, ward die Tante auf sonderbare Art geweckt. Ihr Gesicht ward mit Wasser gesprengt; unter der Nase ihr ein stark riechendes Fläschchen um's andere gehalten, daß sie fast den Odem verlor.

Sie schlug die Augen auf und sah den Doktor mit ihrer Nase beschäftigt. „Gerechter Himmel, ich sterbe; ich komme um! Was machen Sie mir denn in die Nase, Vetter!"

„Still, Tante! sprechen Sie kein Wort!" sagte der Doktor mit bedeutungsvollem Blick: „Geben Sie mir nur zu verstehen, ob Sie sich wohl befinden."

„Ganz leidlich, Vetter.“

„Sie lagen vier Stunden lang in Ohnmacht, Tante; mir war für Ihr Leben bange. Jetzt ist's gut. Sie sind gerettet. Ein allerliebstes Kind — — “

„Was?“ rief Sarah, indem sie sich fast die Nase zerrieb.

„Ein artiger Knabe. Wollen Sie den Buben sehen? Wenn Sie sich ruhig verhalten, ohne ein Glied zu rühren: so = = =“

„Aber, Vetter, = = =“

„Ich sage den Leuten, es sei das Kind meiner Frau; dafür gilt es jetzt im Hause.“

„Ach, Vetter, Ihre Klugheit, Ihre Hilfe, Ihr Rath = = = Sie sind ein Engel.“

Falk ging. Die Tante zitterte an allen Gliedern vor Schreck und Freude. Sie sah sich um; auf den Tischen standen brennende Kerzen und Arzneigläser dutzendweise. — Eine Frau brachte das Kind, es schlummerte sanft. Sarah sprach kein Wort, betrachtete es lange, fing bitterlich an zu weinen, küßte das junge Wesen unzähligemal, und sagte zum Doktor, als es wieder weggetragen war: „Es ist der französische Regimentstrompeter, Gott hab' ihn selig, wie er leibt und lebt! Ja, gewiß, wie er leibt und lebt!“

Wirkungen.

Nach einigen Wochen, die sehr pünktlich bei guten Kraftbrühen verlebt wurden, trippelte Jungfrau Sarah wieder wohlgemuth, stärker und frischer als jemals, im Hause herum. Sie wiegte das Knäblein und trug es mit Zärtlichkeit umher, und hegte und pflegte es mit wahrer Affenliebe. Sie war glücklich von ihrer närrischen Einbildung durch eine noch weit närrischere geheilt. Dankbar dafür war der erste Gang, welchen sie ausser dem Hause that, zur Kirche, und von der Kirche hin, dem Doktor Falk ihr gesammtes Vermögen gerichtlich verschreiben zu lassen, mit der Bedingung, daß er sie lebenslänglich dafür verpflege und ihr zum eigenen Gebrauch eine ansehnliche jährliche Summe Taschengeld gebe. Dem Doktor aber machte sie noch den geheimen Artikel zur Pflicht, daß dem Regimentstrompeterlein dermaleinst die Hälfte des gesammten Vermögens zufallen müsse.

So ward Doktor Falk plötzlich durch die blauen Wunder der Jungfrau Sarah Waldhorn zum reichen Mann. Der Sieg der medizinischen Fakultät war unwiderruflich entschieden; desto ärger wütheten von nun an die theologische philosophische und juristische gegen einander. Sie

konnten es einander nicht verzeihen, daß sie sich gegenseitig um die Universalerbschaft geprellt hatten. Dem Doktor Falk verzieh man leichter. Er war an allem unschuldig. Man machte sogar wieder Freundschaft mit ihm, denn er war einer der reichsten Männer in der Stadt; und einen reichen Mann, oder vielmehr sein Geld, kann der Philosoph und Jurist, wie der Theologe allezeit gebrauchen.

Die erbitterten Leutchen trieben ihren gegenseitigen Haß endlich so weit, daß sie ihren Kindern verboten, mit einander zu spielen; daß, wenn zwei einander von fern auf der Straße sahen, beide umkehrten, um sich nicht zu begegnen; daß, wenn zwei einander nicht ausweichen konnten, sie links und rechts vorbeidefilirten, ohne sich zu begrüßen. Man hörte sie nur sich räuspern. Ihre Todfeindschaft, die oft in die lächerlichsten Ausschweifungen entartete, war zuletzt das Gespräch und Aergerniß der ganzen Stadt.

„Aber," sagte Suschen zu ihrem Manne, „es ist doch recht betrübt, Verwandte in solchem Hader zu sehen. Wie wär's, Männchen, wenn du sie wieder aussöhntest? Es kommt nur darauf an, daß du sie einmal zu einem freundschaftlichen Essen zusammenbätest. Beim Glase Wein wärmen die Männer wohl ihre alte Freundschaft wie-

der auf. Versuch's doch. Es wäre ein schönes Werk gethan."

„Alles ganz gut!" rief Jungfrau Sarah, „man soll ein Christ sein und sich versöhnen. Ich bin auch dafür. Nur das Essen gebt mir nicht hier im Hause; ich kann die drei Schleicher nicht vor den Augen leiden. Ich kann alles vergeben, vergessen nicht. Speiset ihr drüben im Wirthshaus zur Schlacht von Abukir mit einander; nur hier nicht."

Die Schlacht von Abukir.

Dem Doktor wäre die Versöhnung seiner Vettern ganz recht und lieb gewesen; doch traute er nur halb. Aber Suschen hatte darum gebeten, und bat noch einmal und wieder. Und wenn Suschen sich auf's Bitten legte, dann legte man sich ganz vergebens auf's Abschlagen, besonders Doktor Falk. Er stand zwar nicht unter dem Pantoffel seiner Frau, aber gewiß doch unter ihrer weichen Hand.

Sehr gelegen zu dem Versöhnungsmahl kam ihm die Anwesenheit zweier großen Gelehrten in der Stadt; beide hatten ihm einst als akademische Lehrer auf der Universität Artigkeit erwiesen. Jetzt konnt' er abzahlen, und die Gegenwart die-

ser beiden großen Männer flößte den drei feindseligen Verwandten wenigstens so viel Achtung ein, daß sie sich in deren Gegenwart nicht mit neuen Vorwürfen reizen konnten. Man tadle doch nicht, was wir im gemeinen Leben Anständigkeit nennen. Sie ist oft das Gängelband, in welchem die kindliche Tugend auf schwachen Füßen laufen lernt. Der eine von den großen Männern, der berühmte Edukationsrath Hahnenkamm, war eigentlich mehr lang als groß, fast riesenhaft, schattenähnlich, aus einander gezerrt, mager. Der andere große Mann war der Hofrath Pilz, ein kleines, bleiches Männlein, durch seine Schriften hinlänglich der Welt und Nachwelt bekannt, wenn er nicht etwa vergessen wird. Der Wirth zur Schlacht bei Abukir mußte ein glänzendes Nachtessen rüsten, — der Doktor lud auf ein einfaches sokratisches Mahl ein.

So ein sokratisches Mahl bei einem Doktor, reich wie der Mann im Evangelium, wird nicht leicht ausgeschlagen. Man fand sich ein. Zange und die beiden großen Männer waren die ersten. Die Unterhaltung war sehr gewürzt durch den attischen Witz der Fremden, die von allen durch Schriften bekannten Männern etwas Lächerliches wußten. Als aber der Professor Waldhorn kam,

ward dem Advokaten das Lachen theuer. Dieser verzog das breite, fleischige Gesicht, als hätt' er die Kolik; und jener ging um den Rabulisten in so weiten Bogen herum, als fürchtete er sich, seinen neuen perlfarbenen Rock mit den weißatlassenen Unterkleidern schon durch den Hauch des Advokaten zu besudeln. Da nun aber gar klein, schwarz, rund und gesund der Pastor Primarius hereinschritt, war's, als führe ein böser Geist in die Versammlung. Die Einheimischen sprachen nur mit den Fremden; sich selbst mieden sie zu sehen, und geschah es, so war's mit Basilisken-Augen.

Man setzte sich endlich um die Tafelrunde. Der Doktor gab sich alle Mühe, Heiterkeit in die Unterhaltung zu bringen. Die beiden großen Männer waren unerschöpflich in skandalösen Gelehrtengeschichtchen. Alles schien auf dem besten Wege zu sein. Der gute Falk bereitete sich schon zu einer rührenden Versöhnungsszene beim Champagner vor.

Der Philosoph Waldhorn ließ sich das süße Amt nicht nehmen, bei Tisch zu „serviren", wie er's hieß. Er gab die Suppe auf, es war Kirschsuppe nach einer ganz neuen Vorschrift; ein Meisterstück des Abukirerkochs; eine Wollust der Gaumseligen.

Die Reihe kam, daß er auch dem Advokaten Zange geben sollte. Das fiel dem Professor schwer auf's Herz — dem Menschen konnt' er unmöglich geben. Er zuckte.

Herr Zange sah mit verbissenem Grimm alles, was in dem Innern des Philosophen vorging. Und als der Professor finster und mit verächtlichem Blick zu ihm hinüber sah, als wollt' er fragen: „muß ich gegen dich Elenden die Formen des Anstandes beobachten?" konnte sich der wüthende Advokat kaum halten. Er streckte — Niemand sah es — schnell ein verzerrtes Gesicht dem Philosophen höhnend entgegen. — Da lief dem Professor der Weltweisheit die Galle über. Er gab eben so schnell — Niemand sah es — mit dem großen silbernen, von purpurfarbener Kirschsuppe gerötheten, Suppenlöffel dem Advokaten einen derben Hieb auf's verzerrte Maul. Rasend fuhr der Advokat auf, streckte den langen Arm über den Tisch und griff, statt des Philosophen — dieser war rasch unter den Tisch gebückt — den Kopf des Primarius. Erschrocken ließ der Primarius seine ehrwürdige Perüke in den Geierkrallen des Advokaten und duckte sich neben dem Philosophen unter das Tischblatt. Hier setzten beide das Treffen gegen den juristischen Goliath fort. Jeder faßte eines von Zange's Beinen — Jeder zerrte wüthend

daran; so mußte der Riese stürzen. Mit ihm aber fuhr das ganze sokratische Gastmahl schallend auf den Erdboden.

Da erhoben die Waldhorne unter dem eingefallenen Tisch ein fürchterliches Geheul. Dem bei diesen Schlaghändeln ganz unschuldigen Edukationsrath Hahnenkamm war durch wunderbaren Aufschwung eines Tischflügels die rothe Kirschsuppe dick um's Gesicht geflogen. Hofrath Pilz saß starr und steif; er erblickte einen ganzen Haufen kleiner gebratener Vögel auf seinem Schoos versammelt.

Das Alles begab sich aber in so unerhörter Geschwindigkeit, daß Keiner recht Auskunft zu geben wußte, wie? warum? woher? was weiter?

„Hol der Teufel die Fakultäten!" rief der Doktor und flüchtete aus dem Erdbeben nach dem Fenster: „Ich dacht' es ja wohl, die Menschen sind nicht zu vereinigen."

Beim traurigen Schimmer des gläsernen Kronleuchters sah man nichts mehr über dem Tisch, als die in der Luft plädirenden Beine des Advokaten. Der Philosoph Waldhorn ging unter dem Tisch auf allen Vieren langsam hervor; ein gebratenes Milchschwein lag auf seinem Rücken, wie der Affe auf dem Bären. Der Primarius kroch ebenfalls hervor; aber, in's Tischtuch verwickelt,

folgte ihm dieses mit den Trümmern des sokratischen Gastmahls, wie ein feierlicher Leichenzug, durch's ganze Zimmer. Der kleine Hofrath Pilz setzte bedächtlich alle seine kleinen Vögel vom Schoos auf die Erde. Die wehmüthigste Erscheinung war aber die lange Gestalt des mit Kirschsuppe geblendeten Edukationsraths. Er hatte zu seiner Vertheidigung, mit vieler Geistesgegenwart, eine Kalbskeule ergriffen. So zog er majestätisch, wie ein blutiges Gespenst, schweigend und tappend im Saal herum; denn er konnte durch die purpurne Finsterniß der Suppe nicht erkennen, woher jählings die Schlaghändel gekommen. Darum, als der Wirth von Abukir eben mit einer prächtigen Pastete in's Zimmer trat, und dem Edukationsrath zu nahe, schlug dieser mit der Keule herkulisch Wirth und Pastete auseinander, ohne Erbarmen; denn wer konnte dem blinden Oedipos sagen, wer ihm Freund oder Feind sei?

Der Primarius ließ seine Perüke, der Professor sein Spanferkel im Stich. Beide flohen aus der Schlacht. Ihnen nach Zange, der Rothbart, voll Wuth und Scham. Der Doktor brachte die beiden berühmten Fremdlinge in kläglicher Gestalt zu seiner Frau, und erzählte die unselige Begebenheit.

„Gerechter Himmel!" schrie die Tante, „die Unversöhnlichen! Leute in Aemtern und Würden! Das ist ja ein blaues Wunder!"

„Mit Erlaubniß", versetzte der lange Edukationsrath, als er das Gesicht wieder bekam, „es scheint ein kirschrothes gewesen zu sein, wenn ich nicht irre."

Es ist sehr möglich!

Der kürzlich verstorbene Staatsrath Stryk führte fast bei jeder Gelegenheit die angenommene, ihm zur Gewohnheit gewordene Redensart im Munde: Es ist sehr möglich. Nicht selten lief sie sogar in seine amtlichen Vorträge mit unter, die er über Verwaltungsgegenstände dem Landesherrn schriftlich im Kreise der übrigen Amtsgenossen und der Minister machte. Dann gab es, auch bei den allerernsthaftesten Anlässen, ein stilles Lächeln, wie ein Lächeln bei des Nachbars Schwächen zu sein pflegt. Das konnte nicht fehlen. Gewisse Leute sehen des Nachbars Schwächen mit stets verjüngtem Vergnügen.

Inzwischen war und blieb der Staatsrath Stryk ein angesehener, hochachtbarer Mann. Die nacheinander folgenden Landesfürsten schätzten ihn, und zogen ihn immer wieder hervor, weil er mit seinen Kenntnissen, mit seiner Gewandtheit in Geschäften wesentliche Dienste leisten konnte. Jedermann gab zu, er sei ein gelehrter Mann, ein Mann von Takt, wie man ihn wegen der ihm eigenen Menschenkenntniß nannte, die er so richtig anzuwenden wußte. Ja, man hielt ihn für

gelehrter, als er war, für klüger, als er war; selbst gute Köpfe hatten nicht nur Ehrfurcht und Achtung für ihn, sondern sogar eine gewisse Scheu, weil sie denen nicht recht trauen, die klüger sind, als sie. Und doch war der Staatsrath Stryk ein grundredlicher, offener, gewissenhafter Mann, dem man nichts Böses nachsagen konnte. Aber eben daß man das nicht konnte, galt wieder als Beweis seiner Erzfeinheit, und als triftiger Grund, sich vor dem Manne in Acht zu nehmen. Der Glaube an seine Klugheit ging so weit, daß man ihn allgemein für den weitsehendsten Politiker, für einen wahren Propheten hielt. Und an dem Allen war seine sprüchwörtliche Redensart schuld: Es ist sehr möglich!

Es wird unsern Lesern nicht unangenehm sein, folgende Beiträge zur Karakteristik dieses in der Geschichte seines Vaterlandes merkwürdigen Mannes zu erhalten. Wir verdanken sie seinen nächsten Verwandten. Zum Theil gab er sie selber in einer Art Tagebuch, das er in frühern Jahren fleißig unterhielt. Das Wichtigste bleibt immer sein Sprüchwort, das er überall anbrachte: Es ist sehr möglich!

Denn wenn es ihm zuweilen, ihm selbst unerwartet, entfuhr, sprach er es doch nie gedankenlos. Oft veranlaßte es ihn, wenn es ihm einmal ent-

schlüpft war, den Folgen davon weiter nachzuforschen, und es berichtigte oder bestimmte dann seine Ansichten der Dinge und leitete dem zufolge seine Handlungsweise. Das Sprüchwort übte also über seine Denkart, über sein Thun und Lassen und über den Gang seiner Schicksale einen großen, entscheidenden Einfluß. Wer sollte dies glauben? Gerade von einem Manne von Verstand und Einsicht glauben? Und doch war es sehr möglich.

Er selbst wußte dies von sich wohl. Dennoch blieb er nicht nur seinen vier Wörtern getreu, sondern wollte sogar in vollem Ernst, daß sich sein einziger Sohn dieselben angewöhnen sollte. Der junge Mann, der, wie es junge Leute zu haben pflegen, sich gern einbildete, in mancherlei Dingen besser zu sehen, als der alte Herr, fand solche Zumuthung etwas sonderbar.

„Ihnen verzeiht man die kleine Eigenheit gern, lieber Vater," sagte er, „aber an mir würde man sie lächerlich finden, weil sie offenbare Nachäffung und eine recht absichtlich und freiwillig angenommene Redensart wäre."

„Das ist sehr möglich, lieber Fritz!" versetzte der Staatsrath: „Aber was ist daran gelegen, wenn solch ein paar Wörter dir Ruhe, Gleichmuth, Besonnenheit und Lebensglück geben? Der Gewinn ist zu groß. Und willst du das Wort nicht laut sagen, aus Furcht vor den Spöttern, so

beschwör' ich dich, denke es wenigstens bei jeder Gelegenheit für dich im Stillen."

„Aber, Väterchen, wozu das? Ihre Vorliebe für die Redensart geht doch beinahe zu weit, wie es mir vorkommt."

„Kind, ich habe für die Redensart nicht so viel Vorliebe, als für dich; darum wünsche ich sie, und mit ihr meine Seelenruhe, mein inneres Glück, auf dich zu vererben. Glaube doch nicht, daß mein Sprüchwort mir ganz zufällig zur Gewohnheit geworden sei. Nein, es war ursprünglich eine recht absichtliche und freiwillig angenommene Redensart. Ich verdanke ihr aber Alles, was ich bin und habe."

„Was bewog Sie denn, diese Eigenheit anzunehmen?"

„Das Unglück meiner Jugend und die Verzweiflung. Und nur durch diese elenden Wörter richtete ich mich wieder empor und ward meiner selbst Meister. Deine Großältern waren herrliche, gottesfürchtige Personen; großes Vermögen aber besaßen sie nicht. Was ich von ihnen erbte, reichte zur Noth hin, daß ich meine Lehrzeit auf der hohen Schule anständig zubringen konnte, und noch einige Jahre darüber hinaus zu leben hatte. Ich war ein junger unverdorbener Mensch, hatte brav gelernt, und war beinahe zu gut, weil ich nur unter den Urbildern des Höchsten und

Edelsten lebte. Das brachte mir viel Unheil; denn ich verkannte die Welt, und glaubte sie, je nach Umständen, bald nur von lauter Engeln, bald von lauter Teufeln bevölkert."

„Das begegnet mir wohl, wider Willen, auch jetzt noch!" sagte Fritz.

„Das ist sehr möglich," antwortete der Staatsrath, „denn ein junger Mensch, der nicht in diesen Irrthum verfällt, hat entweder nie ein ganz reines oder kein warmes Herz gehabt. Man muß einmal da hindurch. — Nun weiter. Ich mußte lange unentgeldlich in den Dikasterien arbeiten, ehe ich einen Titel und endlich ein Aemtlein mit magerm Gehalt empfing. Das ist so der Lauf der Dinge. Ich wußte es voraus. Man durfte nicht wissen, daß ich arm sei; sonst hätte ich bei Hohen und Niedern weit weniger Achtung genossen, als ich verdiente. Ich war also beständig äusserst sauber gekleidet, was man damals galant hieß, jetzt elegant. Ich wohnte in schönen Zimmern; ich erschien in den vornehmsten Gesellschaften. Ich scheute mich sogar nicht, von Zeit zu Zeit kleine Lustpartien mitzumachen, die etwas Geld kosteten. Dabei war ich ohne Schulden, und das wollte von jungen Herren meines Alters und Standes viel sagen. Ich stellte mich überall wohlhabender, als ich war. Und das Alles bewirkte ich mit wenigem Gelde. Niemand

wußte, daß ich das ganze Jahr hindurch elender lebte, als ein Baugefangener. Salz und Brod und Wasser nebst Milch war meine beständige Kost. Bei allem dem war ich sehr glücklich, weil mein Herz vollen Genuß hatte, nicht nur im Bewußtsein erfüllter Pflichten oder in jugendlichen Hoffnungen von einer goldenen Zukunft, sondern auch sonst noch. Ich war überall willkommen und geliebt. Die Weiber hatten mich gern. Unter den Männern war ich wohl gelitten. Allein von allen Männern hatte ich nur einen einzigen auserwählten, geprüften Freund, einen Advokaten Schneemüller. Wir Beide waren Ein Herz und Eine Seele. Schon auf der Hochschule hatte er sich in einem Duell für mich beinahe aufgeopfert. Er war in Noth und Weh bewährt. — Von allen Frauenzimmern galt mir nur eines über alle. Es war die Tochter des Generals van Tyten. Sie hieß Philippine. Ich liebte sie Jahre lang schweigend; liebte, ohne zu wissen, wie ich liebte. Es war beinahe nur stumme Abgötterei; aber mein ganzes Leben ward durch diese Liebe geheiligt. Niemand erfuhr den Zustand meines Innern; ich wagte Keinem davon zu sprechen. Denn was dem Gemüth das Allerheiligste ist, wird durch den Laut des Wortes, auch des reinsten, entweiht. Daher spricht Niemand gern einem Andern von seiner Liebe, und Niemand

gern im gesellschaftlichen Leben von seiner innersten Religion."

„Auch Ihrem Freunde vertrauten Sie sich nicht?"

„Nein, auch ihm nicht; schon deswegen nicht, weil ich in meiner Dürftigkeit, in meiner Amtslosigkeit, in meiner Bürgerlichkeit gar nicht an die reiche, hochgeborne Generalstochter ernstlich denken durfte. Hingegen erfuhr ich von Schneemüller zuerst, was ich nie geglaubt hätte, daß man allgemein sage, ich sei Philippinens Günstling; sie liebe mich mit romanhafter Schwärmerei; es habe deswegen zwischen ihr und ihrer Mutter sogar schon kleine Auftritte gegeben. Was ich Schneemüllern nicht glaubte, davon war ich ein halbes Jahr nachher überzeugt, als Zufälle Philippinen und mich enger zusammenführten und endlich unser beiderseitiges Geheimniß entsiegelten. Natürlich, wir schworen uns ewige Liebe, und lieber den Tod, als Untreue zu ertragen. Von nun an war ich im Himmel. — Um diese Zeit strömten auch von aussen alle Gunstbezeugungen Fortunens über mich zusammen. Ich ward Hofkammerrath der verwittweten Herzogin, und genoß einen mäßigen, doch anständigen Gehalt. Die Kluft zwischen meiner und Philippinens Hand war nicht mehr unausfüllbar. Der General brauchte mich und ward traulicher, und

seine Frau hatte gegen Philippinens Schwärmereien keine so häufigen Einwendungen mehr zu machen. Bald nachher fiel mir aus Batavia eine bedeutende Erbschaft von einem dort verstorbenen Vetter zu. Die Gelder waren in Amsterdam, nach geschehener Legitimation, zu erheben. Ich war beinahe ein Millionär geworden. Ich war selig, nicht des Geldes, sondern Philippinens wegen. Gerade damals warb ein hübscher junger Mann, ein Graf, ein Favorit unsers damaligen Landesherrn, um ihre Liebe. Sie spöttelte dazu. Sie küßte meine kleinen, eifersüchtigen Besorgnisse hinweg. Sie selbst forderte mich nun auf, um ihre Hand anzuhalten bei den Aeltern. Das war mir natürlich ein schweres Stück Arbeit. Doch machte ich Anstalt. Zugleich sollte ich, wegen des Erbes, nach Amsterdam. Das fiel mir sehr ungelegen, theils weil ich mich ohne Todeskrankheit nicht auf so lange Zeit von Philippinen trennen zu können glaubte; theils weil sie selber gegen meine persönliche Hinreise sprach, theils auch, weil mir der junge Graf gar zu reich, zu hübsch, zu zudringlich vorkam. Wir wurden endlich einig, und Freund Schneemüller reis'te mit allen obrigkeitlichen Papieren, Zeugnissen und nöthigen Vollmachten versehen, nach Amsterdam."

„Sie haben mir", sagte Fritz, „doch noch nie von diesem Ihrem Freund gesprochen."

„Kann sein," erwiederte der Staatsrath: „das erklärt sich von selbst. Es vergingen Wochen und Tage. Mein Freund und Mandatarius schrieb nie. Ich bestürmte ihn mit Briefen. Ich kam sogleich auf den Gedanken, er sei krank, sehr krank. Die Freundschaft überwand die Liebe; ich reis'te nach Amsterdam. Philippine war bei meiner Abreise ausser sich vor Schmerz. Sie sank, als ich von ihr ging, ihrer Mutter ohnmächtig in den Arm. — Auf der ganzen Reise fragte ich Schneemüllern nach. Ich fand seinen Namen in allen Postbüchern. Ich kam nach Amsterdam. Er war da gewesen. Er hatte das Testament und die Summen in Wechseln erhoben, einige Wechsel sogleich zu Geld gemacht, andere gegen Banknoten ausgetauscht, andere gegen andere Wechsel. Ihn selbst fand ich nirgends. Das kam mir sonderbar vor. Endlich erfuhr ich mit Erstaunen, ein Mann von seiner Gestalt habe sich auf ein amerikanisches Schiff begeben, schon vor zwei Monaten, also bald nach Bezug der Erbschaft. Ich rief immer: es ist nicht möglich! Allein ich erhielt bestimmte Gewißheit. Da war's möglich. Mein Freund, mein bester Freund hatte mich betrogen."

„Abscheulich!" rief Fritz.

„Ich reis'te zurück, mit zerissenem Herzen. Wohl hätte ich das Geld verschmerzt, aber die

Treulosigkeit meines Herzenfreundes konnte ich nicht verschmerzen. Er raubte mir das Vertrauen und den Glauben an die Menschheit. Als ich in unserer Stadt angekommen war, wäre ich gern sogleich zum General van Tyten, zu Philippinen geflogen, die vorläufig das Unglück zwar schon aus einem Briefe von mir erfahren hatten. Doch es war zu spät Abends. Mein Hauswirth begrüßte mich freundlich. „Was gibt's denn Neues bei uns?“ fragte ich. — „Nicht sonderlich viel. Daß das Fräulein van Tyten vor vier Wochen vermählt ist, wissen Sie!“ sagte er. — „Nicht möglich! Nicht möglich! Vermählt? was? die Tochter des Generals van Tyten mit wem? mit dem Grafen? — was? nicht möglich!“ rief ich. — „Allerdings!“ erwiederte er, und erzählte mir ganz ruhig alle Umstände haarklein, woraus erhellte, daß meine Philippine sich gar nicht gesträubt habe, dem hübschen, reichen, am Hofe sehr bedeutenden Grafen die Hand zu geben, sobald er darum angehalten hatte. Und dies mochte kurz nach dem Empfang des Briefes geschehen sein, welchen ich dem General aus Amsterdam von Schneemüllers Schurkerei geschrieben hatte. Ich glaubte aber an das Geschwätz meines Hauswirths nicht, und rief immer: es ist unmöglich! Ich glaubte die ganze Nacht nicht daran, wohl aber den folgenden Morgen; denn da vernahm ich von

allen Seiten und vom General selbst die Bestätigung."

„Abscheulich, abscheulich!" rief Fritz, und drückte die Hand fest auf sein Herz, als wollte er es vor dem Zerspringen bewahren.

Der alte Staatsrath sagte: „Nun ja, so rief ich auch. Nun so von allen Seiten und so betrogen, — nun glaubte ich an nichts mehr fest auf Erden, an die Liebe keines Mädchens, an den Schwur keines Mannes, an die Dauer keines Schicksals. Was mir unmöglich geschienen, war geschehen. Nun hielt ich auch das Unglaublichste für möglich, nur nicht, daß der Mensch und sein Loos beständig sei. Und wenn man mir auch das Unwahrscheinlichste sagte, antwortete ich: Es ist sehr möglich! — In den vier Worten lag das System meiner gesammten Lebensweisheit von da an. Ich nahm es mir vor, nur immer die Worte bei jedem Anlaß zu wiederholen. Ich fand darin Trost in der Tiefe meines Elends. Diese Worte bewahrten mich vor Verzweiflung. Ich lernte, daß ich auf nichts mehr zählen sollte, als auf mich selbst. Kannst du, dachte ich manchmal, kannst du denn noch jemals auf Erden froh werden? — Es ist sehr möglich! war dann mein Refrain, und er bestätigte sich. Seitdem behielt ich ihn bei. Die größte Huld des Glückes berauschte mich nicht mehr; ich dachte an die Vergänglichkeit

und das Unglück, und sagte: Es ist sehr möglich. Ich hatte seitdem keine größere Freude, als an dem Tage, lieber Fritz, da du geboren wurdest. Aber ich mäßigte mein Entzücken mit dem Gedanken: du könntest mir durch den Tod entrissen oder ein ungerathenes Kind werden. Da sagte ich: es ist sehr möglich! und ward nüchtern und auf alles Böse gefaßt.“

„Gott sei Dank, Väterchen,“ rief Fritz, es ist beides nicht eingetroffen.“

„Gleichviel, mein Sohn, aber es war sehr möglich. Seit ich mein Sprichwort habe, nehme ich jede angenehme Stunde, wie ein Geschenk des Himmels, ohne es für bleibend zu halten, und überrascht mich kein Uebel mehr, denn ich bin darauf gefaßt, und weiß, es hört endlich auf. Es ist Alles sehr möglich. Darum rathe ich dir, eigne dir diese Idee an. Sie muß sich aber durch beständigen Gebrauch in dein ganzes Wesen auflösen, sich gleichsam in deinem ganzen Nervenbau verknorpeln — sonst frommt sie nichts, und du bleibst karakterlos.“

„Wir Menschen alle“, fuhr der Staatsrath fort, „werden bei unsern wichtigsten und unwichtigsten Begebenheiten und Handlungen von einer in dem Augenblick erst schnell aufsteigenden, oft uns selbst fast unbewußten Idee geleitet. Sie ist dann des Augenblicks und der Umstände flüchtiges

Erzeugniß, und zwar so sehr, daß man sich hintennach oft nicht einmal Rechenschaft geben kann, warum man eigentlich im entscheidenden Moment gerade so, und nicht anders handelte. Unwissende glauben an göttliche oder satanische Inspiration. Daher können auch nur äusserst wenige Menschen dafür gut stehen, wie sie allenfalls unter diesen oder jenen Verhältnissen handeln würden. Sie **können** es nicht; denn beim Heransturz des Verhängnisses sind sie meistens ihrer selbst nicht mächtig, wie behext, wie betäubt, wie berauscht, weil ihrem Geiste alle Festigkeit, ich möchte sagen das starke Knochengeripp, die fixe Idee der höchsten Lebensweisheit, der starke Christussinn, das Verachten des Irdischen und seines Spiels, das Hinschauen auf das Ewigwahre, Ewiggute fehlt. — Um sich solches eigen zu machen, muß man ein sehr einfaches Mittel, irgend einen überall anzubringenden Weidspruch, wählen. Stehe es dann und wann auch nicht wohl an: ei nun, was schadet's? Genug, wenn uns das **Wahrste** und **Erhabenste** zur bloßen **Gewohnheit** wird, das heißt, zur andern Natur, aber nicht zur thierischen gedankenlosen, sondern zur vollbewußten. Das gibt Stärke, das gibt Stätigkeit. Darum folge meinem Roth! Es ist dir sehr möglich."

Mit der Stärke und Stetigkeit des Gemüths hatte es beim Staatsrath Stryk seine volle Richtigkeit; inzwischen zog ihm sein Sprüchwort doch zuweilen auch manchen Verdruß zu, was wenigstens andern Leuten wohl Verdruß gewesen wäre. Aber ihn focht nichts leicht an.

Zum Beispiel war er eines Tages in der Ministerialversammlung, welcher der Kurfürst beiwohnte. Es war zur Zeit des französischen Revolutionstaumels. Man sprach nach aufgehobener Sitzung noch von den neuesten Vorfällen in Paris, in Lyon, in Straßburg; sprach von der ungeheuern Verwandlung der französischen Nation, von der ehemaligen Abgötterei, die sie mit ihren Königen getrieben, und von ihrer nunmehrigen Freudetrunkenheit beim Sturz des Thrones.

„Das ist das schändlichste Volk auf Gottes Erdboden!“ rief der Kurfürst: „Kein anderes Volk könnte das. Denk’ ich an meine Unterthanen — nie, des bin ich gewiß, werden sie von solchem Schwindel ergriffen werden, nie vor einem Andern kniebeugen. Was meinen Sie, Stryk?“

Der Staatsrath hatte in dem Augenblick an etwas Anderes gedacht, die Worte seines Herrn nur halb gehört, und zuckte verlegen die Achseln, indem er nach seiner Gewohnheit sagte: „Es ist doch sehr möglich!“

Der Kurfürst stutzte. „Wie verstehen Sie

das?“ rief er: „Glauben Sie, es könnte je ein Augenblick kommen, da meine Unterthanen froh sein könnten, mich verloren zu haben?“

„Es ist sehr möglich!“ sagte Stryk mit Besonnenheit: „Man kann nichts voraus wissen. Niemand ist unzuverlässiger, als ein Volk; denn das Volk besteht aus Menschen, von denen sich jeder selbst mehr liebt, als den Fürsten. Eine neue Ordnung der Dinge bringt neue Hoffnungen; und immer sind Hoffnungen verführerischer, als der Besitz eines Gutes selber. So sehr Ew. kurfürstliche Durchlaucht auch von allen Ihren Unterthanen geliebt werden, und so sehr Sie die Liebe derselben verdienen: doch wollte ich nicht schwören, daß nicht, bei verwandelten Umständen, dies Volk alle Wohlthaten vergessen, und zu Ehren einer Republik oder eines andern Herrn Freudenfeste und Illuminationen anstellen, die kurfürstlichen Wappen abreissen und beschimpfen könnte. O ja, es ist sehr möglich.“

„Sie sind nicht gescheut!“ versetzte der Kurfürst heftig und wandte ihm den Rücken. Stryk fiel in Ungnade. Jedermann sagte damals: Stryk ist ein Narr.

Einige Jahre nachher drangen die Franzosen glücklich über den Rhein. Der Kurfürst mit seinem Hofstaat flüchtete. Man jauchzte Freiheit und Gleichheit hinter ihm her, stellte Freudenfeste

und Illuminationen an, und riß die kurfürstlichen Wappen ab.

Stryk, als ein kenntnißvoller, brauchbarer Mann, fand auch unter der neuen Ordnung der Dinge seine Anstellung, und um so mehr, da bekannt genug war, weswegen er beim vertriebenen Landesherrn in Ungnade gefallen war. Man betrachtete ihn gewissermaßen als ein rührendes Schlachtopfer des fürstlichen Despotismus. Das Neue befestigte sich, und Stryk trug durch seine Thätigkeit und Geschäftskunde dazu nicht wenig bei.

Ungeachtet seines natürlichen Feuers ließ er sich doch nie zur politischen Schwärmerei hinreissen. Er hielt es auch nie mit einer Partei; das mußte ihn jeder Partei verdächtig machen Die Jakobiner hießen ihn einen verkappten Royalisten; die Royalisten hießen ihn einen verkappten Jakobiner. Er lachte zu beiden Titeln und that seine Pflicht.

Eines Tages kam ein Regierungskommissär in das Departement, dem man, wie sich von selbst versteht, die größten Ehrenbezeugungen erwies. Jeder drängte sich zu demselben; Jeder suchte sich bei ihm einige Wichtigkeit zu geben. Mitunter fehlte es auch nicht an Leuten, die über den braven Stryk und die Zweideutigkeit seiner republikanischen Gesinnungen ihr dienstwilliges Wörtchen an Mann brachten. Der Kommissär, da er einst

mit Stryk in großer, glänzender Gesellschaft zusammentraf, wo mancher feurige Toast auf die Freiheit der Welt, auf die Rechte der Völker, auf die Siege der Republik angebracht worden war, wandte sich auch zu Stryk. „Ich wundere mich nur,“ sagte er, „daß die Könige es noch wagen, wider uns zu streiten. Denn sie beschleunigen damit nur ihren eigenen Sturz. Die Revolution macht die Runde um die Welt. Was hoffen denn die Leute? Bilden sie sich ein, die große Nation mit den Waffen zu beugen und die Bourbonen zurückzuführen? — Die Thoren! Eher würde ganz Europa untergehen. Was meinen Sie, Bürger: ist es einem vernünftigen Manne nur gedenkbar, daß in Frankreich jemals wieder ein Thron aufgebauet werde?“

„Unwahrscheinlich allerdings,“ sagte Stryk, „aber es ist sehr möglich.“

„Was? sehr möglich?“ schrie der Kommissär mit donnernder Stimme, daß die ganze Gesellschaft zusammenfuhr: „Wer schon an der Dauer der Freiheit zweifelt, hat sie nicht geliebt. Es thut mir leid, daß einer der ersten Beamten solche Gesinnungen nährt. Wie können Sie sich auch nur entschuldigen?“

„Entschuldigen?“ sagte Stryk ganz ruhig: „Es ist sehr möglich. Das freie Athen gewöhnte sich erst an einen Perikles, dann an einen König

von Macedonien. Rom hatte erst Triumvirate, dann einen Cäsär und zuletzt Neronen. England tödtete seinen König, hatte einen Cromwell, hintennach wieder Könige.

„Was wollen Sie mit Ihren Römern, Athenern und Engländern?“ rief der Kommissär: „Was wollen Sie mit diesen elenden, karakterlosen Völkern, die der Ketten werth waren? Sie werden sie doch nicht mit den Franzosen in Vergleich setzen? Aber ich verzeihe Ihnen Ihre schiefe Ansicht. Sie sind kein geborner Franzose.“

Es war jedoch dem Kommissär mit dem Verzeihen kein besonderer Ernst; denn Stryk verlor bald darauf seine Stelle. Er mußte sich sogar gefallen lassen, wegen verdächtiger Reden in Verhaft und peinliche Untersuchungen zu gerathen.

Einige Jahre nachher ward Buonaparte erster Konsul, erst für zehn Jahre, dann für Lebenszeit, dann Kaiser und König. Stryk ward gleich anfangs wegen seiner Einsicht, Rechtschaffenheit, und weil er von jeher zu denen gehört hatte, die man die Gemäßigten nannte, wieder in Amt und Würden eingesetzt. Von dieser Zeit an genoß er in seinem Kreise höhere Achtung, als je. So manches, was er zuvor gesagt hatte, war erfüllt. Man hielt ihn für einen politischen Fernseher.

Napoleon verwandelte die Welt und verschenkte Kronen. Auch Stryk ward der Diener einer dieser Kronen und genoß die größten Ehren. Nun war kein Mensch mehr Republikaner. Jeder kroch vor dem neuen Herrscher. Ja, Niemand wollte jemals zu den Republikanern gehört haben, sondern Jeglicher behauptete, von dem Schwindel, der einst Alle befallen hatte, frei geblieben zu sein. Man rechnete es zur bittersten Schande, nicht allezeit gut königlich gedacht zu haben.

„Ich finde darin keine Schande," sagte Stryk, als sich einst darüber zwischen seinen besten Freunden Vorwürfe und Wortwechsel erhoben: „ich glaube, ihr alle habt, da der Schnupfen umging, davon befallen werden können. Und kommt ähnliche Witterung wieder, könnet ihr auch den Schnupfen noch einmal bekommen. Es ist sehr möglich."

„Wie? Halten Sie uns alle für so schwache, arme Sünder?" riefen sie insgesammt: „Wahrlich, ich für meine Person", setzte Jeder hinzu, „lasse mich nicht so leicht von dem moralischen Modefieber besiegen!"

„Das fällt mir", sagte Stryk, „immer aus Addisons Zuschauer der Sultan von Egypten ein. Dieser Sultan that sich etwas darauf zu gut, ein starker Geist zu seyn. Nichts war ihm

lächerlicher, als was der Koran von des Propheten Muhamed überirdischer Reise erzählt. Laut der Sure des Korans ward der Prophet nämlich, da er eines Morgens im Bette lag, vom Engel Gabriel durch Paradies und Hölle und alle sieben Himmel geführt; er hörte, er sah da Alles, was vorging, hielt mit Gott neunzigtausend Unterredungen, und das alles in so kurzer Zeit, daß der Prophet sein Bett noch warm fand, da ihn der Engel Gabriel wieder hineinlegte, ja, daß das Wasser eines Kruges, den er bei Anfang der Himmelfahrt vor seinem Bett umgestoßen hatte, noch nicht einmal ganz ausgeflossen war. — Es spöttelte der Sultan eines Tages über diese Geschichte auch in Gegenwart eines türkischen Heiligen, der im Rufe stand, Wunder verrichten zu können. Dieser nahm es auf sich, den Sultan von seinem Unglauben zu heilen, wenn er thun wolle, was ihm geboten würde. Der Sultan nahm den Mönch beim Wort. Der Heilige führte den Herrn der Gläubigen zu einer Kufe, die bis an den Rand voll Wasser war. Der ganze Hofstaat war zugegen, und umringte neugierig die Kufe. Der Mönch gebot dem Fürsten, den ganzen Kopf ins Wasser zu tauchen und augenblicklich wieder herauszuziehen. Der Sultan that es. Kaum aber hatte er den Kopf im Wasser, sah er sich am Fuße eines Gebirges, unfern dem

Meersgestade, ganz einsam. Man denke sich sein Entsetzen! Er verwünschte den Mönch und schwor, ihm den Hexenmeisterstreich zeitlens nicht zu verzeihen. Allein was half's? Er mußte sich wohl in sein Schicksal ergeben. Zum Glück bemerkte er endlich Leute in einem Walde. Es waren Holzfäller. Mit Rath derselben kam er zu einer jenseits des Waldes gelegenen Stadt. Allein er befand sich weit von Egypten, am kaspischen Meere. Niemand kannte ihn. Er wagte nur nicht zu sagen, daß er der Sultan von Egypten wäre. Nach mancherlei Abentheuern gewann er die Gunst eines reichen Mannes und heirathete dessen schöne Tochter. Mit dieser hatte er vierzehn Kinder, nämlich sieben Knaben und sieben Mädchen. Seine Frau starb endlich, und nach mehrern Jahren kam er durch verschiedene Unglücksfälle, Krieg und Krankheit ins größte Elend. So weit kam es, daß er in den Straßen der Stadt sein Brod betteln mußte. Er weinte oft bittere Thränen, wenn er seinen gegenwärtigen betrübten Zustand mit der Pracht des ehemaligen egyptischen Palastes verglich, und hielt sein Loos für Strafe und Züchtigung des vielbewiesenen Unglaubens. Er beschloß, Buße zu thun und sich nach Mekka durchzubetteln. Er vollbrachte die Wallfahrt glücklich. Ehe er aber die heilige Stätte berührte, wollte er sich durch

eine Waschung vorbereiten. Er ging zum Fluß, entkleidete sich, tauchte ganz unter und erhob sich wieder. Neues Wunder! Wie er den Kopf herauszog, stand er nicht im Fluß, sondern dicht vor der Kufe, bei seinen Höflingen und dem Mönch, der ihn geheißen hatte, den Kopf in's Wasser zu stecken. Trotz seines Erstaunens und seiner Freude konnte er sich doch des Grimmes gegen den Mönch nicht enthalten, der ihm den boshaften Streich gespielt und so vielen Gefahren und Leiden preisgegeben hatte. Aber das Erstaunen des Sultans stieg auf's Höchste, als er vom ganzen Hofe, dem er seine Schicksale erzählte, vernahm: er wäre gar nicht von der Kufe weggegangen, sondern habe diesen Augenblick erst den Kopf in's Wasser getaucht und eben so plötzlich ihn wieder zurückgezogen."

„Ihr Herren", fuhr der Staatsrath fort, „seid wohl alle im Fall unsers Sultans von Egypten. Hätte man euch vor der Revolution vorausgesagt, was ihr alle während derselben thun würdet, ihr hättet es nicht geglaubt. Jetzt habt ihr den Kopf aus der Kufe gezogen, und wollt nun nicht Wort haben, was ihr zur Zeit der Wunder dachtet, fühltet, lebtet. Sollten die ausgewanderten Bourbonen und Adelichen je wieder nach Frankreich zurückkommen, ich wette, sie halten die ganze

Geschichte seit 1789 für nicht geschehen, und stehen wieder, wie der Sultan von Egypten, fröhlich vor der Kufe, und betrachten die Jammerjahre wie eine träumerische Selbsttäuschung."

Man lächelte. „Nun, nun!" sagten Einige: „der Herr Staatsrath mag in Manchem Recht haben. Aber sollte man im Ernst wohl denken, daß die armen Bourbonen je wieder zurückkommen? Das gehört nun doch in's Reich der Unmöglichkeiten."

„Hm, es ist sehr möglich!" sagt Stryk. Und in der That erlebte er auch noch diesen Umschwung der Dinge, und wie Alles wieder in's vorige Geleise der politischen Ordnung zurücktrat.

Der Umschwung konnte für einen Mann von Stryks Denkart nicht gefährlich sein, besonders da er bei dem Napoleonischen Monarchenthum zuletzt abermals in Ungnade gefallen war. Man sagte: Napoleon habe von seiner politischen Sehergabe gehört. Kurz vor der Abreise des Kaisers aus Frankreich zum Feldzuge nach Rußland ging einer seiner Generale zum Staatsrath und fragte ihn beiläufig, was er vom Ausgang des Feldzuges halte? — Der alte Geschäftsmann wunderte sich über die Frage, und wollte nicht antworten. Dem

General kam dies sonderbar vor. „Ich denke, wir feiern die Weihnachten in Petersburg," sagte er, „es scheint aber, Sie fürchten von der Unternehmung schlechtes Gelingen." Der Staatsrath zuckte nach seiner Gewohnheit die Achseln und versetzte: Es ist sehr möglich. Das brachte ihm Schaden. Er ist ein Narr! hieß es, und sein Name verschwand ganz von selbst auf der Liste der Staatsräthe. Da aber die verbündeten Mächte in Frankreich einrückten und allenthalben die Napoleonischen Schöpfungen zerstört wurden, sagte Jedermann: Stryk ist ein Prophet. Das ist immer das Schicksal der Weisern.

Seine Ungnade unter der Regierung der Anmaßer (wie nun plötzlich die verbannten Kaiser und Könige illegitimer Herkunft hießen) gereichte ihm zur Gnade bei dem neuen legitimen Landesfürsten. Doch fehlte wenig, sein Sprichwort hätte ihn auch bei diesem wieder in übeln Ruf gebracht.

Denn als der Fürst eines Tages den Staatsrath fühlen ließ, man halte ihn für einen Achselträger, weil er bei allen Wechseln der Regierungen immer obenan geblieben wäre, und daß er es folglich mit keiner recht treu gemeint haben möge, antwortete der alte Mann ganz trocken nach sei-

ner Gewohnheit: „Es ist sehr möglich; denn", setzte er schnell hinzu, indem er sich besann, „ich war allezeit ein treuer Staatsdiener."

„Das ist platter Widerspruch!" rief der Souverän: „Wie können Sie sich als einen treuen Staatsdiener proklamiren, wenn Sie heut einem rechtmäßigen, morgen einem unrechtmäßigen Herrn den Hof machen?"

„Eben, weil ich mich immer befliß, kein Herrendiener, sondern ein Staatsdiener zu sein. Unter unrechtmäßigen Herren oder übeldenkenden Herren ist es jedem redlichen Freund des Vaterlandes doppelte Pflicht, dem Staate zu helfen."

„Was Staat?" sagte der Souverän: „Ich rede von der Regierung. Können Sie die vom Staate getrennt denken?"

„Nein, allergnädigster Herr; wohl aber die regierende Person getrennt von der Regierung."

Der Souverän warf einen finstern Blick auf den Staatsrath und sagte: „Das ist Revolutionssprache, die jetzt nicht mehr gelten soll. Merken Sie sich das: Ich und der Staat sind dasselbe. Sie sind nicht der Diener des Staats, sondern mein Diener für den Staat."

Der Staatsrath verbeugte sich schweigend. Nach einiger Zeit ward er seines Alters wegen zwar vom

Amt entlassen, aber doch mit Beibehaltung seines Gehalts.

Doch auch in seiner Abgeschiedenheit von den öffentlichen Geschäften behielt er das einmal erworbene Ansehen und besonders den Ruf eines politischen Sehers. Denn alle Staatsveränderungen hatte er lange und mit auffallender Sicherheit vorausgesagt, so daß man sich gern mit einer Art Aberglaubens an ihn wendete, um seine Meinung wegen der Zukunft zu erfahren.

Als man ihm einst über seine seltene Gabe ein Kompliment machte, konnte er sich des Lachens nicht erwehren. „Man kann“, sagte er, „unter Leuten, die schlechterdings blind sein wollen, ganz wohlfeil zur Würde eines Sehers und Weissagers gelangen. Mit gesundem Menschenverstand und kaltem Blut reicht man weit, wenn alle Welt in leidenschaftlicher Heftigkeit wider einander rennt und sich über die Dinge, wie sie sind, verblendet.“

„Könnten Sie uns nur Ihre Sehergabe mittheilen!“ sagte einer seiner Bewunderer.

„Es ist sehr möglich!“ gab er zur Antwort: „Um in die Zukunft zu schauen, muß man rückwärts sehen, nicht vorwärts — rückwärts in die Vergangenheit! Da hängt der Prophetenspiegel. Aber unsere Minister sehen nicht gern dahin; ohne-

dem haben sie vom vielen Lesen der Bittschriften, Lobreden und diplomatischen Noten kurzes, verdorbenes Gesicht."

„Aber was sagen Sie von der jetzigen Zeit?"

„Sie bleibt nicht, mit Allem, was in ihr ist. Gegen diese Prophezeihung läßt sich nichts einwenden!" sagte der Alte.

„Also meinen Sie, die Unruhen und Aenderungen seien noch nicht zu Ende? Und doch ist der böse Geist unter die Ratten und Mäuse von St. Helena verbannt. Woher sollte er wieder kommen? Oder glauben Sie, er oder Seinesgleichen könne wieder erscheinen und wieder Spuk treiben?"

Der Staatsrath zuckte die Achseln: „Es ist sehr möglich. Uebrigens hat der nicht die amerikanische, nicht die französische Revolution gemacht; er hat aber das, was die Revolutionen im menschlichen Geschlecht beschleunigt, mächtig befördert, weil er, seiner Dynastie wegen, mit den abgenutztesten Hilfsmitteln dagegen kämpfte, nämlich gegen Wahrheit, Aufklärung, Freiheit, Recht, nicht nur bei den Franzosen, sondern auch bei andern Völkern. Das weckte auch die andern Völker. Nun will man wieder mit Waffengewalt, Inquisition, Tortur, Nunziaturen, diplomatischen Pfiffen, Haarbeuteln, Perüken, Spießruthenlau-

fen, Adelspatenten, Ordensbändern, Staupbesen, ewigen Bündnissen, Zensurgesetzen und dergleichen altlöblichen Dingen zum ewigen Frieden helfen. So geschah es schon zur Zeit Franklins und Washingtons, zur Zeit der Bastillen, zur Zeit der Davouste und Palms. Dieselben Mittel und Ursachen werden dieselben Wirkungen haben. Darauf verlaßt euch."

Das Loch im Aermel.

Herr Marbel.

Man erzählt sich noch heutiges Tages zu W*** viel Seltsamkeiten und drollige Züge von einem Mann — — seinen wahren Namen darf ich hier nicht nennen, und einen Namen muß er doch haben; also er heiße für uns Herr Marbel. — Man erzählt sich noch heutiges Tages von diesem Herrn Marbel mancherlei Wunderlichkeiten. Ich will auch eine derselben erzählen, die weniger bekannt, aber durch ihre Folgen sehr wohlthätig geworden ist.

Er selbst war ein Mann von geradem, schlichtem Verstande, ohne Anmaßungen, ohne Begierde sich auszuzeichnen, im Thun und Lassen rechtlich, und doch galt er für wunderlich. Die Leute hielten ihn für eine Art Narren, mit dem nicht viel anzufangen sei; und er nahm das den Leuten gar nicht übel; denn, sagte er, „die Leute haben vollkommen Recht. Ich lebe nach eigenen Ueberzeugungen; das fällt auf. Die Leute aber leben nach der Meinung Anderer, und so schwimmen sie mit dem Strom, und fallen nicht auf. Sie kleiden sich nicht nur nach der neuesten Mode,

sondern sie essen nach der Mode, darum schmekken ihnen sogar Austern gut; sie erziehen nach der neuesten Mode, lehren, urtheilen, denken, tadeln, loben, handeln, alles nach der Mode, nicht nach ihrer eigenen Ueberzeugung und nach eigenem Gefühl. Darum sieht sich der Karakter der Leute so grundähnlich, daß es gar keine Karaktere mehr zu geben scheint."

Herr Marbel war ein sehr reicher Mann, und zwar einer von denen, die mit nichts angefangen hatten. Als Knabe hatte er Aufwärterdienste in einem angesehenen Handelshause zu Hamburg geleistet, wo er nach und nach zu wichtigern Dingen gebraucht, und ein paarmal nach Westindien geschickt wurde. Er fing nachher kleine Geschäfte für eigene Rechnung an; aus den kleinen Geschäften waren zuletzt große geworden.

Um während seiner Reisen einen treuen Verwalter seines Vermögens zu haben, heirathete er ein tugendhaftes, verwaisetes Mädchen, dessen sich kein Mensch annahm. Das Mädchen saß auf einem Zaune und weinte, als er eines Tages durch ein Landstädtchen reisete. Er fragte: was fehlt dir? — „Meine Mutter ist gestorben, nun jagen sie mich fort." — „Komm mit; ich helfe dir." Er ließ das Mädchen neben sich herlaufen bis zur nächsten Stadt, von da schickte er es mit der Post nach seiner Heimath. Ein halbes Jahr

lang mußte das Mädchen seine Wirthschaft führen; dann heirathete er es.

„Sie sind ein Narr!“ sagten seine Freunde: „Sie können die beste Parthie machen, das Schönste, das Reichste gehört Ihnen, wenn Sie wollen. Aber so ein Ding vom Zaune wegnehmen und heirathen!“ — „Laßt's gut sein,“ sagte Herr Marbel: „mir wählt' ich das Beste, nämlich das tugendhafteste Mädchen.“

Als er reich genug war, gab er plötzlich den Handel auf; that sein Geld an sichern, obgleich geringen Zins, und setzte sich in Ruhe. — „Sie sind ein Narr!“ sagten seine Freunde: „Kaum fünfundvierzig Jahre alt, und schon in Ruhe! Erst jetzt können Sie ungeheure Spekulationen treiben, Sie haben die Erfahrung, Sie haben die Mittel!“ — „Laßt's gut sein!“ sagte Herr Marbel: „Ich will jetzt von meinem erworbenen Brod essen, weil ich noch Zähne zum Beissen habe.“

Er war, wie gesagt, sehr reich; und doch wohnte er nur in einem kleinen bürgerlichen Hause; blieb einfach im Geräth und Kleidern; hielt keine Kutschen und Pferde; gab keine Essen — jeder Handwerksmann in der Residenz machte mehr Aufwand, als er. Dagegen, wenn ihm die Laune ankam, und er hatte die Laune ziemlich oft, machte er gemeinen Leuten oft große Ge

schenke; verheirathete er auf seine Kosten junge Leute, die er ausstattete; kaufte er geschickte Bürgersöhne mit schwerem Gelde vom Soldatenstand los; oder besoldete er Advokaten, um Angelegenheiten und Rechte von Personen zu vertheidigen, die ihm ganz fremd waren. So mischte er sich überall in andere Händel, und brachte viel Geld durch. Dagegen, wenn Personen von Rang und Vermögen zu ihm kamen, um Geld zu leihen, zuckte er die Achseln und hatte nichts. „Sie sind ein Narr!“ sagten seine Freunde: „Sie wissen nicht, was anfangen mit Ihrem Reichthum. Machen Sie doch ein Haus. Sie dürfen nur winken; die ersten Familien der Stadt, die bedeutendsten Männer am Hofe werden Ihre Freunde. Wollen Sie einen Titel? wollen Sie ein Adelsdiplom? Wofür sind Sie denn reich? Für das Lumpenpack doch nicht, mit dem Sie sich so gern abgeben?“ — „Laßt's gut sein!“ sagte Herr Marbel: „Ich bin ärmer, als ihr glaubt. Ich darf keinen Heller verschwenden, und brauche mein Geld nothwendig.“

„Es ist nicht möglich! Sie müssen ja jährlich wenigstens bei dreißigtausend Gulden Revenüen haben?“

„Das wohl,“ antwortete Herr Marbel, „aber davon brauche ich zweitausend Gulden für meine Haushaltung, und das Uebrige gehört denen, die

nicht genug haben; Gott hat mich zum Verwalter für die guten Leute gemacht."

Herr Marbel verlor im gleichen Jahr an der gleichen Krankheit seine edle Gemahlin und zwei liebenswürdige Kinder. Er war wieder einsam. Man wollte ihn zerstreuen, erheitern. „Laßt's gut sein," sagte er, „ich bin nichts weniger, als traurig; vielmehr inniger selig, als sonst. Ich lebe jetzt in zweien Welten. Mein Weib, meine Kinder gehören mir überall, und ich ihnen. Wer über das Erhabenste, was das Leben zeigt, Trostes bedarf, der ist nur deß untröstlich, daß er kein Vieh ist. Ich bitte Euch, machet Euch keinen Alltagsspaß mit mir; tröstet mich nicht."

Der Sturmwind.

Indessen war ihm doch, durch den Verlust seiner Gemahlin und Kinder, die Welt ein wenig öde, das Leben ein wenig langweilig geworden. Er stand überall einsam. Er ging oft, sich zu zerstreuen, auf Reisen; es half für den Augenblick. Er kam oft mit rothgeweinten Augen aus seiner kleinen Schreibstube. Dann sahen ihn seine Diener und Mägde voll Mitleids an, denn alle liebten ihn, wie einen Vater. — „Ihr habt Recht, Kinder, bemitleidet mich nur. Ich verdien' es. Aber tröstet mich nicht. Mitleid ist mir Noth,

aber Trost nicht; den gibt mein Inneres besser, als ihr; aber den menschlichen Schmerz, das Vermissen der gewohnten Lieben, das wird alles die Zeit bessern, noch hat sie nichts gebessert."

Zerstreuung, das fühlte er, sei am wohlthätigsten. Er besuchte alle Plätze rings um W***. Er war auf allen Lustgängen, in allen Vergnügensörtern. Eines Tages im Thiergarten.

Viel Volks tummelte sich da herum im Grünen, wie es an Sommersonntagen zu sein pflegt. Herrn Marbel that es immer wohl, im regen Gewühl der Frohen zu sein. — Aber die Freude ward bald durch ein anrückendes Gewitter gestört, dem ein gewaltiger Sturmwind voranzog. Die hohen Bäume fuhren sausend, wie schwanke Halme, her und hin; die Buden wurden geschlossen; die Krämer packten ein; die Musik in den Gebüschen verstummte; die Tänzer flogen auseinander.

Herr Marbel blieb in dem Lärmen des Sturmes und der Menschen ruhig stehen. Ihn ergötzte der Anblick. Die breiten Wege waren bald leer; Wirbelwinde zogen Staubwolken in die Höhe. Indem kam die junge Fürstin Emilie aus einem Seitenwege des Lustwaldes eilfertig; sie hatte sich verspätet. Bei ihr ein paar zierliche Kammerherren, hinter ihr ein paar Offiziere, die alle Mühe hatten, die hohen Federbüsche ihrer Hüte gegen den Wind zu halten. Plötzlich fiel

Sturm und Wirbelwind über alles her. Der Schleier der jungen Fürstin flog hoch in die Luft. Erschrocken streckte die Beraubte ihre Arme dem entführten Schmucke nach. Der Schleier blieb im Wipfel einer Tanne hangen, wie Spinngewebe.

„Schaffen Sie mir meinen Schleier wieder!“ sagte das Frauenzimmer: „schaffen Sie mir ihn wieder. Ich muß ihn haben. Er ist das Neujahrsgeschenk meiner Mutter. Er hat für mich unermeßlichen Werth.“

Die Herren hielten ihre großen Hüte mit den großen Federbüschen fest und zuckten die Achseln.

„Ich muß ihn wieder haben, und sollt' ich hier umkommen, ich weiche nicht eher von der Stelle!“ sagte die Fürstin und hatte die Augen voller Thränen.

Die Herren sahen in bitterer Verlegenheit zu dem Wipfel der Tanne hinauf. Der eine seufzte, der andere kratzte sich im Nacken, der dritte nahm in der Verzweiflung eine Prise, der vierte machte stumme Verbeugungen, als wollt' er damit die Unmöglichkeit darthun, das fürstliche Begehren zu erfüllen.

„Sie haben doch oft geschworen, das Leben für mich aufopfern zu wollen: warum steigt denn keiner in die Aeste des Baums hinauf? Es geht ja recht bequem von unten an! Herr Major, Sie

sind der jüngste. Holen Sie mir den Schleier!" rief Emilie weinend.

Der Herr Major sah erschrocken auf seine weißen Kasimir-Beinkleider und auf die hohe, wankende Tanne — siebenzig Schuh hoch mochte sie wohl sein. Er that, als woll' er sich zum gefährlichen Gang auf die Tanne rüsten, räusperte sich und kam doch nicht von der Stelle.

Wie der alte Herr Marbel, hatte auch ein zerlumpter zwölfjähriger Bettelbube in der Nähe das Gespräch mit angehört. — „Ich will das Tuch droben schon herunterholen, wenn Sie befehlen!" sagte der Knabe, und maß mit lebhaftem Blick die Höhe der Tanne.

„Marsch! geschwind hinauf!" schrien alle fünf mit lauter Stimme zugleich.

Der Knabe besann sich nicht lange. Er kletterte von Ast zu Ast empor, schlug die Zweige nur aus einander; man sah ihn lange nicht, bis er oben am Wipfel der Tanne wieder zum Vorschein kam. Der Sturm wüthete von neuem, und warf die Bäume sausend durch einander. Der Knabe umklammerte den schwanken Wipfel, der mit ihm in weiten Kreisen herumflog. Herr Marbel zitterte, als er das sah. Die Offiziere lachten; die Fürstin hüpfte vor Freuden hoch auf, da sie den Schleier in der Hand des Waghalses sah. „Wenn der Ungeschickte ihn nur nicht zer-

reißt!" sagte sie dann wieder mit neuer Aengstlichkeit.

Glücklich brachte ihn der Knabe herab. Gottlob! sagte die Fürstin und hüpfte selig davon, um sich aus dem Sturm zu flüchten. Ihre Begleiter eilten ihr nach. Der Knabe lief mit ausgestreckter Hand hinter ihnen, um ein Almosen flehend; der Kammerherr warf ihm einige Geldstücke zu. Der Knabe hob sie vom Boden auf, und betrachtete ihren Werth.

Herr Marbel, sonst nicht neugierig, war es doch diesmal. Denn der Knabe, seine offene Miene, sein freundliches Wesen, sein Muth hatten ihm gefallen. Auch er hatte schon die Hand in der Tasche, um ihn für das Wagstück zu lohnen.

„Was haben sie dir gegeben?" fragte er. Der Knabe zeigte ihm das Geld in der offenen, vom Tannenharz besudelten und von den Aesten wundgerissenen Hand. „Fünf Kreuzer, Herr!"

„Fünf Kreuzer!" seufzte Herr Marbel: „Guter Bube!" Er nahm die Hand voll kleiner Münze, und füllte damit beiden Hände des Jungen, der ganz erstaunt über den Reichthum nur mit grossen Augen bald das Geld, bald den Wohlthäter ansah, und endlich fragte: Soll ich alles haben?"

„Alles! und was wirst du damit machen?"

„Ich weiß selbst nicht. Neue Kleider kaufen. Ich kann nun wie ein Herr leben.“

„Hast du keinen Vater?“

„Nein, schon seit zwei Jahren nicht mehr. Der Vater war Soldat und ist im Krieg umgekommen; die Mutter ist gestorben, und da wollten sie mich nicht im Dorfe.“

„Gieb mir das Geld wieder, Bube.“

„Alles?“

„Alles.“

Traurig gab es der arme Knabe zurück, und ein paar Thränen bedeckten den Glanz seiner großen schwarzen Augen.

„Auch die fünf Kreuzer gib mir.“

„Nein, die gehören mir.“

„Du sollst kein Geld mehr nöthig haben. Es taugt dir nicht. Ich nehme dich mit in mein Haus. Du sollst mein Sohn werden, wenn du brav bist. Willst du das?“

„Wenn's Ihnen Ernst ist.“

„Hast du noch mehr Geld?“

Der Knabe hatte noch einige Kupfermünzen und ein großes Stück Brod. Herr Marbel nahm ihm das ab, und ließ ihn mit sich kommen.

Erziehung.

Der kleine Konrad Eck wurde umgekleidet, aber äusserst einfach, in grobes Tuch. Er war gewohnt, in Ställen oder unter freiem Himmel zu übernachten. Der reiche Herr Marbel gab ihm zum Bett einen Strohsack, und zur Nahrung die wohlfeilste Kost. — Der Knabe war froh wie im Himmel, behend, dienstfertig, immer freundlich, unverdrossen, ergeben, zeigte viel natürlichen Verstand, aber war in allem unwissend, was nicht in den Erfahrungs- und Geschäftskreis eines Bettlers gehörte. Nach einem halben Jahr war der junge Bär so weit geleckt, daß man ihn doch der Welt zeigen und mit Aufträgen herumschicken konnte. Er hatte sich, wiewohl mühsam, an Ordnung, an Reinlichkeit gewöhnt. Sein gutes Herz machte ihn allen im Hause lieb. Herr Marbel nannte ihn seinen Sohn, und beschloß, aus ihm etwas Rechtes zu machen. Konrad mußte in die Stadtschule. Er war fleißig. Es ward ihm anfangs sauer; aber es ging. Die Freude des Wohlthäters an seinen Fortschritten war ihm der höchste Lohn; Herrn Marbels Kälte die bitterste Strafe.

Doch ich will hier nicht die Erziehung des Betteljungen beschreiben. Nur dies, weil es Herrn Marbels Gemüthsart bezeichnet, sei noch gesagt. Konrad, sobald er einige Jahr im Hause gewesen,

saß an Marbels Tisch. Er konnte von allen Lekkerbissen geniessen, aber Herr Marbel gab ihm Beifall, wenn er mit Brod, Fleisch, Erdäpfeln und dergl. vorlieb nahm. Er konnte in weichen Betten schlafen; aber Herr Marbel freute sich, wenn Konrad seinem Strohsack getreu blieb. Konrad bekam alle Woche einen halben Thaler Taschengeld, aber sich selbst durfte er nichts dafür kaufen; er mußte es zum Besten Anderer anwenden, doch ward ihm gestattet, für sich daran zu sparen, damit er habe, wenn ihm Herr Marbel einmal nichts mehr zu geben habe. — „Für dich mußt du wenig bedürfen, wenig gebrauchen; alles für Andere haben und sein!“ Das sagte ihm sein Wohlthäter bei jeder Gelegenheit. Als Konrad sechszehn Jahr alt war, gab ihm Herr Marbel zum Geburtstag vierhundert Thaler. Jetzt, lieber Konrad,“ sagte er, „wollen wir unsere Haushaltung trennen. Da hast du Geld. Jetzt beköstige und kleide dich dafür, bezahle deine Lehrer; schaffe dir an, was du willst. Du kannst bei mir im Hause wohnen, aber du zahlst mir für Zimmer, Betten, Hausgeräth alle Vierteljahr vier Thaler. Richte dich ein.“

Konrad wunderte sich; aber es freute ihn, Herr so vieles Geldes zu werden. Er richtete seine Haushaltung ein. Monatlich mußte er von seinen Ausgaben Rechnung ablegen. Herr Mar-

bel beobachtete ihn scharf und ließ ihn beobachten. Konrad lebte, wie es Herr Marbel erwartet hatte, dürftig wie ein Geiziger, und wo er helfen konnte, verschwenderisch wie ein Fürst. Am Ende des Jahrs hatte er doch noch hundert und zwanzig Thaler übrig. Er mußte sie an Zins legen, und empfing abermals vierhundert Thaler.

So gings bis ins zwanzigste Jahr. Herr Marbel schickte den Jüngling auf eine Universität; er gab ihm neue Zulage an Geld. „Deinen Körper gewöhne an nichts, mein Sohn," sagte er zu ihm, „aber das Anständige, wie das Nothwendige versag' ihm nie. Ein guter Künstler muß braves Werkzeug haben, ohne dem ist er selbst ungeschickt. Der Leib ist das Werkzeug; der Künstler ist der unsterbliche Geist. Diesen vollende! Das Leben ist kurz; es ist die Schule. Bilde Geist und Gemüth; wir wissen nicht, wozu wir's lernen müssen. Das werden wir in der Ewigkeit wohl erfahren, wo uns der Vater an ein höheres Werk stellt. — Ich setze dir für die drei Universitätsjahre eine beträchtliche Summe aus. Du wirst sie gebrauchen. Du sollst und mußt in die besten Gesellschaften, in alle gehen, um die Leute aller Gattung kennen zu lernen; aber auch von den schlechten entferne dich nicht; du mußt sie kennen lernen. Bist du schwach und wirst schlecht, gehst du unter. Bist du stark, siehst du wohlthuend

über alle. Nach drei Jahren denke daran, dein Brod selbst zu verdienen. Dann geb' ich dir nichts mehr."

Das Loch im Aermel.

Ich bin reich — was man reich zu nennen pflegt, — fuhr Herr Marbel in seiner Rede fort. Der Reichthum freut mich an sich nicht, denn ich bedarf für mich wenig. Ich könnte von Wenigerm leben, als meine Bediente. Wozu mir also das Geld? Aber das ist's, was mich freut, daß ich das alles mit eigener Kraft und auf die unbescholtenste Weise erworben habe. Da klebt kein Blut, keine Thräne daran; nur mein Schweiß allein. Dies sind die höchsten Freuden des Geistes: Wirksamkeit im Kleinen und Großen, Unschuld. Alles Andere ist mehr oder weniger Narrheit oder Thierheit, z. B. Ehrgeiz, Weiberliebe, Gewinnsucht um Gewinnes willen, Herrschgier, Stolz, Neid, Haß, Religionsgroll und dergl. Merke dir das, Konrad: Mächtig wirken, mit Unschuld, im Großen wie im Kleinen, das ist das reine, wahre Geisterwesen. Verachte das Kleine nicht, als wäre es gering: Gott hat nichts Geringes geschaffen. Auch sein Sandkorn und sein Wurm sind groß.

Ich habe dir gute Erziehung gegeben. Du warst eine wilde, aber kräftige Pflanze. Jetzt bist

du zwanzig Jahr, das Alter, wo im Menschen der Engel mit dem Thier kämpft. Möge der Engel obsiegen! — Erst wird der Mensch als Pflanze erzogen, dann als Thier, zuletzt als Engel. Viele bringen es nicht weiter, als zum wohldressirten Thier.

Aber das Thier ist nicht zu verachten. Aus dem unreinen Staube blüht die schneeweiße Lilie hervor. Eine Kleinigkeit gab mir die wahre Richtung. Ich lernte nähen, und dadurch ward ich zum reichen Mann.

Das wirst du nicht glauben wollen, und doch ists so. Ich war vierzehn Jahr alt, konnte lesen, schreiben und rechnen. So weit war ich dressirt. Ich war eines armen Handwerkers Sohn. Mein Vater wußte nicht, was aus mir machen, denn es fehlte an Geld überall, und das hatte Gründe, die ich jetzt wohl einsehe.

Ich hatte einen Spielgesellen und Jugendfreund, Namens Albrecht. Wir beide waren überall und nirgend, wie nun Knaben sind, wild, unbändig. Unsere Kleider waren nie neu, sondern schnell besudelt und zerrissen. Da gab's Schläge zu Hause; waren die einmal abgeschüttelt, bliebs beim Alten.

Eines Tages saßen wir in einem öffentlichen Garten auf einer Bank, und erzählten einander

was wir werden wollten. Ich wollte Generallieutenant, Albrecht Generalsuperintendent werden.

„Aus euch beiden gibts in Ewigkeit nichts!“ sagte ein steinalter Mann, in feinen Kleidern und weißgepuderter Perüke, der hinter unserer Bank stand, und die kindischen Entwürfe angehört hatte.

Wir erschracken. Albrecht fragte: warum nicht?

Der Alte sagte: „Ihr seid guter Leute Kinder, ich sehe es euern Röcken an, aber ihr seid zu Bettlern geboren; würdet ihr sonst diese Löcher in euern Aermeln dulden?“ Dabei faßte er jedem von uns an die Ellnbogen, und bohrte mit den Fingern in die daselbst durchgerissenen Aermel hinauf. — Ich schämte mich; Albrecht auch. „Wenns euch,“ sagte der alte Herr, „zu Haus niemand zunähet, warum lernt ihr's nicht selbst? Im Anfang hättet ihr den Rock mit zwei Nadelstichen geheilt, jetzt ist's zu spät, und ihr kommet wie Bettelbuben. Wollet ihr Generallieutenant und Generalsuperintendent werden: so fanget an beim Kleinsten. Erst das Loch im Aermel geheilt, ihr Bettelbuben, dann denkt an etwas anderes.“

Wir beide schämten uns von Herzensgrund, gingen schweigend davon, und hatten das Herz nicht, etwas Böses über den bösen Alten zu sagen. Ich aber drehte den Ellnbogen des Rockärmels so herum, daß das Loch einwärts kam, damit es niemand erblicken möchte. Ich lernte von

meiner Mutter nähen, spielend, denn ich sagte nicht, warum ich's lernen wolle? — Jetzt, wo sich an meinen Kleidern eine Nath öffnete, in Fleckchen sich durchschabte, ward's sogleich gebessert. Das machte mich aufmerksam; ich mochte an unzerrissenen Kleidern nun nicht mehr Unreinigkeiten leiden. Ich ging sauberer, ward sorgfältiger, freute mich, und dachte, der alte Herr in der schneeweißen Perüke hat so Unrecht nicht. Mit zwei Nadelstichen zu rechter Zeit rettet man einen Rock; mit einer Hand voll Kalk ein Haus; mit einem Glase Wassers löscht man eine angehende Feuersbrunst; aus rothen Pfennigen werden Thaler; aus kleinen Samenkörnern Bäume, wer weiß, wie groß.

Albrecht nahm die Sache nicht so streng. Es ward sein Schade. Wir waren beide einem Krämer empfohlen; er verlangte einen im Schreiben und Rechnen geübten Lehrburschen. Der Krämer prüfte uns; dann gab er mir den Vorzug. Meine alten Kleider waren heil und sauber; Albrecht im Sonntagsrock ließ Nachlässigkeiten sehen. Das sagte mir der Herr Prinzipal nachher. „Ich sehe ihm an," sagte er, „Er hält das Seine zu Rath; aus dem andern gibt's keinen Kaufmann." Da dacht' ich wieder an den alten Herrn und an das Loch im Aermel.

Ich merkte wohl, ich hatte in andern Dingen

in meinen Kenntnissen, in meinem Betragen, in meinen Neigungen noch manches Loch im Aermel. Zwei Nadelstiche zu rechter Zeit bessern alles, ohne Mühe, ohne Kunst. Man lasse nur das Loch nicht größer werden; sonst braucht man für das Kleid den Schneider, für die Gesundheit den Arzt, für die moralischen Löcher die strafende Obrigkeit. — Es gibt nichts Unbedeutendes und Gleichgültiges, weder im Guten noch im Bösen. Wer das glaubt, kennt sich und das Leben nicht. Mein Prinzipal hatte auch ein abscheuliches Loch im Aermel, nämlich er war habrechtig, zänkisch, despotisch, launenhaft, das brachte mir oft Verdruß. Ich widersprach, da gab's Zank. Holla dachte ich, es könnte ein Loch im Aermel geben, und ich Zänker, und gallsüchtig und unverträglich, wie der Herr Prinzipal, werden. Von Stunde an ließ ich den Mann Recht haben; ich begnügte mich recht zu thun, und bewahrte meinerseits den Frieden.

Als ich ausgelernt hatte, trat ich in andere Kondition. Gewöhnt mit wenigen Bedürfnissen des Lebens froh zu sein (denn wer ihrer viel hat, ist nie ganz froh), spart ich manches. Gewöhnt, mir kein Loch im Aermel zu verzeihen, schonend aber über dasjenige an fremden Aermeln wegzusehen, war alle Welt mit mir zufrieden, wie ich mit aller Welt. — So hatt ich beständig Freunde, beständig Beistand, Zutrauen, Geschäfte. Gott

gab Segen. Der Segen liegt im Rechtthun und Rechtdenken, wie im Nußkern der fruchttragende hohe Baum.

So wuchs mein Vermögen. Wozu denn? fragte ich: du brauchst ja nicht den zwanzigsten Theil davon. — Prunk damit treiben vor den Leuten? — Das ist Thorheit. Soll ich in meinen alten Tagen noch ein Loch im Aermel aufweisen? — Hilf andern, wie dir Gott durch andere geholfen. Dabei bleibt's. Das höchste Gut, was uns Reichthum gibt, ist zuletzt Unabhängigkeit von den Launen der Leute, und ein großer Wirkungskreis. — Jetzt, Konrad, gehe auf die hohe Schule, lerne was Rechtes: denk' an den Mann mit der schneeweißen Perüke; hüte dich vor dem ersten kleinen Loch im Aermel; mach's nicht, wie mein Kamerad Albrecht. Er ward zuletzt Soldat und ließ sich in Amerika todschiessen.

Der Handwerksbursche.

Konrad ging also nach Göttingen, studirte Rechte und Kameralwissenschaften, und war sehr fleißig, ohne sich doch dem Umgang und dem Genuß der Freuden zu entziehen. Aber er sparte; denn er hatte einen großen Plan. Er wollte eine Reise durch Europa machen. Herr Marbel munterte ihn dazu auf, wollte aber keinen Kreuzer

hergeben. Und was Herr Marbel einmal erklärt hatte, dabei pflegte er gern zu bleiben. Zum Reisen aber gehört Geld. Konrad entschloß sich kurz. Sobald er es bis zum Doktor Juris Utriusque gebracht hatte, ging der neue Doktor zu einem Kunstschreiner in die Lehre, und lernte dessen Handwerk, hobeln, schneiden, sägen, bohren, leimen, Hölzer beizen, firnisiren u. s. w. Seine Uebung im Zeichnen, sein Geschmack, seine chemischen Kenntnisse — alles kam ihm zu Statten. In drei Vierteljahren hatte er Uebung im Mechanischen; er kam Meister und Gesellen gleich. Mit zwanzig Louisd'or verkürzte er die Lehrzeit. Er ward als Gesell ausgeschrieben.

Herr Marbel kehrte eines Abends in W** von seinem gewöhnlichen Spaziergang heim, und rauchte sein Pfeifchen wohlgemuth zum Fenster hinaus. Da kam ein fremder Handwerksbursche, das Ränzel auf dem Rücken, grüßte, und sprach, den Hut in der Hand kein Wort. Herr Marbel warf ihm ein Stückchen Geld in den Hut. Der Handwerksbursche dankte, steckte die Gabe ein, und wünschte Herrn Marbel allein zu sprechen. Er ward eingelassen.

Der Handwerksbursche brachte freundliche Grüße vom Konrad. Herr Marbel freute sich kindlich. Seit drei Vierteljahren hatte er nichts von seinem Pflegesohn vernommen, den er mehr liebte, als

er selbst glaubte. Indem er dem Handwerksburschen froh in's Gesicht sah, sprang er betroffen zurück. „Was? Bist du's nicht selbst, Konrad? Spielst du Komödie mit mir? — Ist das auch der Aufzug von einem Herrn Doktor?"

Konrad lächelte, und sprach: „Der Doktor steckt hier im Ränzel; auf Reisen ist er Schreinergesell. Der findet mit seinem Handwerk wohl überall sein Brod und darf wohlfeil leben. Hier ist mein Doktordiplom, hier mein Lehrbrief. Jetzt mache ich die Reise durch fremde Länder. Ich komme nur durch W**, Sie noch einmal zu sehen, theurer Vater, Ihnen noch einmal zu danken, und Ihren Segen mit auf den Weg zu nehmen."

Da ward Herr Marbel tief gerührt; seine Augen wurden voll Thränen. Er konnte nichts sprechen. Er fiel dem guten Konrad um den Hals, drückte ihn an seine Brust, und schluchzte: „Ja, du bist mein Sohn, ich will dein Vater sein."

Herr Marbel behielt ihn vier Wochen lang bei sich. Dann ließ er ihn ziehen mit seinem Segen. Hast du auch noch Geld? fragte er ihn beim Abschied. Konrad erwiederte: „Noch fünfundzwanzig Thaler. Das ist alles, was ich erübrigen konnte."

„Geld genug für einen reisenden Handwerksburschen!" sagte Herr Marbel lachend: „Da hast du noch einen Thaler auf die Reise, so hast du sechsundzwanzig! Gott sei mit dir. Schreib mir

alle Vierteljahr, wie es dir geht und was du lernst und siehst. Hüte dich vor einem Loch im Aermel, so wird's dir wohl gehen."

Reise durch Europa.

Mit sechsundzwanzig Thalern machte Konrad die Reise durch Europa; erst durch Deutschland über die Alpen nach Rom und Neapel. Er wollte die zerfallenden Trümmer einer herrlichern Vorwelt sehen. Dann zur See nach Frankreich. Er arbeitete in Lyon und Paris, um sich im Handwerk vollkommener zu machen; ging nach London über, wo er fast ein Jahr lang lebte; trieb sich dann in einigen holländischen Städten herum, ging nach Dänemark, und über Stockholm nach Petersburg, von da in die Heimath zuruck.

Kam er in eine Stadt, wo es etwas Sehenswürdiges gab, und der Mühe werth war zu bleiben, auch nur um wieder Reisegeld zu erwerben: so gab er sich zu einem Meister in Arbeit. Sonntags verwandelte sich der Schreiner in einen Gelehrten. Ein paar Klassiker mußten ihn auf seinen Wanderungen immer begleiten. Hatte er erworben, zog er weiter. Gern hätten ihn die Meister oft länger gebunden; denn einen geschicktern Gesellen fanden sie nicht leicht, und über seine Gelehrsamkeit erstaunten sie. Manche hübsche Mei-

stertochter hätte den wunderbaren Fremdling gern gehalten und zum Meister gemacht. Denn Konrad war ein feiner Jüngling; sein schwarzes Auge voll Geist und Feuer; sein Anstand wie der eines Mannes aus höhern Ständen; sein Umgang nicht mit den Gewöhnlichen, und doch dabei gegen Seinesgleichen leutselig, einnehmend, bescheiden. Jeder hatte den Sonderling gern.

Zwar hie und da, einmal in Lyon, einmal in London, machte ihm ein artiges Mädchen das Herz schwer. Er riß sich los; zur Leidenschaft ließ er keine Neigung aufsteigen; das nannte er immer ein neues Loch im Aermel. Heim in sein deutsches Vaterland wollte er, und in der Nähe seines zweiten Vaters, Herrn Marbels, als Schreiner oder Advokat sein Leben zubringen.

Nach vierjähriger Wanderung stand er wieder vor W**. Seit drei Jahren hatte er von Herrn Marbel keine Zeile gesehen; er hingegen hatte seinem Wohlthäter regelmäßig jedes Vierteljahr geschrieben. Nun war die Frage, ob der wackere Mann noch lebe?

Konrad war todtenblaß, als er an das ihm theure Haus kam, von fremden Personen begrüßt und benachrichtigt wurde, Herr Marbel habe das Haus verkauft und die Stadt W** verlassen schon seit Jahr und Tag — Er ging traurig von einer Straße zur andern. „Hätte er nicht die Liebe

haben und mir wenigstens diese Veränderung schreiben sollen? Nun fort, und man weiß nicht einmal wohin?"

Er ging, das Ränzel auf dem Rücken, zur Schreinerherberge, um zu übernachten; folgendes Tages im Feierkleide zum Bankier Schmidt, Herrn Marbels ehemaligem besten Freund, um Erkundigungen über seinen Wohlthäter einzuziehen.

Der alte Bankier erkannte ihn sogleich, und empfing ihn mit herzlicher Freude. „Gottlob!" rief er: „Herr Doktor, daß ich Sie doch noch sehe! Unser alter Freund ist nach Ostindien, wie Sie wissen. Er hat bei mir für Sie noch zweihundert Louisd'or hinterlegt, die er Ihnen zur Ausstattung vermachen wollen, wenn Sie heimkehrten und sich irgendwo in Ihrem Beruf ansäßig machen wollten."

„Nach Ostindien ist er?" rief Konrad, und Thränen rollten ihm über die Wangen.

„Wissen Sie das nicht? — Er hatte hier in der Stadt allerlei Verdruß: der Fürst wollte ihn adeln, und er, nach seiner Manier schickte Sr. Durchlaucht den Adelsbrief zurück, in der Meinung, jeder Mensch habe seinen angebornen Adel, aber geadelt von fremder Hand könne keiner werden. Das gab den ersten Stoff zu Mißdeutungen, zu Neckereien, endlich zu einer Art von Verfolgung. Man nannte den guten Marbel einen Ja-

kobiner, hielt ihn eines Briefwechsels mit revolutionssüchtigen Menschen verdächtig, der sich unter dem Pöbel Anhang machen wolle. Dann kam noch dies und das dazu. Genug, dem guten Mann ward das Leben sauer gemacht. Nun wissen Sie, wie er war — allzugut, allzuleichtgläubig. Es gingen ihm beträchtliche Kapitalien verloren. Es that ihm leid, sich einschränken zu müssen. Er fing neuerdings kaufmännische Spekulationen an. Die schlugen ihm um. Da kam er eines Tags zu mir, sagte, er habe in Ostindien noch ein bedeutendes Kapital; er wolle hin, es selbst beziehen. Meine Einwendungen halfen nichts. Er verkaufte und verschenkte, was er hatte; gab mir für Sie die Summe in Verwahrung und reisete ab. Es sind nun anderthalb Jahre."

Konrad war betäubt. Hätte er nur gewußt, wo ihn finden in Ostindien, er wäre ihm auf der Stelle nachgereiset.

Herr Schmidt ließ es nun nicht anders geschehen: Konrad mußte bei ihm im Hause wohnen, bis er seinen Lebensplan gemacht haben würde. Konrad hatte fast im Sinn, eine Schreinerwerkstatt zu eröffnen. Herr Schmidt hielt ihn davon ab, und rieth ihm, als Advokat aufzutreten; da könne er der Welt nützlicher sein.

Der Gerichtshalter.

Nach einigen Wochen trat Herr Schmidt zu Konraden mit freudigem Antlitz in's Zimmer, in der Hand ein Intelligenzblatt. „Freundchen!“ rief er: „Sie müssen mir zum Herrn Wallenroth folgen. Er will einen Gerichtshalter auf seinen Gütern. Ihm gehört ein ganzes Dorf. Er braucht einen Mann, wie Sie. Er ist mein Spezialfreund. Da schreibt er im Wochenblatt die Stelle aus. Siebenhundert Gulden Gehalt, freie Wohnung, Licht, Holz und vermuthlich reiche Sporteln daneben. Was wollen Sie mehr? Haben Sie Lust?“

Konrad zuckte die Achseln.

„Nichts! folgen Sie mir, Herr Doktor!“ fuhr Herr Schmidt fort: „Erlauben Sie mir, bei Ihnen der Stellvertreter von Papa Marbel zu werden. Das ist ein Platz für Sie!“

Konrad setzte sich mit ihm in die Kutsche. Sie machten dem Herrn von Wallenroth den Besuch.

Dieser, ein ältlicher Herr, sehr gefällig und gutherzig, sagte zu Konraden: „Ich habe zwar nicht die Ehre, Sie zu kennen. Doch genug, mein Freund Schmidt schlägt Sie vor. Sie, und kein Anderer, empfangen die Stelle. Aber ich muß Ihnen darüber noch dies und das sagen. Ich reise

in Aufträgen meines Hofes nach Paris, bin wahrscheinlich mehrere Jahre abwesend. Ich übergebe Ihnen meine Güter, Erb- und Gerichtsherrschaft zu Alteck. Sie sollen nicht blos die Stelle des Justitiarius dort versehen, nein, meine eigene Person. Unter Ihnen steht der Verwalter. Sie sollen meine verwahrloseten Güter wieder in Aufnahme bringen, und, was mir vor allem am Herzen liegt, meine Bauern menschlicher machen. Denn die Altecker sind wahres Vieh, elend, roh, arm, unwissend. Ich habe die Herrschaft erst seit einem Jahre im Besitz, mich aber wenig darum bekümmern können. Alles ist in Verfall da. Ich überlasse es Ihnen, anzustellen und wegzujagen, wen Sie wollen. Kurz, alle meine Rechte sollen Sie üben. Die Gelder und Rechnungen schicken Sie jährlich an meinen Freund Herrn Schmidt zu meinen Handen."

Konrad wollte Entschuldigungen vorbringen, er verstehe von der Landwirthschaft zu wenig. Die Bescheidenheit half nichts. Die beiden alten Herren drangen mit sonderbarer Güte in ihn. Herr von Wallenroth, der in der Meinung stand, Konrad fände die Besoldung für ein so weitläufiges Geschäft zu gering, erhöhte den Gehalt, bot immer mehr, verdoppelte zuletzt die Summe von siebenhundert Gulden. — Konrad war be-

stürzt und froh zugleich. „Aber," sagte er, „wie komme ich zu diesem übermäßigen Vertrauen?" Herr von Wallenroth deutete auf Herrn Schmidt. „Das Herz dieses Mannes", sagte er, „und das meinige sind eins."

Die Sache ward in Richtigkeit gebracht, schriftlich, wie sich's gehört. Hintennach aber trat Herr von Wallenroth noch mit einer Klausel hervor, auf welche er viel Gewicht legte. — „Alle", sprach er, „sind Ihren Befehlen unterworfen, nur eine Person nicht, die mir theuer ist, deren verstorbenem Mann ich große Verpflichtungen schuldig bin, wiewohl sie mich kaum kennt. Diese ist eine brave Predigerwittwe, Namens Walter. Sie ist ohne Vermögen. Sie lebt von einer mäßigen Pension zu Alteck, und zwar habe ich ihr lebenslänglich Wohnung und Kost und Bedienung in meinem eigenen Hause zu Alteck gegeben. Sie werden also mit ihr unter gleichem Dache hausen. Es ist die bravste Frau von der Welt. Ich hoffe und wünsche, Sie werden mit ihr in guter Harmonie bleiben."

Konrad hatte gegen die Klausel durchaus nichts einzuwenden, und war es gar wohl zufrieden, gleich eine Frau da zu finden, die ihm die kleinen Sorgen der Haushaltung abnehme.

Noch in der gleichen Woche reisete Herr von Wallenroth mit Konraden nach Alteck; installirte

ihn in aller Form, hielt sich aber nicht länger als einen Tag auf, und ließ ihn dort bei Frau Walter.

Die Gesellschaft.

Das Herrenhaus, wie man es nannte, lag sehr angenehm, mitten in Gärten, auf einem Hügel über dem Dorf. Stallung, Scheuern, mit großem Hofraum im Viereck nebenbei. Ueberall viel Ordnung; im Herrenhaus viel Reinlichkeit und heiteres Wesen. Die schönsten Zimmer, einfach aber geschmackvoll, waren dem Herrn Gerichtshalter eingeräumt. Es fehlte nirgends. Selbst eine kleine Bibliothek, selbst ein Fortepiano war vorhanden. Nirgends ein Stäubchen; der Fußboden wie neu. Frau Walter hatte Haus, Garten, Keller auf's schönste geordnet.

Frau Walter, eine lebhafte und doch ernste Frau von vierzig und etlichen Jahren, verrieth Bildung und Lebensart. Ihre Bläße des Antlitzes, ihr stiller hoher Blick, der sich nur erst im Gespräch erheiterte, sagten, sie habe leidensreiche Erfahrungen im Leben gemacht. Vor ihr stand niemand als Fremdling. Konrad war den ersten Tag mit ihr, als hätte er sie schon vor Jahren gekannt. Sie machte ihn mit Wohnung und Umgebungen, mit dem Werthe der Knechte und

Mägde bekannt — genug, in alles weihte sie ihn ein, was in ihrem Wirkungskreis lag.

„Mit der Frau läßt sich leben!“ dachte Konrad nach einigen Tagen, der sich, als Herr von Wallenroth mit großer Wichtigkeit von der Klausel gesprochen, doch ein wenig zu fürchten angefangen hatte.

„Mit der Frau läßt sich wahrhaftig leben!“ dachte er nach einigen Wochen, da er nun schon in Alteck etwas einheimisch geworden war. Denn er empfand wahre Ehrfurcht für sie; sie war ihm Bedürfniß geworden. Er freute sich, wenn er von seinen Geschäften Morgens oder Abends zum Tisch kam — denn sonst sahen sie sich einander selten. Da war sie und der Herr Verwalter, ein herzguter, aber etwas zeremoniöser Mann, daneben ein wackerer Landwirth, seine Gesellschaft. Dann erzählte jeder sein Bestes, der Verwalter von der Wirthschaft, Konrad zuweilen von seinen Reisen; Anmuth und Würze verbreitete über alles der Geist der Frau Walter.

Konrad ward mit seiner Lage so innig zufrieden, daß er dem Herrn Bankier Schmidt einen Brief voll des lebhaftesten Dankes schrieb. „Ich verlange“, schrieb er, „in meinem Leben kein angenehmeres Loos. Ich bin glücklich, weil Sie mich in die Verhältnisse brachten, viel Gutes zu thun. Und es soll geschehen, sobald ich mich mit

meinem Wirkungskreise bekannter gemacht habe. Hier sind die Menschen verwildert wie ihre Ländereien. Wie viel bleibt anzubauen! Ich hoffe Herrn von Wallenroths Zufriedenheit zu gewinnen."

Allein das Blättchen wendete sich schnell, und die Freude blieb nicht lange in Konrads Brust. Zwar hatte ihm Frau Walter angezeigt, sie habe eine Tochter, deren Heimkunft von einer Verwandtin in der benachbarten Stadt sie täglich erwarte. Zwar dachte Konrad, wenn die Tochter der Mutter nachartet, wird sie meinen Himmel in Alteck nicht verderben. Doch wie gesagt, das Blättchen wendete sich.

Er kehrte eines Abends aus dem Walde heim, wo er Feldmesser hatte. Eine Kutsche begegnete ihm unterwegs, worin zwei Frauenzimmer saßen. Sie schienen, vom Herrenhause gekommen, nach der Stadt zurückzufahren. Als er ins Speisezimmer eintrat, befand sich da nebst der Frau Walter und dem Verwalter ein junges Frauenzimmer, etwa siebenzehnjährig, braunlockig, von feinen Gesichtszügen, und einem Blick — Konrad verbeugte sich ehrerbietig, wie vor einer Gottheit. Die schöne Fremde, etwas erröthend, erwiederte. Frau Walter sagte: es ist meine Tochter Josephine.

Konrad vergaß Feldmesser und Waldungen,

worüber er doch dem Verwalter viel zu bemerken hatte; sogar der neuen Hausgenossin etwas Angenehmes zu sagen, vergaß er, während sie ihm ein freundliches Wort mit aller weiblichen Gewandtheit und Anmuth zulispelte. — Bei Tisch, wo er sonst gern redselig, offen und scherzliebend zu sein pflegte, blieb er diesmal verschlossen, einsylbig, trocken. Es war, als wäre in dem Mädchen ein böser Geist für ihn; als wäre er eingeschüchtert, wenn man dies Wort gelten lassen will.

Er wunderte sich selbst, und daß diese fremde Josephine ihm so gewaltig imponire. Er wollte es nicht gelten lassen, Muth fassen, und mit ihr in Unterhaltung treten, wie mit den Andern. Aber wenn ihn dann das Mädchen ansah mit den dunkeln Augen, wenn es ihm antwortete mit der Stimme, die ihm die Nerven beben machte — es ward ihm, als wäre er verrathen und verkauft.

Man blieb bei ziemlich langweiliger Unterhaltung ungewöhnlich lange am Abend beisammen. Als Konrad auf seine Stube kam, wandelte ihm die Gestalt der neuen Hausgenossin an allen Wänden herum. Er schüttelte den Kopf, und dachte: Mit dem Mädchen läßt sich nicht leben! Warum schwieg die Klausel davon? — Und als er sich ins Bett stürzte, die Augen selbst zudrückte, schwärmte das reizende Gespenst noch heller vor ihm her und hin.

Am Morgen war die Geschichte halb vergessen; aber doch dachte er an Josephinen eher, als an die Feldmesser. Er mußte auch wohl, denn er hörte eine Harfe, und Josephinens Stimme singend dazu. Das Herz fing ihm wieder an zu klopfen. Er schüttelte den Kopf, und dachte: mit dem Mädchen läßt sich wahrhaftig nicht leben! und ging ins Feld, ohne zu frühstücken.

Der Pfarrer und die Gemeinde.

Man gewöhnt sich wohl endlich an das Häßlichste, warum nicht auch an das Schönste? — Konrad konnte sich aber auch nach Wochen an Josephinen nicht gewöhnen, denn, sonderbar genug, sie war keinen Tag, wie am vorigen, sondern schien jeden Tag neuer zu werden. Mit allen im Hause war er freundlich, vertraulich; alle waren es mit ihm. Aber mit Josephinen konnte er's nicht sein. Ungeachtet ihrer Lebhaftigkeit, ihres heitern Muthwillens, denn ernst war sie selten, stand sie ihm immerdar fremd da, wie den ersten Abend. Er unterhielt sich gern mit ihr; sie war geistvoll, und doch natürlich, ohne Anmaßungen, ohne Ziereeien. Allein, wenn er mit ihr sprach, kam es ihm vor, als läge zwischen ihnen beiden ein unendlicher, unübersteigbarer Raum. Sie hatte mit jedem zu thun, jeden be-

handelte sie auf die gleiche, freundliche Weise, von jedem ward diese frische Rose geliebt — aber mit ihm hatte sie immer am wenigsten zu schaffen, und doch wich sie ihm so wenig aus, als sie ihm nahe zu sein den Wunsch zeigte.

„Das gibt hier ein langweiliges Leben!“ dachte Konrad: „Ich wollte, Alteck läge hinter Kamschatka, und ich wäre nie hergekommen.“ Aber daß Josephine nie nach Alteck gekommen wäre, wünschte er nicht; und er hätte keine Million dafür genommen, daß sie wieder wegginge.

So sehr er sich vor der langen Weile fürchtete, hatte er sie doch nie. Die Herrschaft ward mit allen Gütern vermessen; die hiesige Landwirthschaft mit allen Gebrechen derselben beobachtet; ein neues Schulhaus gebaut, und ein Lehrer berufen. Gern hätte Konrad auch den Herrn Pfarrer umgeschaffen, aber das ging nicht, und doch hatte er auf diesen anfangs viel zur sittlichen Verbesserung der Bauern gezählt. Allein dieser Gottesmann trieb seinen Beruf recht und schlecht. Er bekümmerte sich um die Seelen der Bauern weniger, als um ihre Speckseiten, Eier, große und kleine Zehnten. Wenn der Herr Gerichtshalter ihm von Verbesserung des Jugendunterrichts, von der Rohheit der Leute und ihrer Unwissenheit sprach, gab er lächelnd Beifall, unterstützte dessen Meinung mit vielen Beispielen aus der Er-

fahrung. Am folgenden Sonntag aber donnerte er dann richtig gegen die Sektirer, Atheisten, Anabaptisten, Arianer und Sozininaner, welche die Religion zu Grunde richten wollen mit ihren Weltverbesserungen. Er haßte die gottlose Aufklärung, die endlich den Pabst selbst um die dreifache Krone und seinen eigenen Rauchfang um alle Speckseiten zu bringen drohte; wollte gern ohne Arg sein, wie die Tauben, und war dabei klug, wie die Schlangen.

Die Altecker Bauern hatten viel Aehnliches mit ihrem Pfarrherrn. Ihre Religion bestand mehr in Furcht vor dem Teufel, als in Liebe zu Gott; denn sie waren von jeher gestrenger Herrn gewohnt, und war einer zu gütig, lachten sie ihn aus. In Haus- und Feldwirthschaft trieben sie es wie die Alten, die, so sagten sie, auch nicht auf den Kopf gefallen waren. Armuth herrschte bei Allen. In ihren Häusern voller Unflath lebten sie neben magern Kühen und zerlumpten Kindern, von Kartoffeln und Brunnenwasser. Gegen Fremde ungefällig oder betrügerisch, gegen den Pfarrer heuchlerisch, gegen die Bewohner des Herrnhauses im Staube kriechend, unter sich selbst gehässig, neidisch, verleumderisch, stolz und grob — das war ihre Lebensklugheit.

Das Loch im Aermel.

Konrad wußte mit diesen lieben Leuten bald den rechten Ton zu treffen. Nachdem er ihrer hinter einander ein Dutzend hatte, wegen Vergehen, einthürmen, ein anderes Dutzend abprügeln lassen, hielten sie ihn für einen äusserst verständigen Mann.

Jetzt, da man zu seinem Verstand endlich Vertrauen gefaßt, war es ihm ein Leichtes, alles Gute zu bewirken. Er wollte die Leute zur Ordnung und zum Wohlstand bringen — denn Alle gingen in ihren Kleidern meistens gleich Bettlern zerrissen einher. Da gedachte er an die Erziehung, welche ihm selbst sein ehrwürdiger Pflegevater Marbel gegeben; und an dessen Erzählung vom Mann mit der schneeweißen Perücke und dem Loch im Aermel.

Ausser einer Näherin im Dorfe konnte kein Bauernweib die Nadel auf geschickte Weise führen. Was die Mütter nicht verstanden, war noch weniger eine Kunst der Töchter. Hatte das neue Kleid das erste kleine Loch im Aermel, ward es ohne Mühe größer, weil man die Hilfe zu spät brachte. So ward der Kittel vor der Zeit alt. Das ungeheilte Loch im Aermel war Ursache an der Unreinlichkeit im häuslichen Leben; die Unreinlichkeit hatte ihre gewöhnliche Folge —

Krankheiten aller Art. — Im Lumpenkleide verzeiht man sich leichter Unanständigkeiten jeder Art, niedriges Betragen, rohes Laster. Das Loch im Aermel ist an tausend Grobheiten, an tausend ekelhaften Worten und Thaten schuldig, und leitet zu Lastern, die durch kein Schreien von der Kanzel zum Dorf hinaus gejagt werden. Wie das weibliche Geschlecht in höhern Ständen der Männer rauhe Sitte und Denkart mildert, muß auch in Dörfern die Reformation von den Weibern ausgehen, sonst geschieht es von nirgends her.

So dachte Konrad. Sein erstes war, eine Arbeitsschule für die erwachsenen Mädchen zu stiften. Aber aus Brodneid weigerten sich die Näherinnen, ihre Kunst gemein zu machen. Die Frau Pfarrerin klagte über Mangel an Zeit, sich dem Unterrichte der Töchter zu widmen, wiewohl der Herr Pfarrer den Gedanken des Gerichtshalters höchlich belobte. Nächsten Sonntag hörten die Bauern wieder eine vortreffliche Predigt gegen Atheisten, Anabaptisten, Arianer und Sozinianer und dergleichen Leute, welche Arbeitsschulen einführen.

Die Arbeitsschule.

Konrad brachte seine Herzensangelegenheit in dem vertrauten Tischkreise zur Sprache. Josephine, wie immer, wenn er sprach, horchte am

aufmerksamsten, gab den lebhaftesten Beifall. Sie bat um Erlaubniß, selbst Lehrerin sein zu dürfen. Frau Walter erwartete dies.

„Mit dem Nähen," sprach sie, „ist's nicht allein gethan. Unsere Bäuerinnen wissen weder zu pflanzen in ihren Gärten, noch in ihren Küchen zu kochen. Schaffen wir unsere Köchinnen für das Gesinde ab, stellen wir unsere Bauernmädchen abwechselnd in die Gesindeküche: ich will da und im Garten ihre Lehrerin werden. Die Kunst ist einfach. Kleine Belohnungen, ein Strohhut, eine neue Schürze werden Wetteifer erwecken und den Geschmack an Putz und ein wenig Eitelkeit erzeugen. Aber ohne des Weibes Eitelkeit sinkt der Mann zum Thier. Die Liebe zum Schönen ist der erste Keim des Menschlich-Großen, der sich im Wilden entfaltet und ihn menschlicher macht. Sparsamkeit ist gut, aber nicht alles. Das Herz muß in Anspruch genommen werden, und das Herz des Mannes wird am leichtesten durch des Weibes Schönheit verwandelt."

Frau Walter sprach über dies und anderes und mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit. Konrad schielte zuweilen schüchtern nach Josephinen hinüber. Hätte sie ihn angesehen, sie würde in seinen Mienen gelesen haben, wie wahr die Mutter spräche. Aber Josephine, viel zu flatterhaft, schien von der schönen Predigt wenig zu hören.

Sie hatte einen großen Edelkrebs zu entschalen, und den steifen Herrn Verwalter zu necken. Konraden neckte sie nie. Der Verwalter war ihr lieber. Bei Spaziergängen hing sie an seinem Arm. Konrad mußte gewöhnlich die Mutter führen.

Näh=, Koch= und Gartenschule wurden sogleich organisirt. Die Lehrerinnen waren fleißig, und als die Dorfmädchen von rothen Bändern, Strohhüten und neuen Schürzen hörten, wollten alle in den edeln Hausmütterkünsten Meisterinnen werden. — Der Herr Pfarrer eiferte gegen die Arianer; die Mädchen näheten; die Buben lernten; — so ging alles in der Ordnung.

Nur mit Konraden ging nicht alles in der Ordnung. Während alle Bauern ihr Loch im Aermel ausbesserten, hatte er ein mächtiges, das er auf keine Weise zu heilen wußte. Am besten hätte er vielleicht gethan, wäre er zu Josephinen in die Nähschule gegangen, um zu lernen, was er noch nicht wußte.

Er fühlte, daß Josephinens Dasein an seiner Unzufriedenheit Ursache wäre. Er prüfte sich selbst oft sehr ernsthaft, und wie dem Uebel zu helfen sei? Ihn verdroß seine Schwäche vor des wunderbaren Mädchens Hoheit; ihn ärgerte ihr Muthwillen und Eigensinn, den sie an jedem, aber nie an ihm üben mochte. Wenn er einmal in bester Laune zum Scherz stimmte, ward sie ernst und

beobachtete ihn mit einer Art Befremdung. War er ernst, konnte sie lustig sein bis zur Ausgelassenheit. Gelang es ihm, sie auf Spaziergängen zur Gesellschafterin zu haben, war sie einsylbig im Gespräch; mit allen andern (und oft hatte man Besuche aus den Nachbarschaften, die man oft erwiederte) schwatzhaft. Es kam auch, zumal im Winter, zu Pfänderspielen. Natürlich ward dabei, laut uraltem Herkommen, geküßt. Konrad galt weit umher, nach dem Urtheil der Schönen, als ein hübscher Mann, und wenn mit einem Kusse Erlösung des Pfandes zu erwarten war, ward er gern zum Mithelfer erkoren. Nur Josephine rief ihm nie.

Mißhelligkeiten.

So offenbarte sich in allen Kleinigkeiten, in allen Wichtigkeiten, Josephinens seltsame Abneigung. Konrads Liebe wuchs; mit der Liebe war zugleich der Kampf gegen eine hoffnungslose Leidenschaft. Er stellte sich gleichgültiger, je weniger er es war. Man wird zuletzt, wie man sich stellt, dachte er. — Der junge Mann entfernte sich von Josephinen, so gut es anging; machte sich in Gesellschaften seltener, die Bücher hatten mehr Reiz für ihn; er verdoppelte seine Unternehmungen zur Verbesserung der herrschaftlichen Güter; führte einige Prozesse für die Wallenrothschen Rechtsame,

die ihn oft von Alteck abwesend hielten — genug, er that alles, sich ins alte Gleichgewicht zurückzuschwingen, aber er erreichte seinen Zweck nur halb.

Josephine schien seine Entfernungen kaum zu bemerken. Sie blieb gegen ihn, die sie immer war, freundlich-fremd. Auch sie und ihre Mutter — sobald der Frühling erschien — dachten an eine Reise in eine entlegene Hauptstadt. Josephine sprach davon mit Entzücken; Konrad mit Beifall. Es kam ein Brief von Frau Walter. Noch den Abend ward eingepackt; folgendes Morgens ging es fort.

„Und ist es Ihnen so leicht, liebe Josephine, unser stilles Alteck zu verlassen?“ fragte sie Konrad.

„Für mich,“ antwortete sie lachend, „ist überall Alteck.“

„Ich glaube es Ihnen. Sie werden es kaum der Mühe werth halten, an uns zurückzudenken.“

„Das sagen Sie nicht im Ernst. Meine Blumen, meine Mädchenschule thun mir wahrlich weh; aber was sind auch vier Wochen? Ich habe meinen Schülerinen, die indessen die fleißigsten sein werden, versprochen, schöne Sachen mitzubringen.“

„Und was bringen Sie mir mit?“ fragte er — Wehmuth wollte ihn übermannen — er nahm ihre Hand in die seinige und sah ihr festen Blicks ins Auge.

Sie lächelte: „Ihnen? Ei nun, Herr Eck, wenn Sie auf meine Blumen fleißig Acht haben, eine neue Gießkanne!“ Sie sprachs und hüpfte davon. — Konrad stand vernichtet. Da wars gesagt: sie liebt dich nicht. Er nahm Abschied von Frau Walter, von Josephinen nicht; ging auf's Feld, und sah sie nur nicht einmal abreisen.

Und weggewischt war aller Duft von der Natur und ihrer Frühlingspracht; alles lag geistlos, bedeutungslos vor ihm. Der Baum war ein grünendes Holz; die Nachtigall ein pfeifender Vogel; der umbüschte See am abendlichen Fuß des Herrnhügels ein großes Erdbecken voll Wasser. Es verdroß ihn die Welt zu sehen, sie war ohne Neuheit, ohne Frische, wie ein veraltetes Kleid. Selbst die Dichter waren nicht mehr fähig, seine Einbildungskraft zu beflügeln, so sehr er es oft wünschte; er fand die Sänger der Natur etwas langweilig, die Sänger der Liebe etwas närrisch.

„Ach, die Schuld liegt zuletzt wohl an dir selbst!“ seufzte er dann zuweilen: „Konrad, Konrad, du hast das größte Loch von der Welt im Aermel!“ — Er verstand sich.

Vier Wochen gingen wie vier Jahre vorbei. Josephine mit ihrer Mutter kam zurück. Er hatte sich vorgenommen, sie mit vieler Gleichgültigkeit zu empfangen, und wirklich war eine Art von Ruhe in sein Herz eingekehrt. Aber — das gott-

lose Mädchen! — es war blühender, als je. Ihre Freude war unverhohlen, wieder in Alteck zu sein. Sie warf Konraden einen Blick zu, aus welchem ihre Seele lachte; sie reichte ihm flüchtig die Hand, dann — eben trat auch der Herr Verwalter aus dem Hause hervor zum Wagen — fiel sie dem alten, steifen Herrn mit ausgebreiteten Armen um den Hals, und weinte bitterlich.

Konrad scheute sich, hinzublicken. Es floß etwas Glühendes über sein Herz hin, wie fressendes Gift. „Den also liebt sie!“ dachte er, und sobald es der Anstand erlaubte, ging er in die Felder und pfiff ein gemeines Gassenlied.

Nun war der Hausfriede gebrochen. Harfe und Klavier verstummten. Er redete Josephinen selten an; einsylbiger als sie war er in seinen Antworten. Wann er kam, schwand ihre Heiterkeit; ging er, blickte sie ihm still und scheu nach.

Nachrichten vom Herrn Marbel.

Eines Morgens — die Familie saß am Frühstück — trat ein vom Herrn Bankier Schmidt ausserordentlich abgeschickter Bote ins Zimmer. Er brachte Briefe. Konrad las sie, und ward todtenblaß. Bescheiden schwiegen die Uebrigen; aber es entging ihnen nicht, wie er sich verfärbte. Er

fertigte den Boten ab, ging auf sein Zimmer und verschloß sich in demselben. Auch zu Tisch kam er nicht des Mittags. Frau Walter selbst trug ihm das Essen in sein Zimmer, denn er verlangte es, weil er ununterbrochen arbeiten wollte. Sie ging schweigend, ohne sich eine neugierige Frage zu erlauben; doch aus ihren Zügen sprach einiges Mitleiden gegen ihn.

Er verstand diese Sprache. Er ergriff die Hand der achtungswürdigen Frau und sagte: „Ich reise morgen mit Tagesanbruch ab. Sie werden in Alteck einen andern Gerichtshalter bekommen. Dank haben Sie für Ihre Freundschaft. Heute Abend sage ich Ihnen vielleicht mehr."

„Wie!" rief Frau Walter entsetzt: „Sie uns verlassen? Doch nicht auf immer?"

„Sehr wahrscheinlich."

„Um Gotteswillen — und warum? Kann Herr von Wallenroth ..."

„Heute Abend erfahren Sie mehr."

Schweigend und weinend verließ ihn Frau Walter. Konrad arbeitete weiter — sein Entschluß war gefaßt. Er hatte einen jungen talentvollen Rechtsgelehrten, den er in der benachbarten Stadt kannte, einstweilen und auf Bestätigung des Herrn von Wallenroth hin zu seinem Nachfolger ernannt; ihm, wie dem Verwalter eine umständliche Instruktion geschrieben, die lau-

fenden und andern Geschäfte betreffend, und dann mit Sonnenuntergang machte er sich ans Einpakken der nöthigsten Bedürfnisse, denn er hatte nichts Geringeres im Sinn, als eine Reise nach Ostindien zu machen.

Herr Schmidt hatte ihm nämlich einen Brief von Herrn Marbel gesandt, den dieser aus Kalkutta in Bengalen geschrieben. Herr Marbel meldete darin, daß er um all sein Gut, worauf er die gerechtesten Ansprüche habe, betrogen sei und in dürftigen Umständen lebe, daß er weder einen Advokaten besolden könne, ihm den Prozeß zu führen, noch hinlänglich, um mit einigem Anstand leben zu können. Gern wäre er nach Europa zurück, aber es fehle ihm an Geld zur Reise; gern möchte er arbeiten, aber er sei zu alt und schwach, und der englischen Sprache nicht mächtig. Er bat also Herrn Schmidt, sich nach dem jungen Konrad Eck, welchen er einst erzogen, zu erkundigen, diesem sein Schicksal zu melden, und wie er auf ihn allein noch seine Hoffnung setze. Herr Schmidt möchte ihm schreiben, ihn fragen, ob er zu Herrn Marbel reisen, sich seines Prozesses annehmen, und die Tage des alten Mannes mit seiner Hände- und Kopfarbeit fristen wolle? Wenn sich Korad dazu entschliessen könnte, bat Herr Marbel, denselben mit nöthigem Reisegeld unterstützen zu wollen, falls Konrad die zu seinem

Etablissement ausgesetzten zweihundert Louisd'or schon verbraucht haben sollte.

„Kann Konrad“, so schloß der Brief, „nicht kommen, und mir helfen, oder mich ernähren; oder wissen Sie seinen Aufenthalt nicht zu erforschen, oder wäre er nicht mehr am Leben: so bitte ich, erbarmen Sie sich meiner aus alter Freundschaft, und schicken Sie mir etwas Geld. Ich gebrauche für die wenigen Jahre meines Lebens nicht mehr viel.“

Zu diesem traurigen Brief hatte Herr Schmidt, in dem eigenen, allerlei Noten gemacht, ohngefähr folgenden Inhalts:

„Bleiben Sie, mein werthester Herr Gerichtshalter, über das Schicksal des guten Marbel unbesorgt; denn ich werde allerdings aus alter Freundschaft etwas für ihn thun. Daß Sie nicht von Alteck weggehen, nach Ostindien laufen können, um einem alten Manne, — wer weiß, ob Sie ihn nur beim Leben antreffen würden? — einen windigen Prozeß führen zu helfen, oder ihn in Ermanglung erforderlichen Vermögens mit Schreinerarbeit zu ernähren, das versteht sich von selbst. Ich weiß nicht, wie der gute Mann auf den Einfall gerathen ist? Er hat freilich schon ein- oder zweiundsechszig Jahre, und vermuthlich durch Verdruß über mißlungene Plane sehr gealtert. — Zu diesem wären Sie auch durch Ihren Vertrag

mit meinem Freunde, Herrn von Wallenroth, allzusehr gebunden. Sie müssen — er ist gegenwärtig in Regensburg, wo er nur bis den neunundzwanzigsten laufenden Monats bleibt, dann vermuthlich geht er nach Paris zurück — die Sache erst mit ihm abthun; denn er allein hat das Recht, Sie Ihrer Pflichten zu entlassen. Und wortbrüchig wird kein Ehrenmann wie Sie. — Finden Sie inzwischen gut, Herrn Marbel etwas Geld zukommen zu lassen, so bin ich bereit, ihm dasselbe durch sichere Wechsel nach Kalkutta zu übermachen. In diesem Fall bitte ich mir schleunig zu melden, wie viel? denn Zeit ist nicht zu verlieren. Ich werde dabei Herrn Marbel anzeigen, daß mir bis jetzt Ihr Aufenthalt unbekannt geblieben, so sind Sie bei ihm hinlänglich entschuldigt."

„Herr Schmidt!" rief Konrad, als er diese Briefe gelesen, mit zitternder Lippe, mit Thränen im Auge: „Herr Schmidt, Sie sind ein Schurke vom heutigen Ton, ein niederträchtiger Mensch vom besten Anstand, wie unsere tugendhaften Leute heut zu Tage gewöhnlich sind. — Ich bin Marbels Sohn und Hauptschuldner, denn er hat mich zum Menschen gemacht. Fort, Konrad, nach Ostindien; hilf deinem Vater!"

Er richtete alles zur Abreise vor und packte ein.

K ä m p f e.

Er unterrichtete den Verwalter vom Nothwendigen, damit durch seinen plötzlichen Weggang nichts versäumt werde; auch sagte er ihm, daß er über Regensburg gehe, vom Herrn von Wallenroth seine Entlassung nehmen und diesen bewegen werde, den vorgeschlagenen neuen Gerichtshalter zu bestätigen.

Frau Walter zerfloß in Thränen; Josephine saß stumm und finster in einem Winkel des Speisezimmers, als Konrad hineintrat.

„Ist's Ernst?" fragte Frau Walter.

„Vollkommen. Ich muß fort — vielleicht auf immer. Ich gehe nach Ostindien!"

„Nach Ostindien!" schrie Frau Walter, und in dem Augenblicke ward Josephine bleich, wie eine Sterbende. Ihre Hände mit dem Strickzeuge sanken erkaltet auf den Schoos nieder.

Konrad, zu sehr mit der Vorstellung von dem Unglück seines Vaters Marbel beschäftigt, sah nicht auf das Mädchen; sah nicht, wie es einer geknickten Lilie gleich, da lag im Lehnsessel, ohne Kraft, ohne Sprache, ohne Thränen, nur die halbgebrochenen Augen auf ihn gerichtet. Er erzählte seine Verhältnisse zu Herrn Marbel, dann dessen Unglück, dann Herrn Schmidts schändlichen Rath, dann was er pflichtgemäß thun wolle.

„Nicht so! Ich wäre ein Bösewicht, wenn ich in Alteck bleiben würde, und hätte ich hier den Himmel und säh ich den Tod auf dem Meere vor!“

„Ei, ei!“ sagte der Herr Verwalter: „Es ist doch ein gewaltiges Stück gewagt.“

„Nein,“ sagte Frau Walter und schluchzte heftiger, „es ist schön gedacht von Ihnen, aber doch vielleicht allzurasch gehandelt. Wenn Sie sich einige Tage Zeit liessen; — besserer Rath kommt oft über Nacht. Es ist ja schrecklich!“ — Dabei blickte sie auf ihre erblaßte Josephine.

Diese richtete sich mit dem Todesgesicht gegen die weinende Mutter und sprach mit lauter Stimme, als zwänge sie darin ihre letzten Kräfte zusammen: „Mutter, liebe Mutter, mach' ihm das Herz nicht schwer. Er muß fort, er muß! Er darf nicht bleiben.“ — Dann sank sie verblichen zusammen und verlor Odem und Seele.

Frau Walter that einen entsetzlichen Schrei; Konrad flog zum Leichnam; der Verwalter rief einige Mägde zu Hülfe. Josephine ward in ihr Zimmer getragen. Man brachte Quellwasser, sie zu besprengen, starkriechende Mittel — eine Viertelstunde verging, ehe sie sich erholte. Aber sie schlug die Augen auf, und sagte leise: „Was habt ihr gethan? Mir war wohl. Ich weiß nun, wie süß es ist, zu sterben.“

Frau Walter hatte Konraden entfernt. Frey-

dig, ihre Josephine lebend zu wissen, suchte sie ihn auf. Er stand im Garten, bleich, den zitternden Arm um einen jungen Baum geschlagen, denn die Knie wankten unter ihm. — „Kommen Sie!“ rief sie ihm zu: „sie hat sich erholt. Sie fragt nach ihnen.“

Mühsam schleppte er sich zu Josephinens Zimmer. Sie saß im Lehnstuhl. Er wählte einen Sessel neben ihr, sprach kein Wort, und beobachtete nur ihre blassen Mienen, auf welche eine matte Röthe zurückkehrte, da er hereintrat.

„Ich habe Ihnen Schrecken verursacht,“ sagte sie und lächelte zu ihm: „es thut mir leid. Ich konnte nicht anders. Aber mir war wohl.“

„Und jetzt?“ fragte Konrad zitternd.

„Sehr wohl. — Ich möchte Sie nur noch sehen, so lange ich darf. Nicht so, das gewähren Sie? — Mutter, gib mir ein Glas des alten Weins; auch Herrn Eck gib. Ihm scheint nicht wohl zu sein. Er hat heute viel gelitten. Er soll sich stärken. Sein Geist ist mächtiger, als sein Körper.“

Die Mutter ging.

Konrad starrte Josephinen an — es war ihm, wie ein Traum. So zärtliche Theilnahme hatte er nicht von diesem Mädchen erwartet, nicht so tiefes Gefühl in ihr gekannt.

„Kann es Ihnen leid sein, daß ich Alteck verlasse, liebe Josephine?“ fragte er endlich.

„Nein!“ antwortete sie: „Es ist wohl gethan, daß Sie gehen. Sie dürfen, Sie können nicht anders. Gott wird mit Ihnen sein. Ihnen geht es nicht übel; Sie folgen einer heiligen Pflicht.“

„Aber, Josephine, mit gebrochenem Herzen. Ich verlasse diesen schönen Ort ungern.“

„Sie werden sich dessen entwöhnen, wie Sie sich daran gewöhnten. Haben sie darum keinen Kummer. Der Gedanke an Ihren unglücklichen Vater muß von nun an Ihr Alles sein, und er ist's ja auch.“

„Werden Sie meiner in der Abwesenheit gedenken?“

„Gewiß, und mit ewiger Dankbarkeit.“

„Dankbarkeit, Josephine?“

„Ich weiß, wofür ich sie Ihnen schuldig bin; aber erlassen Sie mir das Geständniß. Nein, ich will es Ihnen sagen. Ich bin durch Ihren Umgang besser geworden, als ich war. Nehmen Sie dies Bewußtsein mit auf den Weg. Ich betrachte Sie und mich, wie zwei Sterbende. Auf dieser Erde begegnen wir uns schwerlich wieder. Da dürfen wir wohl zu guter Letzt aufrichtig sein.“

„Sie setzen mich in Verwirrung, Josephine. So gütig sprachen Sie sonst nie. Wüßten Sie,

wie theuer Sie mir waren! Wüßten Sie, was ich verliere, nun mich mein Loos von Ihnen nimmt!"

Sie wandte das Gesicht von ihm hinweg, als er dies sprach. Im gleichen Augenblick trat Frau Walter mit Wein und Gläsern herein. Josephine ward wieder heiter. Sie trank. Konrad mußte zwei Gläser leeren. Dann sagte sie: „Mutter, ich weiß, du zürnst nicht; aber erfülle meine Bitte. Gib Herrn Eck einen Kuß für mich, daß ich's sehe."

Frau Walter erröthete. „Wunderliches Kind," sagte sie: „welch' ein Auftrag!"

Konrad umarmte die Mutter und küßte sie. „Sie sind mir wohl theuer genug, daß ich Ihnen den Kuß Ihres Selbstes willen gebe!" sagte er; aber dann zu Josephinen gewandt: „Will Josephine ..."

Er nahte sich. Eine Feuerröthe flammte in Josephinens Antlitz. Sie legte beide Hände vor ihr Gesicht und rief: „Nimmermehr!" — Dann zur Mutter: „Mir ist nicht wohl! Ich muß ruhen. Könnte ich nur schlafen, jahrelang schlafen.. Ich bin kränker, Mutter, als du glaubst." — Dann wieder zu Konrad: „Reisen Sie glücklich, lieber Herr Eck! Gute Nacht! schreiben Sie meiner Mutter aus der Ferne — nur noch ehe Sie Europa verlassen haben, einmal. Morgen, wenn Sie fort sind,

wird mir wohl sein. Verlassen Sie sich darauf. Mir fehlt nur Ruhe. Es wird mir sehr wohl sein. Leben Sie wohl!"

Sie reichte ihm die Hand. Er ergriff diese Hand; er bedeckte sie mit Küssen; sein Herz war gebrochen. Frau Walter weinte laut. Josephine zog ihre Hand schnell zurück, verbarg ihre Augen, und rief: „Ich beschwöre Sie, lassen Sie mich."

Er ging.

Abreise.

Er verschloß sich auf sein Zimmer und warf sich auf's Bett. Da lag er die Nacht in Fiebern. Mit Tagesanbruch kam der Wagen vor's Haus, und alle Bewohner des Dorfs liefen herbei, umringten den Wagen, das Haus, um ihren Wohlthäter noch einmal zu sehen, zu segnen. Denn Konrad war in Jahresfrist allen Familien des Dorfs theuer geworden; jedem war er ein Hausfreund gewesen, jedem auf andere Art. Er hatte mehr Gutes im Stillen gethan, als man glaubte. Jetzt erst erzählte man sich weinend, wie er hier Arznei den Kranken, dort Kleider den Nackten, dort Brod den Hungernden, dort Bürgschaft für bedrängte Schuldner gebracht. Jeder Hausvater glaubte, Konrad habe ihm das meiste geleistet, ihn und die Seinigen mehr, als alle andere, im Dorf geliebt. Von jedem hatte er Verschwiegenheit ge-

fordert; nun brach der allgemeine Schmerz um seine Abreise das gegebene Wort Aller.

Als Konrad in den Speisesaal trat, das letzte Frühstück zu geniessen, fand er den Verwalter und Josephinens Mutter in Thränen. Man nahm das Frühstück; Konrad suchte die Trauernden aufzuheitern. Dann, als alles zur Abreise vollendet war, sprang er zuerst auf, drückte schweigend beide an seine Brust, empfahl sich ihrem Andenken und ging. Er hatte nicht den Muth gehabt, nach Josephinen zu fragen; aber nun — da er schied, nahm er noch einmal die Hand der Frau Walter und sagte mit schmerzhaft gebrochener Stimme: „Empfehlen Sie mich Josephinen. Sagen Sie ihr, ich habe sie unaussprechlich geliebt — ich werde sie auch jenseits des Weltmeers lieben.“

Indem er zum Haus hinaus trat an den Wagen — der Verwalter und Josephinens Mutter hingen an seinen Armen — war alles Volk, wie von einem Gefühl ungeheuern Schmerzes niedergebeugt, und alles weinte laut schluchzend, mit aufgefalteten Händen. Konrad, nur schon zu sehr bewegt, wollte seine Rührung bekämpfen, in den Wagen springen, davon fliegen — da tönte eine Stimme hinter ihm, die ihn gefesselt hätte, wäre er auch vor den Schwellen des Paradieses gestanden. Er wandte sich. Josephine, in Morgenkleidern, blaß, mit rothgeweinten Augen voll unend-

lichen Leidens stand da, und rief seinen Namen. Sie erschrack einen Augenblick, als sie den Wagen umringt sah von Weinenden, oder Knienden; aber im andern Augenblick war dies alles für sie nicht mehr in der Welt. — Sie ging ernst zu Konrad, erhob ihre Arme gegen ihn, umfing ihn mit Beben und Innigkeit, und drückte einen Kuß auf seinen Mund. „Leben Sie wohl!“ sagte sie mit matter Stimme. „Nun habe ich genug gelebt.“ Damit ließ sie ab, und eilte in's Haus zurück.

Konrad, ohne Bewußtsein, ward in den Wagen gehoben; der Kutscher fuhr langsam durch die Reihen der Wehklagenden. Konrad breitete stumm, mit Wehmuth und Liebe seine Arme über sie hin, als wollte er alle an sein Herz nehmen — dann rollte im schnellsten Fluge der Wagen zum Dorf hinaus.

Besuch bei Herrn Schmidt.

„Was ist's denn?“ dachte Konrad, aber erst nach einigen Stunden kam er wieder zur Fähigkeit ruhigen Denkens. „Was ist's denn? Alles Gaukelei! — Das ganze Leben Gaukelei! Ich bin zerrissen in den zartesten und tiefsten Gefühlen meines Daseins — es kann mir das Leben kosten. Aber was ist's denn mehr? Gaukelei! Josephine liebt mich. Sie liebt! — sie kann das Opfer dieses Schmerzes werden, auch ich. Was ist's denn

mehr? Wir verstanden uns zu spät; aber früher wäre es immer zu früh gewesen. Sink in deinen Sarg, du Engel! da ist dir wohl. Hätte ich nicht einem Vater heilige Schulden abzutragen, ich möchte noch lieber gestorben, als geliebt sein. Es ist unterm Himmel kein Bleiben, kein Ruhen, kein Glück! Hier sind die höchste Seligkeit und die Verzweiflung Geschwister. Warum aber so? Gott ist unbegreiflich. Noch ist mein Traum nicht vollendet; was will ich schon klügeln? — Ich thue meine Pflicht. Ich opfere die Welt, die Freundschaft, die Liebe, Josephinen, mich selbst den Pflichten, die ich vollbringen muß — Gott will es — er ordne, er herrsche, ich schweige. Ach, und doch ist er Vater!"

So sprach Konrad mit sich selber. Aber er faßte sich, und sah beherzt seinem Verhängniß entgegen. „Du selbst bist an deinem Schmerze schuld!" sagte er zu sich: „Denn du würdest jetzt lachend nach Ostindien ziehen, wenn du nicht Josephinen liebtest. Und daß du sie so liebst, ist Leidenschaft, ist Selbstverzärtelung. Du hast ein Loch im Aermel! würde Vater Marbel sagen. — Ach, litte nur Josephine nicht!"

Gegen Abend kam er nach W**. Sogleich eilte er zum Herrn Bankier Schmidt. Dieser erstaunte, doch froh, ihn zu sehen. „Ich bringe Ihnen die Antwort auf Ihren Brief selbst."

„Und was haben Sie beschlossen?“ fragte der Bankier.

„Nach Ostindien zu gehen. Ich bin meinem Vater zu viel schuldig. Ich wäre ein Ungeheuer, wenn ich ihn alt und krank seinem Elend überliesse; ich wäre zur Verzweiflung zu bringen, wenn ich wüßte, der ehrwürdige, tugendhafte Greis streckte seine Arme umsonst nach mir aus.“

„Alles vortrefflich, alles ganz schön, mein lieber Herr Eck; aber nichts ohne Ueberlegung gethan! Eine Reise nach Ostindien ist kein Spaziergang. Wer ist Ihnen Bürge, ob und wann Sie dahin kommen? Finden sich gleich Schiffe? Können Sie nicht unterwegs erkranken? Schiffbruch leiden? untergehen?

„Sehr möglich. Aber dann that ich meine Pflicht, und die Vorsehung möge über das andere walten.“

„Recht gut. Aber wie, wenn der gute Herr Marbel — denn alt ist er — gestorben wäre, ehe Sie Kalkutta erblickten? Wozu dann die Reise um die Welt? Wozu dann Ihre ganze gegenwärtige Laufbahn zerrissen, Ihr Vermögen aufgeopfert?“

„Meine Laufbahn wird nie zerrissen. Meine Bahn heißt Pflicht, in der ich laufe. Und käme ich als Bettler zurück: ei nun, ich weiß mich zu nähren. Ich bin jung. Lassen Sie mich. Ich

bitte nur um Wechsel auf London für meine gesammte Baarschaft. Darum komme ich zu Ihnen. Wollten Sie für Herrn Marbel noch etwas beifügen, desto besser. Ich will dafür Ihr persönlicher Schuldner sein, und mit Zins und Zinseszinsen zurückzahlen, wenn ich wieder komme, und sollte ich wie ein Leibeigener arbeiten."

„Schön gedacht von Ihnen. Allein lassen Sie uns auch mit kaltem Blute über die Sache sprechen. Herrn Marbel ist's gewiß weniger um Ihre angenehme Person zu thun, als um Geld zu haben, entweder seinen Prozeß zu führen, oder wieder nach Europa zu kommen. Hat er Geld: so ist er zufrieden, so findet er Mittel zu allem: so sind Sie ihm ganz entbehrlich. Nun denn, sagen Sie nur, wie viel sie ihm bestimmen wollen, wie viel ich aus dem Meinigen dazu legen soll? Wir schikken es ihm. Wechsel sind heutiges Tages leichter nach England überzubringen, als Menschen. Das hat ungemeine Schwierigkeiten. Folgen Sie meinem Rathe."

„Nein, Herr Schmidt, das kann ich nicht. Ich bin meinem Vater Marbel nützlicher, als ihm Ihr und mein Geld werden kann. Er ist alt und schwach; er bedarf eines Sohnes, der seiner hegt und pflegt, ihn unterstützt und schirmt. Ach, in solchen Lagen ist ein Freund mehr werth, denn Tonnen Goldes; ein warmes Wort des Tro-

stes mehr, als der Dienst reichlich bezahlter Miethlinge. Reden wir nichts mehr davon. Ich reise morgen ab nach Regensburg. Ich gebe dem Herrn von Wallenroth Rechenschaft, Entlassung und Dank. Er ist ein wackerer Mann; er wird mir keine Hindernisse in den Weg legen. Wollen Sie mein und Herrn Marbels Freund sein, so bitte ich Sie um eine Empfehlung für meine Sache von Ihrer Hand. Ich habe gesehen, wie viel Ihr Wort bei Herrn von Wallenroth gilt."

Herr Schmid sah ihn lange schweigend an. Konrad stand entschlossen vor ihm, und was er sprach, ging aus den Tiefen des Herzens hervor. Selbst Herr Schmidt schien einen Augenblick gerührt zu sein durch diesen Ungestüm der Kindesliebe und Dankbarkeit — dennoch versuchte er's mit neuen Gründen, ihn von dem Unternehmen abzuhalten.

„Es ist umsonst!" rief Konrad: „Wohl andere Gründe gibt es, die mich hätten zu einer schändlichen Wahl bewegen können. Ich liebte ein edles Mädchen — Sie kennen Josephine Walter — im Augenblick des Scheidens erst erfuhr ich, daß auch ich ihre Liebe war. Und doch — Pflicht geht über Glück. Also, Herr Schmidt, ich bitte um Wechsel."

Herr Schmidt hatte die Augen voller Wasser,

als Konrad so sprach. — „Kommen Sie an mein Herz!“ rief der Alte und küßte ihn: „Sie sind ein edler Mann. Ich beneide Herr Marbel um solch einen Sohn, um solch einen Freund. Wie wenige Väter sind so glücklich, wie er! Sie sollen die verlangten Wechsel haben, und damit Sie bei Herrn von Wallenroth keine Schwierigkeiten finden, will ich Sie selbst nach Regensburg zu ihm begleiten.“

Konrad war über die plötzliche Rührung und Verwandlung des Herrn Schmidt sehr erstaunt. „Es ist doch, dachte er bei sich selbst, in jedem Menschen, und wäre er im Alltagsleben hinterm Zahltisch zur trockenen Mumie eingeschrumpft, und wäre er zum Stein geworden, noch immer ein göttlicher Funke; der stirbt nicht ganz. Es kömmt nur auf den Hauch an, der ihn anbläst. Das Urmenschliche erhebt sich immer wieder mit siegerischer Größe im Menschen, und läge es auch tief vom kaufmännischen Soll und Haben erdrückt, vom Handwerksstaub besudelt, von theologen und pädagogischen Systemen verzerrt, von Politik und Kriegskunst erwürgt. Und das Urmenschliche ist das Göttliche. Es ist schön, ein Mensch zu sein!“

Konrad vergaß den verständigen Brief des Herrn Bankiers, vergaß die verständigen Räthe, die er erst mündlich von ihm gehört, verzieh ihm alle

diese Klugheiten, welche eben so viele feine Hochverrätliereien an der Menschenwürde, im gemeinen Leben aber gäng und gebe, sind — und umarmte ihn dafür noch einmal, daß sich das Edlere in ihm regte, was im gemeinen Leben romanhaft genannt wird, weil sich die Seelengröße, welche wir an Menschen der Vorwelt bewundern, aus dem wirklichen Leben in die Poesie geflüchtet hat.

Besuch in Regensburg.

So ungeduldig auch Konrad die Reise zum Herrn von Wallenroth betrieb, verzögerte Herr Schmidt sie dennoch fast acht Tage lang, „denn", sagte er, „ich habe nie darauf gezählt, Sie zu begleiten, und doch muß ich's jetzt. Meine Geschäfte sind weitläufig, ich kann aus ihnen ohne Schaden nicht hinausspringen und sie wochenlang fremden Händen überlassen. Auch verlieren Sie nichts dabei. Ich gebe Ihnen mein Wort. Herr von Wallenroth hat einen Brief von mir. Er weiß, daß wir kommen; er erwartet uns und reiset nicht ab."

„Aber jeder Tag, jede Stunde, die wir verstreichen lassen," seufzte Konrad, „vermehrt jenseits des Ozeans Noth und Sehnsucht des ehrwürdigen, verlassenen Greises."

Endlich kam der Abreisetag. Man nahm Post=

pferde. Man setzte sich in den Wagen. Aber der alte Herr Schmidt, der Bequemlichkeiten bedürftig, wollte nicht des Nachts reisen, sondern ruhen. Konrad verlor Ruhe und Geduld. Er, wenn Herr Schmidt schlief, erleichterte sein Leiden dadurch, daß er sein Tagebuch schrieb, eigentlich für Josephinen, seine Alleingespräche mit ihr, die er ihr zusenden wollte, ehe er die Ufer Europens verlassen würde.

Man kam nach Regensburg. — Herr von Wallenroth war den ersten Tag nicht sichtbar. Konrad vermuthete nichts Gutes, denn er zweifelte gar nicht, daß doch der Herr von Alteck für den Bankier sichtbar gewesen sei; daß da allerlei abgekartet sein könne. Zwar Herr Schmidt hatte eine heitere Miene, als er spät Abends zurückkam; aber eben diese Heiterkeit war sehr verdächtig.

Folgendes Tags endlich ließ Herr von Wallenroth den beiden Fremden sagen, er erwartete sie zum Mittagsessen. Konrad trieb, daß sie früher gingen. Es lag ihm fest beschlossen, daß, wenn der Besitzer von Alteck wegen seiner Entlassung Schwierigkeiten machen würde, er noch in der Nacht davonreisen wolte, ohne sich um die Entlassung weiter zu bekümmern.

Herr von Wallenroth empfing sie sehr gütig. Nach den ersten Artigkeiten entwickelte Konrad mit

fieberischer Lebhaftigkeit die Ursachen seiner Ankunft, und die Nothwendigkeit seiner Entlassung. Er legte die Rechnungen vor, und beschrieb im Allgemeinen, was er für Alteck gethan habe.

„Sie haben“, sagte Herr von Wallenroth, „Allem, wozu Sie sich anheischig machten, ein volles Genüge gethan, bis auf die einzige Klausel im Betreff der Frau Walter. Die gute Frau ist unglücklich durch Sie geworden.“

Konrad ward feuerroth. „Durch mich?“ stammelte er.

„Ich habe vorgestern einen Brief von ihr empfangen. Sie meldet mir, wie theuer Sie dem ganzen Dorf waren, wie alles um Ihren Verlust trauert. Da sei auch ein junges, liebenswürdiges Mädchen, Namens Josephine, Tochter der Frau Walter, die seit dem Tage Ihrer Abreise wie ein Licht vergeht.“

„Schreibt Sie dies?“

„Allerdings. Mutter und Tochter denken edel genug, Ihren kühnen Entschluß, nach Ostindien zu reisen, sehr zu ehren. Aber die Mutter jammert um das Leben der Tochter; denn dieses ist jetzt in Gefahr.“

Konrad ward bleich.

Der Herr von Wallenroth ging und holte einen Brief. Konrad las; er war von Frau Walter. Diese erzählte dem Herrn von Wallenroth di

plötzliche Abreise des Herrn Gerichtshalters; dann daß sie schon seit geraumer Zeit nicht ohne Besorgniß wahrgenommen, wie derselbe auf das Gemüth ihrer Josephine großen Eindruck gemacht habe. Seine rasche Entfernung habe Josephinens ganzes Wesen verändert. Sie welke sichtbar hin; die Aerzte zucken die Achseln, rathen zu Zerstreuungen, zu Reisen; aber Josephine wolle sich nicht von Alteck trennen und scheine selbst zu schwach, die Beschwerden des Reisens zu ertragen. Der ganze Brief athmete den Schmerz einer trostlosen Mutter.

Konrad warf sich auf einen Stuhl, bedeckte sein Gesicht mit dem Schnupftuch und konnte sich nicht enthalten, laut zu schluchzen. Herr von Wallenroth trat zu ihm. Konrad ermannte sich.

„Ich lese in Ihrer Seele!“ sagte Herr von Wallenroth: „und Ihre Thränen rechtfertigen, was ich gethan habe. Denn ich kenne Josephinen. Sie ist auch mir theuer. Sie ist eines der liebenswürdigsten Wesen ihres Geschlechts. — Sie lieben sie?“

„Allerdings!“ rief Konrad.

„So beruhigen Sie sich. Josephinens Gesundheit und die Zufriedenheit ihrer vortrefflichen Mutter waren mir so wichtig, daß ich in der gleichen Stunde, da ich diesen Brief erhielt, durch einen Kurier nach Alteck schrieb: Herr Eck werde

nicht nach Ostindien reisen; die Umstände hätten sich geändert; Herr Eck werde nach Alteck zurückkehren. Der Brief ist ohne Zweifel schon jetzt in den Händen der Frau Walter, und verhütet größeres Uebel. Habe ich wohl gethan?"

„Sie haben wohlgethan!" sagte Konrad.

„Und Sie gehen nicht nach Ostindien?"

„Sie haben wohlgethan, sage ich, und es ist wohlgethan, wenn man im Leben eine Thräne abtrocknet, wäre es auch nur mit dem Schleier der Täuschung. Ich danke Ihnen, Herr von Wallenroth. Ich selbst will von hier aus nach Alteck schreiben; die Hoffnung unterhalten. Zeit gewonnen, viel gewonnen. Die Zeit ist mächtiger über den Menschen, als die Kraft seiner Grundsätze. Josephine wird durch die verzeihliche List gerettet; aber ich gehe nach Ostindien!"

„Wie, Herr Eck, wollen Sie mich zum Lügner machen?"

Konrad zuckte die Achseln: „Wollen Sie mich, Herr von Wallenroth, zum Ungeheuer an meinem guten Vater machen, durch den ich bin, was ich bin?"

„Nein!" rief Herr von Wallenroth: „ich fühle das Schreckliche Ihrer Wahl — dort ein Vater, oder ein Wohlthäter, der wahrlich Vaterrechte an Ihnen hat, — hier eine Geliebte."

„Und die Rechte des Vaters sind älter, bei-

liger, als die Rechte der Geliebten. Und diese würde aufhören müssen, mich zu lieben, wenn ich einer Schändlichkeit fähig wäre. Josephine müßte mich verabscheuen."

„Nehmen wir," erwiederte Herr von Wallenroth, „nehmen wir die Sache aus einem andern Gesichtspunkt. Sie wollem einem Greise zu Hilfe eilen, dem vielleicht noch kräftiger und schneller mit hinlänglichen Geldsummen geholfen wäre, und ein edles, in Gram versunkenes Mädchen untergehen lassen, dem alles Gold der Welt den verlorenen Freund nicht vergütet. Sie gehen nach Ostindien, um das kurze Dasein eines betagten Mannes, seine letzten Monate vielleicht zu verschönern; und lassen darüber ein erst aufblühendes Leben mit allen Hoffnungen verderben."

„Ich habe den Grundsatz," entgegnete Konrad, „man müsse bei dem, was das Gewissen Recht und Pflicht nennt, auf nichts Rücksicht nehmen, was Zufall und Nützlichkeit heißt. Das Leben meines Vaters und das Leben Josephinens stehen in der Gewalt des Himmels; die gerechte That steht aber in meiner Gewalt. Ich thue, was mir Pflicht gebeut; über das andere waltet der, der alles am besten zu ordnen weiß. Es ist nicht meine Sache. Bin ich sicher, durch eine Schwachheit — nein das ist's nicht — durch eine nieder-

De

De830

trächtige Handlung Josephinens Dasein zu verlängern?“ —

„Sie haben mich nicht ausreden lassen, Herr Eck!“ versetzte Herr von Wallenroth: „Ich sagte Ihnen, daß ich geschrieben habe, die Umstände hätten sich geändert. Und dies ist in der That der Fall. — Ich wette, Sie reisen nicht nach Ostindien.“

„Wie? Wäre Herr Marbel vielleicht schon gestorben? Oder wollen Sie mich es glauben machen?“ rief Konrad erschrocken: „Oder hätten Sie vielleicht zuverlässige Nachrichten, daß mein Vater auf der Rückreise nach Europa ist? Ich bitte Sie, halten Sie mich nicht auf der Folter. Ich bin ohnehin elend genug.“

„Von alle dem nichts!“ antwortete lächelnd Herr von Wallenroth: „Aber — vielleicht werden Sie erstaunen — Sie sind Eigenthümer von Alteck. Ich bin es nicht; ich war es nur eine kurze Zeit. Herr Marbel hatte die Herrschaft durch mich angekauft; aber für Sie hatte er sie bestimmt. Dies sollten Sie aber erst erfahren ein Jahr nach Ihrer Zurückkunft von den Reisen. Herr Schmitt war Vollstrecker dieses Willens von Herrn Marbel. Sie sollten zuvor geprüft werden. So war es beschlossen. Und wären Sie der, der Sie nach Herrn Marbels Wünschen sein sollten, dann erst gehörte Ihnen die Herrschaft. Ich will

Ihnen heute die Schenkungsurkunde überliefern. Sie haben in Alteck ganz im Geist Ihres Wohlthäters gehandelt. Die Herrschaft gebührt Ihnen."

Konrad war bestürzt. Er wußte nicht, was sagen. Endlich rief er mit zitternder Stimme, und das Auge voll Thränen gen Himmel gerichtet: „Guter Marbel, du dachtest nur an Andere, nie an dich! Nun bist du nicht mehr arm! — Wenn dem so ist, und ich hoffe, Herr von Wallenroth, Sie scherzen in diesem ernsten Augenblicke nicht mit mir: so biete ich Ihnen oder Herrn Schmidt sogleich einen vortheilhaften Vertrag an. Die Herrschaft Alteck trägt gegenwärtig den Zins von siebenzigtausend Gulden. In wenigen Jahren hat sie den Werth von hundert- und zwanzigtausend. Ich verpfände sie Ihnen für dreißig- oder vierzigtausend. Wollen Sie mir den Betrag in Wechseln auf London geben?"

„Ehe wir darüber eintreten," sagte Herr von Wallenroth mit sichtbarer Bewegung, „müssen Sie doch die Schenkungsurkunde in Händen haben."

Er ging und holte sie.

Herr Schmidt, sobald Herr von Wallenroth wiederkam, mit der Urkunde in der Hand, umfaßte Konraden, drückte ihn schweigend an seine Brust, hatte die Augen naß, und verließ das Zimmer. — Herr von Wallenroth war nicht weni-

ger erschüttert. Er gab den Pergamentbrief hin, umarmte Konraden, und ging, um Thränen zu verhehlen, die er nicht unterdrücken konnte, eilig dem Herrn Schmidt nach.

Die Urkunde.

Konrad begriff das Betragen der beiden alten Herren nicht. Er sah ihnen lange nach. „Was haben sie?“ dachte er: „Sie scheinen bewegt zu sein. Mein Eutschluß, nach Ostindien zu reisen, hat offenbar ihren Beifall, warum sträuben sie sich dagegen? Was haben sie, ob ich nun gehe, oder bleibe, dabei zu gewinnen oder zu verlieren? Denn bei Männern, die im Weltleben mit ihrer Seele eingerostet sind, kömmts zuletzt doch auf Gewinnen oder Verlieren, Sollen und Haben an.“

Er setzte sich ans Fenster, und schlug das Pergament auseiander. Als er Marbels Namen darunter las, von seiner eigenen Hand geschrieben, küßte er die Stelle, auf welcher die theure Hand einst geruht hatte. Dann las er. — Es war in der That die Abtretung der Herrschaft an Herrn Konrad Eck, welchen er seinen geliebten Pflegesohn nannte, mit allen Rechten und Freiheiten. Erst bei der Unterschrift erschrack Konrad. Die ganze Urkunde aber schien falsch zu sein. Sie war von Regensburg datirt, und das Datum erst zwei

Tage alt; aber Marbels Unterschrift vollkommen nachgemacht, als wäre es die seine.

Er sprang vom Stuhl auf, um die Herren aufzusuchen. Hastig trat mit froher Miene Herr von Wallenroth herein.

„Gelt, ich habe Recht, lieber Eck?“ rief er mit Augen, die von Freude leuchteten: „Nun lassen Sie Ostindien Ostindien sein, und bleiben.“

„Mit nichten,“ schrie Konrad empört, „die Urkunde ist falsch!“

„Nein, das ist sie nicht, sondern ächt, auf Ehre ächt!“

„Aber — sie ist von vorgestern datirt.“

„Richtig.“

„Wer hat meines Vaters Unterschrift geschrieben?“

„Wer denn sonst, als er selbst? Sie sollten doch seine Hand kennen.“

„Eben weil ich sie kenne. Wann hat er das geschrieben?“

„Mein Gott, Sie sehens, Sie lesens ja! Vorgestern.“

„Vorgestern? Sie bringen mich zur Naserei mit Ihrem Spaß. Was ist denn das? Wie kann er schreiben? Ist er von Kalkutta? Ist er zurück? Ist er von Ostindien heimgekommen?“

„Nein, Herr Eck.“

„Nicht zurück? Das ist Widerspruch!“

„Nein, kein Widerspruch, nein! er war nicht in Ostindien!" rief eine heilige Stimme im andern Zimmer. Da ging die Thür auf. Da trat Hand in Hand mit Herrn Schmidt der alte Herr Marbel herein. Da breitete er seine Arme aus gegen Konraden, und rief: „Mein Sohn!" und umarmte den jungen Mann, der starr, wie eine Bildsäule da stand, und nicht wußte, was ihm geschehen war.

„Nein, du Herzensjunge, ich war ja nicht in Ostindien. Komm doch, schliesse mich doch an dein wackeres Herz, du bist meines ganzen Lebens Freude. Fester, fester drücke mich an dich! Du bist, der du sein sollst. Gott im Himmel segne dich. Ich kanns nicht!"

Erklärungen.

Die Freude des guten alten Marbel war nicht geringer, als das Entzücken des überraschten Konrads, der lange kein Wort finden konnte, seinen Zustand auszudrücken. Man hatte sich so viel zu sagen und sagte sich so viel, daß man sich nach einigen Stunden noch immer nicht verstand, und nicht wußte, wie das Alles sei?

„Nun, Kind," hub Vater Marbel an, „ich will dir Alles der Reihe nach und in der Ordnung erzählen. Setz dich! — Siehst du, es ist wahr,

Verdruß hatte ich allerdings in W**. Ich weiß nicht, wie der Fürst darauf kam, mir den Haarbeutel von Adelstitel anhängen zu wollen? Ich habe für den Adel alle Hochachtung; ein Unterschied der Stände muß sein, wiewohl die Wolle noch weit besser das Schaf vom Ziegenbock unterscheidet, als ein Name. Wer als Beamter im Staat sein sogenanntes Glück machen, der Person des Fürsten nahe stehen, oder einen mächtigern Wirkungskreis für seine Gaben erzielen will: nun, der lasse sich adeln. Er thut wohl daran. Es ist ein gutes, nützliches Erbtheil für die Kinder. Unser einem, der keine Kinder hat, keinen Einfluß, keine Stellen verlangt, mit dem zufrieden ist, was kein Fürst geben kann, nämlich mit einem reinen Herzen, das des Guten so viel will und thut, als es kann, unser einem, sage ich, bringt ein Pergamentbrief nur Verlegenheiten und unbehagliche Verhältnisse. Vielleicht aber nahm ich die unbedeutende Sache zu ernsthaft; genug, ich hatte durch meine Weigerung den braven Fürsten, oder vielleicht seine Herren links und rechts beleidigt, und das thut mir noch jetzt leid. Man fing an, mir allerlei kleine Händel zu machen. Das verdroß mich. Darum packte ich ein und verließ die Residenz. Es war damals, als ich dir schrieb, du solltest mir regelmäßig schreiben, auch wenn du keine Antworten von mir bekämest, denn das

Schreiben wird mir sauer; und mögtest deine Briefe an meinen alten Ehrenfreund Schmidt senden.

„Ich begab mich auf ein kleines Gut, und lebte da freudig und friedlich im Stillen. Da suchte mich Gott heim, auf daß ich nicht glauben solle, hienieden sei der Himmel; und ich bekam ein fäuliches Gallenfieber, oder wie es die Doktoren nannten. Zu dieser Zeit fragte man mich auch wegen meines Testamentes, weil Sterben gar möglich wäre. Die Leute hatten Recht. Wer nicht alle Tage sterben und heiter vor den Richter hintreten kann, o der hat wahrhaftig ein Loch im Aermel. Du verstehst mich wohl, Konrad.

„Aber nun hatte ich armer Mann keine Kinder; wohl entfernte Verwandte, die neugierig auf mein seliges Hinscheiden warteten, aber meistens Leute, die mit dem Gelde nicht zu wirthschaften wissen: das heißt, sie wissen nur von Zinsrechnungen, sparen für sich, wollen Ansehen vor den Leuten haben, führen gute Tafel, und nennen es närrisch, wenn man selbst entbehrt, um destomehr Ueberfluß zum Besten anderer zu haben, denen es fehlt. Die Leute, dachte ich, haben für sich wahrhaftig schon viel zu viel. — Nun hatte ich zwar manche Kinder erzogen oder erziehen lassen, aber ob sie wären, wie sie sein sollten, das wußte ich nicht. Sie hatten alle ihr Loch im Aermel. Ich machte

es kurz, setzte jeglichem eine Summe aus, ohne Unterschied, weil ich doch nichts mit mir nehmen konnte, und ward gesund.

„Erst in der Krankheit, als ich da lag von Miethlingen bedient, fühlte ich tief das Bedürfniß, geliebt zu werden um meines Selbstes willen. Da dachte ich öfters an dich. Und ich sehnte mich nach deiner Rückkehr. Du kamst. Jetzt wollte ich erfahren, ob du auch der Mann seiest ohne Loch im Aermel. Ich hatte die Herrschaft Alteck angekauft, ein wahres Lumpennest. Da kann einer sein Probestück ablegen, dachte ich, ob er Kopf und Herz am rechten Fleck hat. Mein Freund Herr von Wallenroth war schon so gütig und lieh seinen Namen dazu her. Herr Schmidt ließ die Gerichtshalterstelle in der Zeitung ausschreiben, brachte dir das Blatt, führte dich zum Herrn von Wallenroth und das andere weißt du. Ich mochte nie zum Vorschein kommen; denn nur kennen lernen wollte ich dich.

„Da machte mir der liebe Wallenroth eine Klausel zu Gunsten einer armen Predigerwittwe, deren Mann ich wohl gekannt. Der Mann war einer meiner Jugendfreunde gewesen; die Frau war ein Engel in weiblicher Gestalt, hätte sie nicht meinen Freund Walter geliebt, ich würde sie zu meiner Frau gemacht haben. Denn ich liebte das Mädchen im Stillen; es wußte nichts davon; es

kannte mich kaum. Aber wie gesagt, es liebte Waltern; da stand ich ab und bekämpfte eine Neigung, die mir fast, ich wills nicht läugnen, ein unheilbares Loch in den Aermel gerissen hätte. Nur durch Wallenroth erhielt ich von Zeit zu Zeit Nachricht über meine alte Liebschaft, und da der edle Walter ohne Vermögen starb, ließ ich die Wittwe durch Wallenroth versorgen. Wir thaten sie nach Alteck. Denn die Frau, sagte ich zu Wallenroth, ist gewiß noch ein Engel. „Und wenn sie ein Engel ist, sagte er: so ist ihre Tochter Josephine gewiß ein Seraf.“ Hm, dachte ich, wenns so ist, und Konrad der rechte Mann, so wirds da nicht fehlen. Und Frau Walter mit ihrem Seraf blieb in Alteck und dich pflanzten wir hin.“

„So oft du zu Herrn Schmidt nach W** warst, ihm Gelder und Rechenschaft abzulegen, reisete ich inkognito durch Alteck. Mein Herz freute sich deiner. Du singst beim Loch im Aermel an; du hast in einem Jahre viel gethan. Da beschloß ich, dich an Sohnesstatt anzunehmen, und dir mein Hab und Gut zu geben. Denn, dachte ich, Konrad tritt in meine Fußtapfen. Er ist ein guter Junge. Aber ob er mich auch lieb haben kann, wie einen Vater? — Das war bei mir noch die

Frage, ach, und lieber Konrad, sei es nun ein Loch oder keins, meinem Herzen die allerwichtigste. Darauf spielten wir die kleine Komödie, in der dein Herz auch ein wenig in die Klemme genommen ward. Laß es dich nicht gereuen. Du hast mich alten Mann glücklich gemacht und ins verlorne Paradies zurückgeführt. Nun hören die Komödien auf. Ich gehe mit dir nach Alteck; wohne bei dir, helfe dir ein wenig; in Alteck wollen wir uns den Himmel auf Erden bauen, und den Himmel über den Sternen verdienen. Im grauen Haar will ich jetzt der Frau Walter meine unverrostete, treue Liebe bekennen, und mit dem bewußten Seraf schaffe du ab."

Der Seraf.

Nichts von dem, was nun Freude, Dankbarkeit und Liebe aus Konrad sprachen. Ich denke, jeder wird sich leicht seine Seligkeit denken. In der ersten freien Abendstunde, da er einsam auf seinem Zimmer war, sank er auf seine Knie und mit Thränen der Freude und mit hocherhabenen Händen dankte er der göttlich und liebevoll waltenden Vorsehung. Dann, das Herz noch tief bewegt, setzte er sich zum Schreibtisch. Er schrieb der Frau Walter die Geschichte seines Glücks und

Josephinen die Geschichte seines Herzens, und die Wünsche desselben.

Herr Marbel hatte in seinen Angelegenheiten noch so vielerlei in Regensburg zu ordnen, daß drei Wochen vergingen, ehe an die Reise nach Alteck gedacht werden konnte. Unterdessen ließ sich schon korrespondiren. Frau Walter antwortete, wie eine Begeisterte. Sie meldete, wie Josephine vollkommen genesen, und in ihrer verschwiegenen Wonne mehr einer Verklärten, als einer Irdischen gleiche. Auch Josephine schrieb. Konrad las ihre Briefe, so oft er einen Augenblick der Einsamkeit erhaschen konnte; und konnte er nicht lesen, so betrachtete er doch, wenn auch nur verstohlen und flüchtig, ihre Schriftzüge; und war ihm auch dies nicht vergönnt: so legte er wenigstens seine Hand an die heiligen Blätter, welche er überall mit sich trug, und ihm war dann, als berührte er Josephinens Hand.

Das Mädchen blieb auch in ihren Briefen so sonderbar, wie sie im persönlichen Umgang gewesen. „Nein," schrieb sie, „ich liebe Sie nicht. Ich kann Sie nicht lieben. Auch versichere ich Sie, nie ist für Sie eine solche Empfindung in mein Herz gekommen. Meine Mutter liebe ich, über Alles die herrliche Mutter. Ich liebe alle Welt. Aber Sie — es drängt mich von Ihnen

hinweg. Ich weiß nicht, wie ich es nennen, wie ich es beschreiben muß. Es ist Ehrfurcht, Andacht. Sie thun recht, mich zu lieben; mehr verdiene ich auch nicht. Es ist schon zuviel, daß Sie an das unbedeutende Geschöpf, das ich bin, denken wollen; daß Sie sagen können, ohne mich wäre die Welt nichts. Aber — ich Sie lieben — das wäre zu menschlich. Ich fürchte mit dem gemeinen Wort meine Empfindungen zu entheiligen. Es ist in Ihnen etwas Göttliches, was Sie mir durch Ihre Nähe mitgetheilt haben. Dadurch ist Alles anders geworden; die ganze Natur anders. Ehe Sie in Alteck erschienen, war das Alles nicht so. Ich sah auch die Dinge, wie sie Andere sahen. Nun aber nicht mehr. Es ist über Alles ein neuer Geist.

„Ich hätte nie den Muth gehabt, Ihnen das mündlich zu sagen; aber fern von Ihnen hörte meine Schüchternheit auf. So glaube ich, hat der Mensch nur darum den Muth, zu Gott zu beten, weil er ihn nicht sehen kann. Ohne Sie, wahr ist es, ohne Sie möchte ich nicht athmen, aber ich begreife nicht, wie ich Ihnen nahe leben kann und beständig mit Ihnen sein? Machen Sie mich gleichgültiger; zerstören Sie das seltsame Gefühl, welches mich schon bei dem Gedanken an Sie durchbebt; werden Sie andern Männern ähn-

licher — dann werde ich sein können, wie mit andern, und vielleicht bin ich glücklicher, je menschlicher ich neben Ihnen, und Sie vor mir da stehen."

Herr Marbel, der Josephinens Brief lesen mußte, und gern las, lächelte. „Konrad," sagte er, „der Seraf hält dich für einen Cherub. Aber ihr Kinder Elysiums werdet schon Körper bekommen. Geduld!"

Beschluß.

Angenehmer konnte Herr Marbel seinen Zögling nicht mehr in Regensburg überraschen, als, da er eines Tages mit ihm zum Herrn von Wallenroth zum Mittagsessen fuhr, und ins Zimmer trat, Frau Walter und Josephine ihm, noch in Reisekleidern, begegneten. Konrad ward blaß von freudigem Schrecken, umarmte die Mutter mit Heftigkeit, aber seine Augen hingen unverwandt an Josephinen, die bewegungslos, hochglühend, mit gesenkten Blicken da stand. Die angenommenen Höflichkeitsübungen der sogenannten feinern Welt, sonst eine Plage der bessern Menschen, sind ihnen oft als Nothbehelfe von unschätzbarem Werth. Durch sie fanden sich auch die Liebenden zusammen, die hinter allgemeinen, verbindlichen Worten den leisern Ruf der Herzen verheimlichten. Man

lernte sich sehen, ohne Zittern; sich sprechen, ohne Verlegenheiten. Die drei alten Herren machten den muntern Scherz zum Tischgenossen, und Herr Marbel erklärte der Frau Walter, wie er als Jüngling ihr Anbeter gewesen und nun als Greis ihr erster Freund sein wolle. — Bald kannte man sich wechselseitig; bald hatte man einander Alles gesagt.

„Aber die dort haben sich noch lange nicht Alles gesagt, Ihre Tochter und mein Sohn!“ flüsterte Herr Marbel seiner Freundin zu: „Ueberlassen wir ihnen beiden eine Plauderstunde im Garten.“

Man ging zum Garten. Zwischen Blumen und Gebüschen fand sich manche heimliche Stelle. Konrad und Josephine wurden mit Absicht von Allen verlassen. Herr Marbel und Frau Walter bestimmten unterdessen das künftige Loos der jungen Leute.

Doch eine Stunde nach der andern verging, und Konrad und Josephine kamen nicht wieder zum Vorschein. Der Abend dämmerte, sie blieben aus.

„Das Ding macht mir Sorgen,“ hub Herr Marbel an, „die sind vielleicht vor lauter Entzücken Todes verblichen.“ Herr Marbel nahm den Arm der Mutter; man suchte die Verschwun-

denen. Kein Laut verrieth sie. Endlich fand man sie im dichten Gebüsch. Da standen sie, wie zwei Bildsäulen, unter einer doppelten, schlanken, dicht in einander verwachsenen Buche; beide die Arme um einander geschlungen. Und sie hörten die Tritte der Kommenden nicht. Erst als Vater und Mutter sie beide mit ihren Armen umspannten, genasen sie vom Rausch und kamen sie in die wirkliche Welt zurück.

„Gottlob, daß Ihr noch Odem habt!“ rief Herr Marbel: — „Aber das gefällt mir nicht vom Cherub und Seraf! fort! morgen jage ich beide aus dem Paradiese, denn ihr habt nun von der Frucht am Baum der Erkenntniß genascht, und gefunden, ihr seid zwei ganz natürliche Menschen. Fortan sollet ihr, wie eure Stammältern, euer Brod im Schweiß des Angesichts essen; aber versteht sich, miteinander. Beide habt ihr, wie ich nun wohl merke, ein allmächtiges Loch im Aermel. Niemand heilt es, als der Herr Pfarrer!“

Beschämt gingen die jungen Leute mit den geliebten Alten zurück. Folgendes Tags ließ Herr Marbel das Paar ehelich zusammengeben, und vom Traualtar in den Reisewagen steigen. „Mein Sohn,“ sagte Herr Marbel, „du taugst hier keine Viertelstunde länger. Wir Alle reisen übermorgen nach Alteck, und machen da unsere Einrichtungen fürs

Leben. Du gehst jetzt nach Leipzig, kassirst mir die Gelder ein, laut dieser Instruktion, und kömmst spätestens in vierzehn Tagen nach Alteck zu uns. Josephine mag dich auf der Reise begleiten, damit du nicht lange Weile hast."

Und also geschah es. Schon am zwölften Tage kam Konrad mit seiner jungen Frau nach Alteck, wo Vater Marbel, Frau Walter und bald das ganze Dorf ihnen jauchzend entgegen flog. Josephine blühte, wie eine Rose. Sie versicherte, durch ihre erste Liebe sei sie verklärt worden; aber es sei wirklich noch göttlicher, wenn man etwas menschlicher liebe.

Die
Liebe der Ausgewanderten.

Aus den Papieren des Herrn Pfarrers D**
zu W**.

Ich kam an einem schönen Sommerabend (es war im Jahr 1793, da ich noch Kaplan im hiesigen Städtchen war) vom Besuche meines nun verstorbenen Freundes, des Pfarrers im benachbarten Dorfe, zurück. Vor mir auf der Landstraße ging ein Wandersmann, den ich anfangs für einen Handwerksburschen hielt. Da er sehr langsame Schritte that und mit dem einen Fuß hinkte, kam ich ihm bald näher, bot ihm im Vorbeigehen einen guten Abend und sagte: „Landsmann, Er hat mit kranken Füßen übel wandern!“ Er zuckte die Achseln und murmelte einige Worte, die ich nicht verstand.

Vermuthlich erkannte er aus meiner Kleidung meinen geistlichen Stand. Er rief mir auf französisch nach, den Namen des vor uns liegenden Städtchens zu wissen. Ich blieb stehen, bis er mich erreichte, und ließ mich in ein Gespräch mit ihm ein. Nun sah ich wohl aus der Feinheit seiner bestäubten Kleidung und deren Schnitt, aus Sprache, Gesichtszügen, aus Allem, daß er einer von den zahllosen Unglücklichen sei, welche durch die französische Staatsumwälzung aus ihrem Va-

terlande vertrieben, auf deutschem Boden eine gastfreundliche Zuflucht suchten. Er erzählte mir, daß er erst seit vier Wochen glücklich aus Frankreich entkommen sei; daß er nur durch ein wahres Wunder sich aus dem Gefängniß und vor der ihm drohenden Guillotine gerettet habe; daß er entschlossen gewesen sei, nach Hamburg zu gehen, in der Hoffnung, dort vielleicht Bekannte zu finden, — nun aber auch diesen Vorsatz aufgegeben habe, da er an Kräften erschöpft, seine Gesundheit zerrüttet, sein Vermögen, welches er mit sich führe, gering sei. Vorläufig wolle er in unserm Städtchen ausruhen, weil er sich einen seiner Füße wund gegangen, und unmöglich weiter könne. Nebenbei erfuhr ich, daß er Lasalle heiße, sich irgendwo, falls man ihn dulden werde, wohlfeil einrichten und die Schicksale seines Vaterlandes abwarten wolle.

Mir gefiel der junge Mann; er mochte ungefähr siebenundzwanzig Jahre alt sein. Sein blasses, stilles Leiden verrathendes Gesicht hatte sehr feine, ungemein angenehme Züge. Was er sprach, verrieth Bildung eines Geistes, den kein Unglück beugen konnte, und dessen Feuer sich aus dem Glanz seiner beredten Blicke verkündete. Ich begleitete ihn langsam zur Stadt, und sagte, er werde daselbst einen Unglücksgefährten und Landsmann finden, der schon seit einigen Jahren bei

uns sehr ruhig lebe, Buzet heiße, vermuthlich Arzt sei und sich die Zeit mit Pflanzensammeln verkürze. Ich führte ihn in ein Wirthshaus des Städtchens, und verließ ihn mit der Versicherung, daß ich mir ein Vergnügen daraus machen würde, ihm nützlich zu sein.

Herr Lasalle kam den andern Tag zu mir, und erklärte, er sei gesonnen, seinen einsweiligen Aufenthalt in unserm Städtchen zu nehmen; er bat mich, sein Dollmetscher zu sein, weil er der deutschen Sprache unkundig wäre. Wir gingen mit einander auf das Oberamt; die Aufenthaltsbewilligung hätte keine Schwierigkeit. In der Vorstadt bei einer betagten Wittwe fand sich ein leeres Stübchen, das er miethete; auch versorgte ihn die Wirthin um ein Billiges mit einfacher Kost.

Es war merkwürdig, unsere Ausgewanderten zu sehen. Ich erwartete, sie würden einander sogleich aufsuchen. Nichts weniger, als das. Es vergingen acht Tage, ehe sich Herr Lasalle entschloß, den Herrn Buzet zu besuchen, der mit seiner Tochter und Magd unweit der Stadt in einem kleinen Gartenhause am Fuße der Rebberge wohnte, das er gemiethet hatte. Herr Buzet erwiederte die Höflichkeit, und von da an kamen sie nicht wieder zusammen, wenn sie sich nicht von unge-

fähr auf einsamen Lustgängen oder dann und wann bei mir auf dem Zimmer trafen. Denn ich hatte das Glück, von beiden gesucht und als Freund behandelt zu werden.

Herr Buzet war ein alter, grämlicher Herr, der sich seit Jahr und Tag zu einer gewissen Regelmäßigkeit der Lebensweise gewöhnt hatte. Er ging mit Niemanden um, als mir; versäumte keine Messe, keine Predigt; trieb sich bei leidlichem Wetter in Wäldern und Feldern herum, Kräuter zu sammeln; im Winter ordnete und beschrieb er sie. Herr Lasalle hingegen gab sich sogleich mit Erlernung der deutschen Sprache ab; ich half ihm dazu durch mündlichen Unterricht, durch Leihung von Büchern; andere kaufte er sich selbst. Nach einem halben Jahre konnte er sich schon ziemlich gut ausdrücken, und mit Hilfe des Wörterbuchs las er nicht nur Zeitungen, sondern auch leichte deutsche Schriftsteller. Es mangelte im Städtchen ein französischer Sprachlehrer; verschiedene Bürger wünschten ihren Kindern französischen Unterricht, und Lasalle war sogleich bereit, ihn zu ertheilen. Er ging von Haus zu Haus; setzte für die Stunden, welche er gab, keinen Preis fest; nahm so viel oder wenig, als man ihm bot, und war durch seine Gefälligkeit allen Bürgern lieb. Man trug ihm sogar an der Stadtschule eine erledigte Lehrerstelle an, die er aber ausschlug, da er

sich noch immer mit naher Rückkehr in sein Vaterland schmeichelte.

Kam er zu mir, war gewöhnlich die Vergleichung französischer und deutscher Schriftsteller oder des Geistes beider Sprachen, Gegenstand der Unterhaltung. Er gewann Hochachtung für den Reichthum und die Kraft und die Gelenksamkeit unserer Muttersprache, und räumte mir darin sogar den Vorzug vor der seinigen ein, die nur durch Wohllaut allein und Einfalt und Gefälligkeit ihrer strengen Formen den Preis verdienen könne, und wie er sagte, durch ihre in sich abgeschlossene Vollendung.

„Ihre deutsche Sprache", sagte er, „ist noch keine reife Sprache; sie ist in sich selber noch ungewiß, unbestimmt, nicht fest geordnet. Sie schwankt noch in ihren Bedeutungen, wie in ihrer Rechtschreibung. Sie überladet sich mit Wörtern fremder Zungen, und baut bald ihre Redensarten nach lateinischer, bald nach französischer Art. Sie haben unter Ihren Schriftstellern vortreffliche Geister, die jedem andern Volke Ehre gemacht haben würden; aber diese Geister vergaßen das Wesentlichste für ihren eigenen Ruhm, eine reine deutsche Sprache zu bilden. Sie schrieben in einem wunderlichen Mischmasch von Wörtern, die eben so oft französisch, italienisch, lateinisch und

englisch, als deutsch sind. Ihre Göthe, Ihre Wielande, Ihre Schiller, Ihre Herder werden früh veralten mit der noch allzuwandelbaren Sprache, und nach hundert Jahren wird man sie wieder in ein anderes Deutsch übersetzen müssen. Sie gleichen schönen weiblichen Gestalten, die sich nicht geschmackvoll und einfach zu kleiden wußten, als sie sich malen liessen, sondern sich in bunter ungestalter Kleidertracht, mit abentheuerlich aufgethürmten Kopfputz den Urenkelinnen zum Spott darstellten. Alles was rein und sich selber gemäß ist, erregt bleibendes Wohlgefallen; und jede Sprache ist schön, wenn sie, ihrer Natur und Eigenthümlichkeit getreu, nur diese entfaltet, nicht fremden Putz. Die deutsche Sprache aber ist nicht schön, sondern krank; ihre Fülle ist keine strotzende Gesundheit, sondern offenbare Wassersucht. Hilf Himmel, wenn Rousseau, Voltaire, Diderot aus Schönthuerei oder Nachläßigkeit, deutsche, italienische und englische Wörter in ihre Schriften gemengt hätten, wer würde sie heut noch lesen mögen? Wer würde die herrlichen Geistesgebilde in dem bunten, geschmacklosen, queersinnigen Gewande lieben können? Ihre deutschen Schriftsteller, erhaben über dem gemeinen Volkshaufen, vergaßen ihre eigene Würde und liessen sich in der Sprache zum gemeinen Hau-

fen nieder, statt diesen zu sich zu erheben und ihn erst sprechen zu lehren."

Besuchte mich der alte Buzet, war statt der Sprachkunde das Treiben und Wesen der Völker und Fürsten der Inhalt unserer Gespräche. Buzet war ein treuer Anhänger seines königlichen Hauses, und hielt alle Thronen Europens, alle bürgerlichen Ordnungen verloren, wenn der Thron der Bourbonen in Frankreich nicht wieder hergestellt würde.

Traf es sich, daß auch Lasalle dazu kam, wenn wir mit einander kannegiesserten, schien Buzet in seinen Aeusserungen behutsamer zu sein. Lasalle äusserte sich selten, so lebhaft er sonst auch war, in Buzets Gegenwart mit voller Unbefangenheit über die französischen Geschäfte. Beide aber stimmten darin überein, daß der gegenwärtige unselige Zustand ihres Vaterlandes von keiner langen Dauer sein könne. Jeder hoffte das Beste.

An einem Maiabend waren beide im Zimmer bei mir, als die Zeitung kam. Ich las ihnen daraus das Bedeutendste; auch die Hinrichtung der unglücklichen Elisabeth von Bourbon, der Schwester des enthaupteten Königs Ludwig XVI.

Der alte Buzet erblaßte; Lasalle runzelte düster die Stirn.

„O die Satane!“ schrie Buzet endlich mit krampfhaft geballten, zum Himmel gereckten Fäusten: „Lebt denn noch ein Richter dort oben? Oder ist das Auge der Allwissenheit gegen die Gräuel dieser Welt geschlossen? Hingerichtet diese Heilige! Warum brechen nicht die Grundvesten des verruchten Bodens, daß Frankreich mit seinen blutbefleckten Städten in den Abgrund des Meeres stürze, und ein Volk, welches Alles, was seit Jahrtausenden heilig, schön, wahr, gut und gerecht war und ewig sein wird, mit teuflischer Verwegenheit schändet, mordet! Doch ich hoffe, die verbündeten Mächte werden mit gesegneten Waffen über die Leichname der Rasenden endlich ins Innerste Frankreichs eindringen, und dem Erdkreis und den Völkern aller kommenden Jahrhunderte in der Kohle und Asche von Paris eine schaurige Lehre schreiben!“

Lasalle nach seiner Gewohnheit schwieg. Ich suchte den Schmerz des Greises und seinen Zorn zu besänftigen, der an Gotteslästerung und Grausamkeit grenzte. Er fühlte seine Ungerechtigkeit, und bat wegen des Ungestüms um Verzeihung. „Sie haben Recht,“ sagte er, „es sind in Frankreich neben den Mördern noch viele tausend gute, unschuldige Menschen. Wenn sie nur einmal erst

zur Sprache kommen dürften! Durch sich selbst vermögen sie es nicht mehr. Die verbündeten europäischen Mächte müssen erst mit dem Schwert in der Faust die herrschende Mörderbande vertilgt und das Reich des Schreckens mit Schrecken geendet haben! Einmal geschieht es gewiß, aber wann?“

Ich bemerkte ihm, daß wenn Frankreich heut überwunden wäre, und morgen wieder ein Ludwig den Thron der Lilien besteigen könnte, ich den König nur beklagen müßte. Sein Herrschaft müßte von unruhiger und flüchtiger Dauer sein. Die Umwälzung des Staates schiene mir weniger durch einige mangelhafte Einrichtungen desselben, oder durch die Verwirrung seiner Haushaltung, oder durch die Last der Schulden, oder durch Treulosigkeit einiger Staatsdiener, als vielmehr durch gänzliche Veränderung der Begriffe und Vorstellungen des Volks entstanden zu sein. „Die in der Welt herrschenden Vorstellungen“, sagte ich, „sind die eigentlichen Grundlagen aller in der Welt bestehenden, großen und kleinen Anstalten. Vergeht die Meinung von ihrem Werth, so vergehen die alten Grundpfeiler ihres Bestandes. Wie die Begriffe des Menschen sich änderten, haben sich die Verfassungen, Sitten, Gewerbe, höhere und niedere Bedürfnisse, ja sogar die Glaubensgebäude der Völker zum Bessern oder Schlim-

mern geändert! Die Grundlagen des altköniglichen Staatsgebäudes waren längst morsch und gewichen, da genügten einzelne Zufälle, es zu erschüttern, daß es unaufhaltsam zusammenstürzen mußte. Jetzt irren unter den Trümmern die ehemaligen Bewohner mit ausgelassener Wuth; einer mißt die Schuld dem andern bei; einer mordet den andern."

Buzet sowohl als Lasalle vereinigten sich, mir Beifall zu geben; aber jeder aus entgegengesetzten Ursachen.

„Die Montesquieu's, die Voltaire's, die Rousseau's, die Malby's und all das gelehrte Gesindel mit seinem Geschrei von Volksrechten, von Aufklärung, von Freiheit und von Gott weiß was, ist an dem Unglück dieser Zeiten Ursache. Man machte erst die Priester lächerlich, um die Religion zu vernichten; man machte erst den alten Adel des Königreichs verächtlich, um nachher den Thron zerschlagen zu können. Verbrennt die ungeheuern Büchersammlungen, gebt dem Volke den Katechismus, dem Adel seinen Stammbaum, dem Priesterstand seine Würden und Klöster wieder, und ihr habt wieder feste Thronen und hundertjährige Friedensstille!"

„Erlauben Sie," sagte Lasalle, indem er sich an Herrn Buzet wandte, „mit dem Adel- und Priesterstand wäre es wegen des Stammbaums und

Ranges bald zu berichtigen, denn diese werden dergleichen angenehme Dinge nicht ausschlagen. Es ist nur zu bedauern, daß beide Stände der Personenzahl nach die kleinern in jedem Lande sind, und das Volk eigentlich das Volk ist. So lange jene beiden Stände das Uebergewicht der Einsichten und Kenntnisse hatten, waren sie naturgemäß die herrschenden. Nun aber der dritte Stand durch Einsichten den andern wenigstens gleich geworden, macht er ebenfalls Ansprüche. Daher das Unglück! Der Katechismus wäre dem Volke bald gemacht, wenn für den Katechismus nur eben so bald ein Volk gemacht werden könnte, wie es vor hundert und mehr Jahren war."

„Verbrennt die Bücher," rief Buzet, „schickt die Aufklärer, die Gelehrten, die Schriftsteller über's Meer nach Botany-Bay, und in zwei Menschenaltern ist Alles wieder im rechten Geleis!"

„Wohl möglich," versetzte Lasalle, „wenn sich alle Völker und Könige auf dem ganzen Erdboden zu Ihrem Vorschlag vereinigen würden. Aber doch wäre es damit noch nicht abgethan. Sie müßten jede Wissenschaft, sogar die Wappenkunde und Wasserbaukunst zu lehren verbieten. Denn würde nur eine einzige noch in Schulen getrieben: alle andern Erkenntnisse würden wieder daraus hervorwuchern, weil es nur eine einzige Wissenschaft gibt, und alles übrige nur Theil

der allgemeinen Aufklärung ist. Ja noch mehr, Sie müßten Todesstrafe auf jeden neuen Gedanken setzen. Denn eine einzige neue Wahrheit ändert die Gestalt der gesammten Menschheit. Daß Tubalkain erfand, das Eisen zu schmieden, ist die Ursache, daß wir heute Schiffsflotten halten, Kaffee trinken, Verse schreiben, Perüken tragen und den Lauf der Gestirne berechnen. Können wir also das Unmögliche nicht vollbringen, und die ewige Nothwendigkeit nicht abwehren; können wir nicht das menschliche Geschlecht versteinern, daß es bleibe, wie es jetzt steht: so müssen wir wohl der ewigen Nothwendigkeit ein wenig nachgeben; so müssen wir wohl die Verfassungen, Anstalten und Stiftungen der Väter nach den erweiterten Bedürfnissen und Begriffen der Nachkommen abändern. Das Kleid, welches dem Kinde angemessen worden war, kann der Jüngling und Mann nicht tragen. Er ist ihm entwachsen. Er wird es sprengen, weil es ihm zu eng geworden, und nackt da stehen, ohne Gewand (nämlich ohne Gesetz, Verfassung und Kirche), weil ihr ihm das Gewand nicht nach dem Leibe zurichtetet, sondern den Leib nach dem Kleide zusammenpressen wolltet."

So sprach Lasalle.

Der alte Buzet — ich sah es ihm an, wie roth und ärgerlich er ward, noch während Lasalle sprach — rückte auf seinem Stuhl her und hin,

sprang endlich heftig auf, suchte Stock und Hut, und brummte: „Nichts, als Jakobinerei! Gehorsamster Diener!“ Damit ging er jählings zur Thür hinaus.

„Da sehen Sie das große, unvertilgbare Unheil!“ sagte Lasalle zu mir: „Diese Menschen, mit ihren eingerosteten Vorurtheilen, sind nicht zu belehren; und deren gibt es noch viele. Darum wird Frankreich auch nicht so bald zur Ruhe gelangen. Mein Vaterland wird noch lange den Frieden der Welt stören. Jetzt sind alle Leidenschaften in gräßlicher Entzügelung. Aber auch wenn nach dem Rausche die Ermattung, nach der Ueberspannung die Erschlaffung folgt, wird der Friede nicht folgen. Verlassen Sie sich darauf. Auch wenn Frankreich wieder einen König hat, wird kein Friede folgen; und einen König muß es haben, denn zu einem Freistaat ist es, nicht etwa an Umfang zu groß, sondern an Tugend und Sitteneinfalt zu arm.“

„Aber in Gottes Namen,“ rief ich, „wann soll es denn Frieden geben?“

„Sobald sich die fortgeschrittene Volksbildung mit den äussern Verfassungen und Formen verglichen haben wird!“ erwiederte Lasalle. „Können wir wollen, daß die Staatseinrichtungen und bürgerlichen Verhältnisse bei den Völkern ewig die gleichen bleiben, da doch seit Stiftung des

christlichen Glaubens die Kirche nicht einmal ihre ursprüngliche Gestalt bewahren konnte? Wie die Völker mit der Völkerwanderung verwilderten, kam auch Verwilderung in die Kirche. Als es bei den Völkern heller ward, entstand die Kirchenspaltung. Da fiel die Hälfte Europens vom Papste ab, und die andere Hälfte, welche ihm treu blieb, hat jetzt kaum noch die Hälfte Mitglieder, die an das glauben, was die Kirche lehrt. Aber sie finden es bequemer, keinen Krieg deswegen anzufangen. Wollte man aber wieder Scheiterhaufen und Kerker für Katholiken bauen, die nicht blindlings glauben, was die Kirche lehrt, so würden wieder blutige Empörungen und Glaubenskriege eintreten, wie ehemals. Und wie vorzeiten in Glaubenshinsicht, ist gegenwärtig in bürgerlicher Hinsicht der Kampf zwischen Licht und Finsterniß, Wahrheit und Vorurtheil, Gleichheit und Vorrecht, Kindern und Stiefkindern des Staats begonnen. Dieser Kampf wird sich, wie der kirchliche, der Reihe nach, von Volk zu Volk machen.“

Seit diesem Abend besuchte mich der alte Buzet einige Wochen lang nicht wieder; Lasalle hingegen fleißiger. So mächtig ist der Parteihaß, daß er dem Unglücklichen selbst ins Elend folgt. Und warum haßten sich diese, welche beide ihr

Vaterland mit gleicher Inbrunst liebten, und beide von demselben ausgestoßen in der Fremde lebten, arm und verlassen, während sie in Frankreich im Schoos des Ueberflusses gewohnt hatten!

Lasalle aber hatte noch andere Gründe, mich fleißiger zu besuchen. Er war durch sein allzuempfindliches Herz unglücklich geworden. Auf einem Spaziergange an den Weinbergen begegneten wir einem jungen Frauenzimmer, begleitet von einer alten Magd. Schon als Lasalle die Jungfrau in der Ferne sah, verstummte er im Gespräch, und ich bemerkte an ihm eine sonderbare Unruhe. Als sie näher kam, erkannte ich in ihr die Tochter des Herrn Buzet. Auch sie schien verlegen. Ich redete sie an. Sie war nicht mehr wie sonst gesprächig, sondern ungemein einsilbig, und entfärbte sich einigemale im Gesicht, besonders als ich ihr den jungen Lasalle als ihren Landsmann vorstellte. Sie schien kaum den Muth zu haben, ihn anzublicken, und eine hohe Röthe überflog ihre Wangen, da Lasalle ihr einige unzusammenhängende Worte stammelte.

„Aber wer ist sie denn, um Gotteswillen?“ fragte mich Lasalle, als wir von ihr gegangen waren. Ich sagte ihm, was ich wußte: sie heiße Julie, sei Buzets Tochter, lebe äusserst eingezogen und von allem Umgange entfernt. Und nun erfuhr ich, daß er sie schon seit einigen Monaten

zuweilen in der Kirche gesehen, aber für eine vornehmere Bürgerstochter aus der Stadt gehalten habe; daß er von ihrer Schönheit gerührt worden sei; daß er sie liebe und anbete, aber in seinen elenden Verhältnissen, ohne Hoffnung der Gegenliebe, auch nicht den leisesten Versuch gemacht habe, sich ihr zu nähern. Seine Leidenschaft habe er bis dahin bekämpft und besiegt; aber — er verberge nicht, daß er um seine innere Ruhe wieder zu finden, schon entschlossen gewesen sei, diese Gegend und die Nähe der gefährlichen Unbekannten zu meiden.

Ich bewunderte dies Zartgefühl des Jünglings, zumal des Franzosen, und sagte: nun er wisse, es sei seine Landsmännin, dürfe er sich ihr wohl um so kühner nähern; doch müsse er zuvor mit dem Vater Frieden schliessen. Er ward nachdenkend, seufzte und sagte: „Ich bin unglücklich! Wozu diese Liebe, diese hoffnungslose Leidenschaft? Und könnte ich Unwürdiger sogar hoffen, daß ich dieser Liebenswürdigen jemals einige Theilnahme an meinem Schicksal einflößen könnte — ich würde darum nicht glücklicher sein.“

„Sie sind doch nicht mit Hand und Herz schon versagt?“ fragte ich.

„Keineswegs. Julie ist das erste weibliche Geschöpf, welches in mir den Wunsch erregt, Hand und Herz wegzugeben. Aber es darf nicht

sein. Fragen Sie mich nicht, warum. Ich bete Julien an; ich werde sie zeitlebens nicht vergessen; aber — ich werde sie nicht besuchen, und kann mich nichts beruhigen — fliehe ich diese Gegend.“

Ich drang nicht weiter in ihn. Aber aus der Flucht ward nichts. Einige Tage später kam Lasalle zu mir, da ich eben einen Zettel von Juliens Hand erhalten hatte, worin sie mich bat, ihren Vater zu besuchen, der sehr krank geworden. Sie bat um einen Arzt, und wiewohl sie jetzt denselben zu bezahlen ausser Stand wären, würde es eine heilige Schuld sein, die gewiß über kurz oder lang mit Zins getilgt werden sollte. Ich gab Lasallen das Briefchen zu lesen. Er schwieg, ward todtenblaß, dann entfernte er sich schnell. Meine Geschäfte hinderten mich, selbst sogleich Herrn Buzet zu besuchen. Ich schickte ihm inzwischen einen Arzt, der wieder zurückkam, weil schon ein anderer vor ihm dahin berufen worden war. — Als ich zum kranken Buzet kam, erfuhr ich, daß Lasalle mit einem Arzt bei ihm gewesen. Buzet schien es ungern gehabt zu haben; doch mußte er sich aus Noth in die Güte seines Landsmanns ergeben. Ich erfuhr nachher Alles und auch den weitern Erfolg der Dinge aus Lasalle's Munde.

Lasalle hatte geradezu dem kranken Buzet gesagt, daß er Juliens Brief bei mir gesehen, daß er den Arzt gerufen habe, und sich schmeichle, Buzet werde lieber die Hilfe von seinem Landsmann, als von einem Fremden annehmen. — Julie war zum Glück bei dieser Erklärung nicht gegenwärtig; denn Buzet zeigte sich ungehalten, daß Julie geschrieben. Er hatte nicht darum gewußt. Inzwischen schien Buzet doch für Lasalle's Aufmerksamkeit empfindlich, auch mit einiger Zufriedenheit dessen Entschuldigungen wegen des obenerwähnten Wortwechsels anzuhören. Julie kam nachher und bekannte erröthend ihre Schuld, ohne ihres Vaters Vorwissen geschrieben zu haben. „Aber, lieber Vater," setzte sie hinzu, „verzeihen Sie es meiner Angst und Liebe für Sie."

Der Arzt erklärte die Krankheit für ein gallichtes Faulfieber, und bat die größte Sorgfalt für den Leidenden zu tragen. Er verschrieb die nöthigen Arzeneien. Beim Abschiede sagte Lasalle zu Buzet: „Sie sind ernstlich krank; doch versichert der Arzt, bei gehöriger Pflege würden Sie in wenigen Wochen hergestellt sein. Wir sind beide Unglücksgefährten und Fremdlinge auf diesem Boden, aber Kinder des gleichen Vaterlandes. Erlauben Sie mir denn, daß ich mich meiner Pflicht gegen Sie entledigen, und Sie in jeder Stunde, die ich von meinen Geschäften erübrigen kann, ab-

warten dürfe. Sie haben männlicher Hilfe vonnöthen. Ihre Tochter mit der betagten Dienerin würden ohne Beistand zu Grunde gehen, und Sie selber dabei leiden.“ Der Kranke drückte dem jungen Mann für sein Anerbieten die Hand, ohne ein Wort hinzuzufügen. Julie sagte ihm eben so wenig etwas Verbindliches, konnte es vielleicht auch nicht, denn sie saß im Winkel und weinte mit verhülltem Gesicht.

Als Lasalle fortging und ihn Julie vor die Thür begleitete, sagte er zu ihr: „Fräulein, ich habe aus Ihrem Briefe gesehen, Ihr Vater leidet Mangel. Ich habe noch Ueberfluß. Der Herr Kaplan selbst hat eine geringe Pfründe. Mir können Sie einst vielleicht in Frankreich die kleine Schuld eher wieder erstatten. Verschmähen Sie das Wenige nicht, was ich Ihnen in dieser betrübten Lage anzubieten habe. Ich denke an keine Wiederbezahlung. Ich bin schon allzuglücklich, wenn Sie nur erlauben, daß ich mit Ihnen meinen geringen Reichthum theilen darf.“ Mehr konnte er nicht sagen. Er war zu bewegt. Er sank auf seine Kniee, und legte in Juliens Hand, die er küßte, eine Rolle Geld, die Frucht seiner mühsamen Arbeiten und Ersparnisse. Sie weinte laut, und er verließ sie.

Folgendes Tages schon nahm Lasalle einige Unterrichtsstunden mehr an, die er vorher abge-

lehnt hatte. Nur um der Familie Buzet kräftiger helfen zu können, arbeitete er fast über Vermögen, und brach sich manche kleine Bequemlichkeiten und Genüsse ab, die er sich vorher aus seinem Verdienst erlaubt hatte. Aber Niemand war auch glücklicher, als der junge Mann, der seiner Geliebten nun täglich nahe sein, und was er für seine Arbeit gewann, ihr überreichen konnte. Eine Nacht um die andere wachte er an Buzets Krankenlager, denn dieser kam bald dem Tode nahe; und in der That, ohne Lasalle's Anstrengungen, die seiner eigenen Gesundheit Gefahr drohte, dürfte er schwerlich so bald wieder genesen sein. So lange Buzets Rettung zweifelhaft war, so lange schien seine schöne Tochter für alles Andere unempfindlich zu sein. Sie hörte mit Gleichgültigkeit, was man zu ihrer Beruhigung sagen mochte, und nahm mit Gleichgültigkeit, was Lasalle in die kleine Haushaltung brachte.

Erst als der Arzt das zuversichtliche Trostwort aussprach: jetzt ist die Gefahr vorüber! erst als Buzets Krankheit sichtbar abnahm, seine Fieber sich minderten, und er mit den Umstehenden wieder in Verbindung trat, ward Julie gleichsam ihrem eigenen Bewußtsein wieder gegeben. Sie blühte von neuem auf; sie empfing Lasallen, so oft er kam, mit einer lohnenden Zutraulichkeit; sie erzählte ihm von dem Befinden ihres Vaters

während seiner Abwesenheit; sie bereitete und brachte ihm, wenn er am Krankenbette eine Nacht gewacht hatte, das Frühstück selbst; machte ihm freundliche Vorwürfe, wenn er länger, als er versprochen hatte, ausgeblieben war; sie wußte ihm ihre Dankbarkeit mit hundert kleinen Gefälligkeiten zu bezeugen. Lasalle war von so vieler Liebenswürdigkeit im eigentlichen Sinne des Wortes bezaubert. Er dachte, er sah nichts mehr, als Julien. Alles war sie ihm. Aber auch er schien ihr Alles zu sein. Ihre Aufmerksamkeiten waren nur zwischen ihrem Vater und ihm getheilt. Für ihn sammelte sie Blumen; für ihn bereitete sie eigenhändig in der Küche kleine Näschereien, von denen sie wußte, daß er sie liebe; für ihn legte sie die Bänder, den Hut, ihren einfachen Schmuck so an, wie er es gern sah. Sie war unerschöpflich in Erfindungen, ihm ihre Erkenntlichkeit zu bezeugen.

Demungeachtet wußte der ehrliche Lasalle nie recht, woran er mit Julien war. Ob sie ihn liebe oder ihm nur mit Dankbarkeit ergeben sei? das war schwer auszumachen. Denn bei der Innigkeit, mit der ihn das Fräulein jedesmal empfing, wenn er kam, oder entließ, wenn er seinen Geschäften nachging, war doch etwas Wunderfremdes zwischen ihm und ihr, das nie aufhörte. Und bei aller Zutraulichkeit, mit der sie ihn behandelte, hatte sie doch so etwas Hohes gegen ihn,

als wenn sie sich nur aus Leutseligkeit ein wenig gegen ihn herabkiesse. Lasalle wußte aber noch viel weniger, wie er mit sich selber daran war. Einen Tag sagte er mit tiefem Schmerz: „Sie liebt mich! Wehe mir! Ich muß fort von ihr!“ Den andern Tag seufzte er: „Sie liebt mich nicht. Es ist nur bloße, höfliche Dankbarkeit!“ Den dritten Tag jubelte er wieder: „Nein, ich bin der seligste Mensch! Ich bin der Herrlichsten ihres Geschlechts nicht gleichgültig!“ So lebte er bald heiß, bald kalt, im beständigen Fieber.

Wenn ich bei Buzet war und die beiden Leutchen in ihrem Wesen beobachtete — ich gestehe, mir war zuweilen schaurig dabei. Da standen sie, er dort, sie hier, wie stilllodernde Flammen einander gegenüber. Und was sie thaten, es mochte noch so unbedeutend sein, es war allezeit bedeutsam, ohne daß sie es wollten oder wußten. Ich ward wirklich recht froh, geistlichen Standes und folglich vor dem Wahnsinn der Liebe geborgen zu sein. Mein schwarzer Rock machte mich gegen die leidenschaftlichste der Leidenschaften kugelfest, und — wohl mir, daß ich es glaubte!

Viertelstunden lang konnten sie, ohne eine Silbe zu sprechen, einander gegenüber stehen und sich mit brennenden Blicken anschauen, wie Träu-

mende. Was ihre Hand berührt hatte, das Fenster, den Sessel, den Tisch, das Blumengeschirr: davon ward nachher seine Hand, wie von einem Magnet, angezogen. Und ging er fort, so warf sie sich gewiß träumend auf den Stuhl, auf welchem er zuletzt gesessen war. Kritzelte er in Gedanken etwas mit seinem Stock im Staube, oder mit einem Reißblei oder einem Messer, so war es gewiß der Name Julie. Und gab er ihr eine Blume, ich konnte mich darauf verlassen, sie trug dieselbe noch den zweiten und dritten Tag, so welk sie auch seyn mochte.

Er erzählte mir Alles, was sie mit ihm gesprochen; gewöhnlich waren es die gleichgültigsten Sachen von der Welt. Aber er erzählte mit einem Feuer, mit einer Wichtigkeit, als wäre jedes Wörtchen von ihr eine Offenbarung überirdischer Dinge. Hingegen durfte ich mich nicht unterstehen, ihm von der Möglichkeit zu reden, daß Julie einst die Seinige werden könnte. Als ich es das erstemal in meiner Gutmüthigkeit that, bat er mich mit erschrecklichem Ernst, ihm das nie wieder zu sagen. Und da mir an einem andern Tage wieder eine ähnliche Aeusserung entschlüpfte, ward er bleich wie ein Todter, verließ mich und vermied mich zwei Wochen lang. Ich mußte ihn aufsuchen und wieder versöhnen.

Nicht besser ging es mir bei Julien. Ich nahm mir einmal die Freiheit, da sie von Lasalle mit großer Lebhaftigkeit sprach, sie ein wenig zu n·k-ken, und das Wort Liebe, aber doch nur scherzweise, fallen zu lassen. Ihre Gesichtszüge verwandelten sich plötzlich. Sie sah mich mit einem so stechenden Blick voller Verachtung an, daß mir in der That vor Schrecken Stock und Hut aus der Hand fielen.

Seitdem nahm ich mich wohl in Acht, mich in das Spiel der wunderlichen Leute zu mischen. Aber sie mischten mich bald selbst hinein. Und ich hatte doch mit meinen gesunden Augen richtig gesehen. Sie liebten sich beide. Ja, wie ich nachher erfuhr, hatte Julie den armen Lasalle schon früher geliebt, als er sie gekannt. Beinahe ein Jahr lang hatte sich ihr Geist nur immer mit ihm beschäftigt; ihr Festtag war's, ihn einmal in der Kirche zu sehen (da hatte sie ihn auch kennen gelernt); aber fest und stolz hatte sie sich dem Liebling ihrer Gedanken verborgen gehalten. Immer kam sie dicht verschleiert zur Kirche, bis — der Schleier einmal am Kaminfeuer verunglückte. Einen neuen zu kaufen, war sie zu arm. So erblickte Lasalle sie.

Der alte Buzet ward in kurzer Zeit wiederhergestellt. Der Arzt machte sein Meisterstück an

ihm. Jetzt, armer Lasalle, dachte ich, ist es mit deinem Himmel auf Erden am Ende. Der Alte wird sich wie ein dürrer Winter zwischen die beiden blühenden Frühlinge stellen!

Mit nichten. Es ward nur ärger. Arm in Arm gingen die jungen Leute einsam unter den hohen Ulmen am Weinberg, oder längs dem Bach unter den hangenden Weiden. Der Alte schien nichts zu sehen und zu hören. Aber das ganze Städtchen sah es. Denn Lasalle führte Julien oft keck durch das Städtchen, zeigte ihr das wenige Sehenswerthe, was sich bei uns befindet, und bekümmerte sich nicht viel um die Köpfe, welche ans Fenster flogen, wenn er mit Buzets Tochter vorüber ging.

Ich muß gestehen, diese Kleinstädterei war nie verzeihlicher, als diesmal. Ein schöneres Paar gibt es nicht leicht. Lasalle allein und für sich, oder Julie einzeln, waren von andern hübschen Menschenkindern nicht verschieden. Gingen sie aber beisammen, kam er mir immer wie ein verkleideter Halbgott, sie wie eine Königin vor; wiewohl ich gestehe, noch keinen Halbgott oder auch nur eine Königin gesehen zu haben. Dergleichen besuchen unser Städtchen selten.

Dennoch waren Buzet und Lasalle nicht bessere Freunde geworden, als sie vordem gewesen. Lasalle war höflich und aufmerksam gegen den Alten,

und der Alte kalt und mürrisch gegen ihn. Daß er den jungen Leuten demungeachtet so vertrauten Umgang gestattete, war mir lange räthselhaft. Aber ich kam einmal dazu, als er im lebhaften Gespräch mit seiner Tochter war. Sie saßen hinter dem Gartenhause am Brunnen, ohne mich zu sehen; und ich hörte deutlich, wie Julie in dem ihr ganz eigenen hohen Ton sagte: „Mein Vater, Sie belieben sich nicht in diese Sache zu mischen! Ich weiß, was ich mir selber schuldig bin!" — Eine solche Sprache von der sanften Julie war mir auffallend; noch auffallender, daß Herr Buzet keine Silbe darauf erwiederte. Es ist bei den Franzosen, dachte ich, andere Hausordnung, als bei uns zu Lande.

Die ganze Geschichte zog mich sehr an, um so weniger ich davon begriff; und es that mir wirklich leid, als Alles auf eine eben so wunderliche Weise endete, als es begonnen und gesponnen war.

Ungefähr ein halbes Jahr nach Buzets Genesung kam Lasalle eines Abends zu mir aufs Zimmer, und sprach von Dem und Diesem mit mir; gerieth endlich zufällig auf den Wunsch, eine kleine Lustwanderung zu Fuß von acht oder vierzehn Tagen zu machen, um sich eine Zerstreuung zu geben, und der Einfall ward eben so schnell zum Entschlusse. Den folgenden Morgen zeigte

er seinen Schülern und Schülerinnen an, daß er die Unterrichtsstunden eine oder zwei Wochen aussetzen wolle; nahm noch bei Herrn Buzet und mir freundlichen Abschied und ging. Ich gab ihm noch Aufträge, für mich in einer großen Buchhandlung gewissen Werken nachzufragen.

Er war schon über eine Woche fort, als Herr Buzet zu mir kam, und mir meldete, er habe sich entschlossen, dem Rhein näher zu gehen. Robespierre's verruchtes Haupt war längst gefallen, sein ganzer Anhang vernichtet, und für die Ausgewanderten Hoffnung baldiger Rückkehr. Buzet versicherte mich, daß die königliche Partei unter dem Namen der Gemäßigten in wenigen Wochen die Oberhand zu Paris haben und die Fahne der Lilien in Kurzem überall aufpflanzen werde.

Ich wünschte ihm Glück von Herzen. „Aber Herr Lasalle wird bedauern, Sie bei seiner Rückkehr nicht mehr zu finden!“ sagte ich. Buzet erwiederte ganz gleichgültig: „Er wird uns folgen.“

„Aber der arme Lasalle!“ sagte ich zu Julien, da ich von ihr Abschied nahm. Sie ward roth; wandte sich von mir, setzte sich zum Tisch, schrieb einige Zeilen, versiegelte sie, und sagte: „Ich bitte Sie, wenn er zurückkommt, ihm dieses Briefchen zu geben, und ihm in meinem Namen viel Schönes zu sagen. Es thut mir leid, daß er eben jetzt auf den Gedanken kam, zu reisen.

Mein Vater will seine Wiederkunft nicht abwarten. Unsere Abreise ist aber in der That unaufschieblich."

Ich nahm den Brief; wunderte mich über diese Ruhe. „O Weiber! Weiber!" dachte ich; „o französischer Leichtsinn!"

Es war mir, als wäre die halbe Stadt ausgewandert, da mir meine französischen Freunde fehlten, an deren Umgang ich seit manchem Jahr gewöhnt war. Ich sehnte mich recht herzlich nach Lasalle's Rückkunft. Nun erst empfand ich, wie lieb und unentbehrlich er mir geworden. Aber ich zitterte schon zum Voraus vor dem Augenblick, da ich dem lieben, jungen, heftigen Mann Juliens Brief übergeben und ihre Abreise verkünden sollte.

Es vergingen nicht vier Tage seit Buzets Abreise, empfing ich einen dicken Brief. Er war von Lasalle; eingeschlossen lag darin ein anderer Brief an Mademoiselle Julie Buzet. Was er mir schrieb, will ich hier von Anfang zu Ende hersetzen. Er lautete zu meiner nicht geringen Verwunderung also:

„Wir werden uns einander nicht wiedersehen, mein lieber Kapellan; aber die angenehmen Tage, welche ich während meiner Verbannung vom Vaterlande in Ihrer Gesellschaft verlebte, werden

mir unvergeßlich bleiben. Nehmen Sie für so viel Güte, die Sie mir erwiesen, einstweilen meinen wärmsten Dank in diesen Worten. Vielleicht bin ich bald im Stande, Ihnen thätigere Zeugnisse meiner aufrichtigen Erkenntlichkeit zu geben. — Das Wenige, was auf meinem Zimmer ist, verkaufen Sie. Das dafür gelösete Geld, wie einliegenden Brief, geben Sie an die liebenswürdige Julie. Den Aeltern meiner Schüler und Schülerinnen sagen Sie, daß ich bedaure, den angefangenen Unterricht nicht vollenden zu können.

„Beurtheilen Sie mich nicht falsch, lieber Kapellan: halten Sie mich nicht für undankbar oder leichtsinnig, daß ich so trocken von Ihnen schied. Es geschah mit zerrissenem, blutendem Herzen; denn schon damals nahm ich mir vor, nicht wieder zu kommen. Ich war unglücklich, denn Julie liebte mich; ich bin unglücklich, denn ich werde nur sie lieben bis zum letzten meiner Odemzüge. Am Morgen des nämlichen Tages, da ich Ihnen Abends meinen Entschluß zum Reisen mittheilte, fiel mein Loos. Ich mußte mich von der Göttlichen trennen, die ich nicht unglücklich machen wollte, und die ich anbete.

„Als ich an jenem Morgen in das theure Häuschen am Weinberg trat, fand ich Julien allein. Sie saß und schrieb mit verweinten Augen. Sobald sie mich erblickte, kam sie mir lächelnd

mit ihrer gewöhnlichen, bezaubernden Anmuth entgegen. Sie war mir nie schöner erschienen, als in dieser unter einem zärtlichen Lächeln verläugneten Schwermuth.

„Sie schien geflissentlich Alles hervorzusuchen, sich zu zerstreuen, und meine Aufmerksamkeit von ihrem Schmerz hinwegzuleiten. Nachdem sie ihre Papiere eingeschlossen, gab sie mir den Arm und sagte: Machen wir einen Spaziergang.

„Wir gingen unter den Ulmen in heitern Gesprächen über die Schönheit des Morgens den Hügel hinauf zum Birkenwäldchen, droben, von wo man die weite Aussicht über die reiche Landschaft hat. Unterwegs pflückten wir alle Blumen, die sich uns darboten. Es kam darauf an, wer von uns am glücklichsten sein würde, die meisten verschiedenartigen zu finden. Wer die meisten findet, sagte ich, wird auch, sollten wir einmal getrennt werden, des Andern in der Abwesenheit am längsten gedenken. So füllte sich ihr ganzes Körbchen. Ich hatte das meiste Glück. „Und den meisten Aberglauben!“ sagte sie.

„Unter dem hohen Eichbaum, den auf dem Hügel ein Kranz von jungen Birken umgibt, setzte sie sich im Schatten nieder. Sie war vom Steigen müde. Ihre Wangen glühten wie Morgenroth. O wäre ich ein Maler gewesen! aber wer könnte das Unaussprechliche schildern? Ich

war im Anschauen versunken. So viel Hoheit, so viel Unschuld, soviel Majestät! — Sie kennen Julien. Unsere Gespräche streiften in gemessenen Entfernungen um das, was wir empfanden. Wie sehr ich sie liebe, hatte ich ihr nie gestanden. Ich hatte es mir geschworen, ihr es nie zu entdecken. Aber nie war ich in größerer Versuchung als jetzt, wo sie da saß, und die Blumen aus ihrem Körbchen spielend zu einem Kranz wand. Sie zog ein grünes, schmales Seidenband von ihrem Strohhut, wand es um den Kranz, um ihm mehr Festigkeit zu geben, und sah mir dann schalkhaft in die Augen, und fragte: „Für wen ist dieser Kranz?“

„„Für diesen schönen Engelskopf!“ sagte ich, und nahm ihr den Hut.

„„Ich wette,“ versetzte Julie, „Sie denken sich unter dem Kopf des Engels mit vieler Eigenliebe wohl einen andern als den meinigen. Aber Sie spitzen vergebens darauf, mein Herr.“

„„Nein, schöne Julie, ich könnte Ihnen den Beweis geben, wie wenig Eigenliebe ich habe.“

„„Wahrlich?“ sagte sie und stand auf und sah mir mit ungläubigem Lächeln in die Augen: „O gehen Sie, Lasalle, und spielen Sie hier nicht den Lügner. Haben Sie sich nie eingebildet, meine Eroberung gemacht zu haben? Haben Sie

nicht vielleicht davon schon ein wenig bei unserm guten Kapellan geprahlt?“

„Ich fühlte, daß ich mich bei diesen Worten verfärbte; aber doch behielt ich Fassung genug, ihr zu antworten: „Nein, Fräulein. Ich habe nie glauben können, Ihre Aufmerksamkeit in einem höhern Grad zu verdienen, als jeder andere Freund und Gesellschafter. Auch habe ich nie andere Ansprüche gemacht; werde auch nie andere Ansprüche wagen.“

„„Und siehe da, der Herr wird roth!“ rief sie halb schelmisch, halb ernst: „Aber Sie haben wohlgethan. Ihre Bescheidenheit macht Sie mir noch werthvoller Aendern Sie nie Ihren Sinn, sonst würden wir uns vor der Zeit trennen müssen.“

„„Ich wiederhole es,“ sagte ich fester, „ich wage nie Ansprüche auf Sie; ich darf es nicht. Deuten Sie mein Erröthen nicht als ein entgegengesetztes Geständniß. Und wenn ichs auch nicht verhehlen könnte, daß ich — Sie wollen, ich soll nicht lügen! — daß ich Sie anbete, Julie, dennoch bleibe ich meinem Wort treu, meine Liebe ist ohne Ansprüche. Und wer könnte Ihnen nahe sein, ohne Sie zu lieben?“

„Sie senkte ihren Blick zur Erde, indem ich sprach, und eine liebliche Schamröthe umfloß ihr Antlitz. Sie schwieg. Ich zitterte, und fürchtete

sie durch meine Kühnheit beleidigt zu haben. Lange standen wir einander sprachlos gegenüber.

„„Zürnen Sie mir nicht, theure Julie!“ sagte ich endlich mit ungewisser Stimme.

„„Ihr Edelsinn, Lasalle, ist meiner Offenherzigkeit würdig!“ sagte sie. „Wir gehören einander nicht. Das Schicksal ist wider uns. Aber das sollen Sie wissen: ich liebe Sie. Und dies Wort sei Ihnen genug, wenn es zu Ihrer Lebensfreude beitragen kann. Aber dieses Wort wird nichts in unsern gegenseitigen Verhältnissen ändern, ewig nichts. Dies ist unwiderruflich!“ — Alles das sprach Julie mit niedergeschlagenen Augen. Dann erst sah sie mich schüchtern an; hob ihre Hände und legte mir den Blumenkranz, nachdem sie ihn vorher geküßt hatte, ihre Thränen benetzten die Blumen, schweigend auf den Scheitel.

„Und indem sie so vor mir dastand mit den aufgestreckten Armen, schwand mir alle Besinnung. Meiner selber nicht mächtig, r ß ich sie an mein Herz, und meine Lippen schlossen sich an die ihrigen. Es war der größte Augenblick meines Lebens; der Wendepunkt meines Glücks. Ach! auch nur ein Augenblick war es! Sie wand sich los, reichte mir die Hand, und sagte: „Kommen Sie, mein Freund!“ Wir gingen vom Hügel wieder an den Weinbergen hinab, träumend, trunken,

schweigend. Ja, ich würde es für Traum gehalten haben, hätte ich nicht den Kranz als Zeugen der Vergangenheit in meiner Hand getragen.

„Juliens Vater kam uns unter den Ulmen entgegen. Er suchte Pflanzen. „Mein lieber Lasalle," sagte Julie, „Sie fühlen selber, daß uns in Zukunft eine solche furchtbare Einsamkeit weder wohlthätig noch anständig sein kann. Wir werden sie beide von nun an meiden." Sobald Doktor Buzet zu uns trat, verloren wir uns in allgemeinen Gesprächen. Als ich zur Stadt zurückging, schwor ich, Julien und diese schöne Gegend auf immer zu verlassen. Meine Verhältnisse untersagen mir, Julien meine Hand zu bieten. Aus ihren Reden mußte ich schliessen, daß auch sie schon von ihrem Vater einem Andern bestimmt ist. Desto besser. Aber ich mußte mich von der Göttlichen trennen, um nicht unglücklicher zu werden, als ich war, als ich bin.

„Leben Sie wohl. Morgen reise ich von hier ab. Ich hoffe, mein Vaterland bald wieder zu betreten. Die Blutmenschen sind gestürzt. Sagen Sie Julien nichts vom Inhalt meines Briefes, bis sie selbst Sie zu ihrem Vertrauten macht. Dann sagen Sie ihr, daß ich sie bis in den Tod lieben, meine Hand nie einem andern Weibe geben werde, weil ich so unglücklich bin, auf die ihrige Ver-

zicht thun zu müssen. Erinnern Sie sich zuweilen Ihres Freundes

Lasalle."

Hamburg, 10. April 1795.

Ich legte den Brief an Julien, den er mir geschickt, zu demjenigen, welchen sie ihm geschrieben hatte. Denn wohin sollte ich beide senden?

Die ganze Geschichte war mir sehr abentheuerlich. Die Leutchen liebten sich und flohen einander. Ich machte mir viel Kopfbrechens. Ich konnte mich des Verdachtes nicht erwehren, Lasalle müsse einer von den aus Frankreich geflüchteten eidscheuen Priestern sein. Anders konnte ich mir seine entschlossene Abneigung gegen eine Vermählung mit der Tochter des Arztes nicht erklären. Er hatte wirklich auch viele gelehrte, und, so sehr er es auch verhehlen mochte, selbst theologische Kenntnisse, und dabei ganz das Wesen eines feinen, französischen Abbé. Ob nun Julie eine entsprungene Nonne sein mochte, war schwerer auszumitteln. Nur schien sie mir für eine Zellenbewohnerin viel zu viel Welt- und Lebensart zu haben. Aber wer weiß, wie es in französischen Klöstern zuging! — Ich ließ es dahin gestellt sein.

Ich ging im Städtchen wie eine verlassene Waise herum. Jedermann sah mir's an, daß ich

Verlornes suchte. Wenn ich in den ersten Tagen das kleine Gartenhaus am Rebberg sah, traten mir immer ein paar Thränen in die Augen. Mich tröstete nur die Hoffnung, von meinen Freunden Briefe zu erhalten. Ein guter Anfang schien sich dazu zu machen. Denn ich empfing nach einigen Wochen abermals einen dicken Brief. Er war von Julien, aber das Wenigste davon gehörte mir. Es war ein Brief an Lasalle, worin zehn Louisd'or in Gold eingelegt waren, wie der Umschlag mit der Zuschrift an mich besagte. Auf der innern Seite des Umschlages standen von Juliens Hand nur folgende Zeilen für mich:

Mein Herr Kaplan!

Sie werden gebeten, inliegenden Brief mit Beförderung an Herrn Lasalle abzugeben, oder ihm denselben nachzusenden, wo er sich auch befinden mag. Reden Sie ihm zu, den Versuch zu machen, nach Frankreich zurückzukehren. Das inliegende, wenige Geld — mehr konnte ich in unsern Umständen nicht erübrigen — ist ihm vielleicht zur Reise nützlich und ein geringer Abtrag an der großen Schuld, in welche wir durch unsere ehemalige Dürftigkeit und durch die Großmuth des edeln und liebenswürdigen Mannes gerathen sind.

Dero gehorsame Dienerin
Julie Buzet.

Basel, 22. Mai 1795.

Ich legte traurig den goldschweren Brief zu den übrigen, und freute mich mit wehmüthiger Freude, noch die Mittelsperson dieser vortrefflichen Menschen zu sein. Es war recht gut, daß ich um dieselbe Zeit zum Pfarrer der Stadt ernannt ward. Der neue größere Geschäftskreis und die Einrichtung in meinem angenehmen Pfrundhause, das ich bezog, gaben mir Zerstreuung. Ich konnte nun meinem Hange zu den Wissenschaften durch Ankauf von Büchern und Werkzeugen zur Naturkunde eher Genüge thun, was mir vormals die äusserst dürftigen Einkünfte der Kapellanei nicht gestatteten. Und dann die Alles heilende Zeit mit ihrer weichen Hand!

Und doch blieb der stille Gang unter den Ulmen an den Rebenhügeln, oder längs dem Bach im Schatten der hangenden Weiden, mein Lieblingsgang. Da waren sie so oft gegangen, die Guten! und ich mit ihnen. Und es gehörte zu meinen Feststunden, auf dem Hügel zu sitzen, einsam unter der breiten Eiche, im Kreise der jungen, wehenden Birken, wo zwei edle Wesen sich in Unschuld und heiliger Stimmung ihre Herzen offenbart hatten.

Ach, es ist doch viel Herrliches auf Erden! Zwar die Natur ist schön, aber noch schöner ist das menschliche Herz. Was ist das Todte neben dem Lebendigen! Der Mensch hat viel Böses ge-

than unterm Monde; aber darum ist die Menschheit nicht minder gut. Die Thaten, zumal die bösen, machen mehr Geräusch, als die Empfindungen der Andacht, der Liebe, der Freundschaft, der Großmuth und anderer Tugenden. Darum fallen sie mehr auf. Aber wahrlich, es sind wohl wenig Stellen des Erdbodens, die nicht durch einen göttlichen Lebensaugenblick irgend eines längstverschwundenen Sterblichen geheiligt worden wären. Ein Schlachtfeld voller Gebeine der Erschlagenen, es ist wohl ein großer Zeuge menschlicher Verderbtheit. Und doch, in den Tausenden, die da auf Tod und Leben stritten, wie viel göttliche Gesinnungen und große Gedanken lebten in ihnen, ehe sie in den Tod gingen! Der Mensch sah nur Mord und Grausamkeit; Gott aber zugleich in Allen die stillen, großen, ernsten Gemüthsbewegungen, die zärtlichen Erinnerungen an Aeltern, Geschwister, Gattinnen, Freunde, die feierliche Weihe zur Ewigkeit im Gebet.

Doch ich soll hier ja nur Geschichte schreiben.

Erst am Ende des Jahrs, da meine Freunde mich verlassen hatten, empfing ich wieder eine Nachricht. Sie kam von Lasalle. Ich erkannte seine Hand schon an der Aufschrift des Briefes.

Ich zitterte von Unruhe und Vergnügen, da ich das Siegel lös'te. Hier ist der ganze Brief:

Mein lieber Kapellan!

Ihr ehemaliger Lasalle hat Sie nicht vergessen. Sie bleiben ihm theuer. Darum sende ich Ihnen diese Zeilen, und, nehmen Sie es mir nicht übel, eingeschlossen einen Wechsel von hundert Louisd'or. Ich weiß, Sie machen sich zwar nicht viel aus dem Gelde; aber ich weiß auch, daß Sie bei Ihrer geringen Pfründe wenig erübrigen können, um den wohlthätigen Neigungen Ihres Herzens zu folgen. Ich bin Ihnen für Ihre gastfreundliche Aufnahme und Behandlung viel mehr schuldig, als das. Es soll auch nicht dabei bleiben, sobald ich nur durch Ihre Antwort weiß, daß Sie noch im Reich der Lebendigen sind.

Julie — ich schreibe das Wort nicht ohne einen Seufzer — und ihr Vater sind vielleicht nicht mehr bei Ihnen. Wären sie es: so helfen Sie ihnen mit einem Theil, oder, wenn Sie wollen, mit Allem, was ich Ihnen schicke. Ich werde Sie wieder dafür entschädigen. Nur schreiben Sie mir mit umgehender Post über Basel. Und ist Doktor Buzet nicht mehr bei Ihnen, so melden Sie mir doch, wo er sich mit seiner Tochter aufhält und in welchen Umständen die lieben Leute leben.

Ich selbst bin glücklich auf meinen Gütern angekommen. Vieles fand ich zerstört, aber doch das Meiste durch den Muth meines alten Oheims erhalten. Er ist nie ausgewandert. Ich selbst bin zwar noch nicht von der Liste der Ausgewanderten vollkommen ausgestrichen, habe aber alle Hoffnung dazu, besonders da ich beweisen kann, daß ich nicht mit den Königlichgesinnten Frankreich verließ, auch nicht des Königs willen, sondern weil ich mich in unserm Departement den Gräueln der Robespierristen und Maratisten zu unbesonnen widersetzt hatte. Ich war, als ehemaliger Adelicher, von den Schreckensmännern verhaftet und nach Lyon geschleppt worden. Ich entkam Nach den Hosenlosen und mit vieler Gefahr in die Schweiz. Mein alter Oheim, klüger als ich, spielte die Rolle der Freiheitsmänner mit, so gut er konnte, ungeachtet kein eifriger Anhänger des Königthums in Frankreich sein kann, als er. Aber seine Wohlthätigkeit gegen die ganze Nachbarschaft, noch mehr sein graues Haar, seine Kränklichkeit, die ihn von allem Umgang mit der Welt entfernte, retteten ihn. Er hatte das Glück, vergessen zu sein. Sieyes und Barthelemi sind persönliche Freunde meines Oheims; durch sie hoffe ich meine Sicherheit im Vaterlande wieder zu gewinnen.

Meine ganze Familie empfing mich mit unbe-

schreiblicher Freude, wie einen Geliebten, der wieder vom Tode erstanden ist. Mein Oheim hat mich nun zum Erben seines ganzen Vermögens eingesetzt, welches mit den Ueberbleibseln des meinigen ein ansehnliches beträgt. Bald wird es auch kein Verbrechen mehr heißen, reich zu sein. Man machte auch sogleich Anstalt, mich mit einer jungen Gräfin von Lesingnan zu vermählen, die freilich jetzt nur Bürgerin heißt. Allein ich werde mich nie vermählen, da die Verhältnisse meines Hauses und meines Standes mir versagten, der Einzigen, die ich liebte, die Hand vor dem Altar zu reichen. Zum Glück fanden sich auch von Seiten der Lesignans Schwierigkeiten, die, ungeachtet ihre Glücksumstände sehr zerrüttet sein mögen, es für Mißheirath halten, ihre Tochter einem Manne zu geben, dessen Adelsbrief kaum ein Jahrhundert alt ist.

Meine Familie ist deswegen tödtlich entzweit mit den Lesignans, und nur um so erpichter, sich durch mich mit einem der ältesten Geschlechter des Königreichs zu verbinden. Sie wird viel Hindernisse finden, da man weiß, daß unser Stammvater ein reichgewordener Generalpächter war, der sich seinen Adel mit Geld kaufte. Mir ist das um so lieber; ich werde der Anfechtungen um so weniger haben. Jetzt werden Sie begreifen, warum ich dem höchsten meiner Wünsche Feind sein und

mir selber die Hoffnung auf Juliens Besitz versagen mußte. Ich konnte sie nie zur Meinigen machen, ohne mich auf ewig von meiner Familie zu trennen. Wie hätte ich es wagen dürfen, meiner guten betagten Mutter die Tochter eines Arztes oder Wundarztes ins Haus zu führen!

Verschweigen Sie Julien sowohl meinen wahren Namen, als den übrigen Inhalt dieses Briefes. Aber vom Geldwechsel geben Sie ihr, und sagen Sie ihr, daß es von dem komme, der sie ewig verehren werde als die Liebenswürdigste und Edelste ihres Geschlechts.

Leben Sie wohl. Ich brenne vor Ungeduld, einen Brief von meinem lieben Kaplan zu sehen. Machen Sie die Zuschrift an mich: Au citoyen François Chamfort à Montbrison No. 167. Von da wird mir der Brief richtig zukommen. Der wahre Name Ihres Freundes ist

Karl de Foy.

Montbrison, 19. Oktober 1795.

Der Brief gab mir zu mancherlei Betrachtungen Stoff, die mich am Ende sehr unzufrieden liessen, und selbst dem großen Geschenke, welches beigefügt war, beinahe allen Werth raubten. Gute, liebenswürdige Julie, dachte ich, sei zufrieden, daß du nicht seine Gemahlin wurdest. Denn mit

den Jahren würden die Täuschungen seiner Leidenschaft verflogen, aber seine adelichen Vorurtheile geblieben sein! Am Ende hättest du keinen Engelskopf mehr gehabt, sondern den Kopf einer Grisette, und aus der Göttin wäre eine Bürgerliche, aus der Verbindung mit dem Meisterstück der Natur eine Mißheirath geworden.

Es that mir recht Leid um Lasalle oder vielmehr um den Herrn von Foy, und doppelt leid. Einmal, daß er das reinste Lebensglück seinem Vorurtheil zum Opfer brachte; dann, daß gerade Er es brachte, der gegen Herrn Buzet auf meinem Zimmer so freisinnig über die Ursachen der französischen Staatsumwälzung und über den großen, langen Krieg des Lichts und der Finsterniß gesprochen hatte. Es ist nur allzugewiß, daß auch die aufgeklärtesten Männer des Jahrhunderts nie ganz rein von den Thorheiten und Vorurtheilen ihres Zeitalters sein können, und daß sie immer mehr oder weniger vom Dampf oder Ruß der heiligen Flamme geschwärzt sind, deren Licht sie preisen.

Da bekriegen und guillotiniren und würgen sich die Leute einander vom Rhein bis zum Tajo und vom Oby bis zum Rhein, um einander ihre Wahrheiten und Irrthümer aufzudringen. Und es sind wohl noch nicht so viele Menschen für

Recht und Wahrheit in den Tod gegangen, als schon das Vorurtheil Märtirer zählte.

Arme Julie, deine Leibes- und Seelenschönheit, dein adeliches, reines Herz galt also nicht, weil Herr von Foy einen Großvater hatte, der als Generalpächter das Land aussog, und dann sich für das dem Volk abgequälte Geld vom allergnädigsten König dieses Volks adeln ließ.

Ich wundere mich gar nicht, wenn in Frankreich, wenn aller Orten der Vertilgungskrieg mit unversöhnlichem Grimm geführt wird. Solche Menschen werden durch keine Erfahrungen, durch keine Weltgeschichte gewitzigt. Die Revolution, hat man gesagt, wird ihren Gang um die ganze Erde machen. Ich zweifle nicht mehr daran. Das Natürliche und Unnatürliche, der gesunde Menschenverstand und das Vorurtheil können keinen Frieden schliessen. Und wo in einem Hause oder in einem Staate Schooskinder und Stiefkinder beisammen wohnen, wie mag man sich da jemals vertragen? Soll ich's den selbstsüchtigen Schooskindern verargen, wenn sie ihren Vortheil nicht fahren lassen wollen? Sie sprechen von Vermächtnissen, Verträgen und ererbten Rechten. Soll ich's den Stiefkindern verargen, wenn sie sagen: Wir sind von Natur so viel als ihr, und fordern gleiche Rechte. Gott gab sie uns, aber der Menschen Habsucht verstieß uns daraus?

Das Alles schrieb ich nun freilich dem Herrn von Foy nicht nach Monbrison. Ich wollte ihm nicht wehe thun. Aber doch konnte ich mich nicht enthalten, ihm zu sagen, daß ich von ihm nicht erwartet hätte, daß er blos aus Rücksicht auf den Adel seines Hauses bewogen worden wäre, jeder Hoffnung auf Julien zu entsagen, und seinem Herzen so grausame Gewalt anzuthun. Ich hätte in der That vermuthet, daß ihn höhere Gelübde fesselten, und er vielleicht geistlichen Standes wäre.

Ich erhielt eine Antwort, die mich noch irrer machte, als sein erster Brief. „Die meisten bürgerlichen Verfassungen unsers Zeitalters“, schrieb er, „beruhen mehr oder weniger auf angeerbten Vorurtheilen. Darum werden diese Verfassungen alle mit der Folge der Zeit untergehen müssen, entweder durch gewaltsame Umwälzungen, oder durch allmäliges Verbessern von Seiten weiser Fürsten, die mit den Begriffen des Zeitalters fortschreiten. Aber der Einzelne kann sich der Macht des Ganzen nicht widersetzen. Er muß den Vorurtheilen gehorchen, nicht weil sie dies sind, sondern weil sie bürgerliche Ordnungen sind, so schlecht sie auch sein mögen. Meine Familie will ihr Vorrecht des Adels weder umkommen noch zweideutig werden lassen, in einem Kampf, der gegenwärtig geführt wird, aber noch lange nicht entschieden

ist. Und eben darum, weil unser Adel nicht zum ältesten gehört, ist unser Haus um so eifersüchtiger auf dessen Reinheit. Verzeihen Sie also dem, was Sie Vorurtheil nennen. Und ist denn das ehelose Leben der Geistlichen weniger Vorurtheil? Streitet es weniger gegen die Ordnungen der Natur und göttlichen Einrichtungen? Sind Sie, lieber Kaplan, indem Sie ein Vorurtheil bekriegten, nicht mit den Waffen eines andern Vorurtheils in's Feld gezogen?"

Ich drehte den Brief her und hin, und möchte nicht alles sagen, was ich dachte. Doch antwortete ich ihm darauf, so gut ich konnte, erhielt aber keine Antwort.

Nun vergingen Jahr und Tag, und alle Nachrichten von meinen lieben Leuten in Frankreich blieben aus. Die Geschichte war also für mich zu Ende. Gern hätte ich noch der armen Julie Schicksal erfahren. Ich gab alle Hoffnung dazu auf und betrachtete die Erscheinung der Ausgewanderten als ein angenehmes Zwischenspiel in den einfachen Begebenheiten meines Lebens. Aber ganz unvermuthet trat eines Tages Lasalle, wie er leibte und lebte, in meine Pfarrwohnung. Ich war ganz ausser mir vor Erstaunen und Freude, und flog mit großer Rührung an seine Brust.

„Ich sollte mich wohl eigentlich nicht freuen, Sie bei mir zu sehen," sagte ich, „aber ich kann nun nicht anders."

„Freuen Sie sich immerhin, lieber Pfarrer," sagte er, „denn ich freue mich ja auch, Sie wieder zu sehen. Darf ich in meinem Vaterlande nicht mehr mit Sicherheit wohnen, so suche ich nun das Fleckchen Erde auf, wo ich die allersüßesten Stunden meines Lebens genossen; die Stellen, welche Juliens Fußtritt geheiligt hat.

„Also doch wieder ausgewandert?"

„Allerdings, und gewiß nicht freiwillig. Ich habe nicht erlangen können, von der Liste der geächteten Auswanderer gestrichen zu werden. Immer unter angenommenem Namen, nie lange an einem Orte, konnte ich bisher in Frankreich leben. Barthelemi machte uns große Hoffnungen. Aber auch er ist nun von den Jakobinern gestürzt, aus dem Vollziehungsdirektorium vertrieben, und schmachtet jetzt in den Wüsten von Cayenne. Sobald er verhaftet ward, war auch ich verrathen, weil unter seinen Papieren bedeutende Sachen von mir liegen. Ich hatte das Meinige versucht, dem unglücklichen Lande innern Frieden schaffen zu helfen; und dieser ist nur möglich durch freie Verfassung, verknüpft mit einem rechtmäßigen Königthum."

„Wohl denn, lieber Lasalle oder Herr von

Foy," rief ich, „sein Sie willkommen in unsern Friedenshütten! Sie sollen . . ."

„Lassen Sie mich Ihren Lasalle bleiben."

„Auch gut!" sagte ich, und sprang zu meinem Schreibpult, und zog einen Kapitalbrief von tausend Gulden hervor, worin ich seinen mir geschenkten Wechsel verwandelt hatte: „Ganz arm sind Sie nicht. Sehen Sie hier Ihre hundert Louisd'or!"

Er lehnte sie ab. „Ich bin nicht so dürftig als das erstemal aus dem Lande gegangen, mein lieber Pfarrer. Was sich in Geld verwandeln ließ, nach dem Tode meiner Mutter, ward in Geld und Wechsel verwandelt. Mein guter Oheim gab dazu seinen redlichen Theil, weil am Ende doch vorauszusehen ist, daß, wenn er einmal stirbt, die Güter unsers Hauses von den Räubern in Nationalgut verwandelt werden. Gegen Mangel bin ich geborgen. Ich habe wohl auch noch einigen Ueberfluß, wovon ich mittheilen kann. — Steht das kleine Gartenhaus noch am Fuße der Weinberge, wo ehemals Buzet wohnte?"

„Freilich steht es noch, und immer für Sie offen, wenn Sie es wollen. Der Eigenthümer wird es Ihnen gern vermiethen. Sie sind noch immer im Städtchen allen Leuten lieb. Aber warum wollen Sie nicht lieber eine bequemere Wohnung in der Stadt?"

„Ach lieber Pfarrer, wo mir am wohlsten ist, da finde ich es am bequemsten. Kommen Sie, ich will da meine Einsiedlerklause einrichten. Bringen wir die Sache sogleich ins Reine."

Es geschah. Lasalle hatte einen alten, treuen Diener seines Hauses mit sich aus Frankreich gebracht. Er nahm aus der Stadt noch eine Köchin dazu, seine kleine Haushaltung zu besorgen. Im Gartenhause mußten dieselben Stühle, Tische, Betten und andern Geräthe wieder hergestellt werden, die daselbst während Juliens Aufenthalt gewesen waren. Alles mußte wieder auf der nämlichen Stelle stehen; alles sein, wie ehemals. Er selbst ging nicht eher hinaus, bis die Einrichtung vollendet war: und zwar ich mußte sie machen. „Ich möchte mich", sagte er, „so tief, als möglich, in Täuschungen einwiegen."

Als wir nun das erstemal hinausgingen, und er in der Ferne die hohen Ulmen sah, hub er an bitterlich zu weinen. „Sie stehen noch," sagte er, „aber Julie wandelt nicht mehr im Schatten derselben!"

Da wir in das Haus traten, ward er noch bewegter. Er warf sich schluchzend auf das Bett und rief: „Da bin ich nun wieder, aber elender, denn vorher!" — Ich entfernte mich, ihn unge-

stört den Schmerzen seiner Empfindungen zu überlassen. Als ich nach einer halben Stunde wieder zu ihm kam, sagte er lächelnd: „Sie haben alles vortrefflich gemacht; nur dies hier war nicht der Stuhl, auf welchem sie am Fenster zu sitzen pflegte, sondern dort jener war's!“

Julie ward nun natürlich der Gegenstand des Gesprächs. Lasalle hatte bisher immer auffallend gemieden, von ihr zu reden, und ich, sobald ich dies wahrnahm, nach ihr zu fragen. Jetzt aber schien das Reden von ihr zur Weihe der neuen Wohnung zu gehören.

„Haben Sie in Frankreich niemals wieder von ihr gehört?“ fragte ich.

„Ich habe sie gesprochen, als ich in Paris war,“ sagte er, „und da sind wir auch auf immer von einander geschieden. Ein Zufall führte mich in der Straße Richelieu an einem Hotel vorüber, wo zwei Frauenzimmer aus einem Fiacre abstiegen. Ich achtete derselben kaum. „Lasalle!“ rief eine weiche Stimme, deren wohlbekannter Klang mir durch alle Nerven fuhr. Ich sah mich um, und erkannte Julien. Ich eilte zu ihr. Sie winkte mir mit den Augen Mäßigung in Gegenwart ihrer Begleiterin, der sie mich als einen alten Bekannten aus Deutschland vorstellte, der ihr während der Auswanderung viele Dienste geleistet. Sie lud mich ein, ihr zu folgen. Ich ward in ein

Zimmer geführt, wo mich die Frauenzimmer einige Augenblicke allein liessen. Nachher kam Julien einzig. Ich flog ihr entgegen, bedeckte mit glühenden Küssen ihre schöne Hand. Ich hatte nicht nöthig, ihr das Entzücken des unerwarteten Wiedersehens zu schildern."

„„Und was führt Sie nach Paris, lieber Lasalle?" fragte sie mich.

„„Die Hoffnung, von der Liste der Ausgewanderten gestrichen zu werden. Uebrigens bitte ich Sie, mich nicht Lasalle, sondern Franz Chamfort zu nennen; denn so heiße ich, bis ich mit meinem wahren Namen, als Herr von Foy, wieder auftreten und Herr meiner väterlichen Güter sein darf."

„„Sie sind ein Herr von Foy?" sagte sie erröthend. „Nun Vertrauen um Vertrauen: ich heiße zwar hier noch Bürgerin Buzet; aber ich bin die Gräfin von Montmorency, und jetzt beschäftigt, Nachrichten von meinen Verwandten und den Gütern unsers Hauses einzuziehen. Von letztern ist wenig zu hoffen, und von erstern höre ich widersprechende Sagen. Die Gräfin d'Estain, die Sie vorbin bei mir sahen, nimmt sich meiner mütterlich an. Der alte Buzet, welcher in Deutschland als mein Vater galt, ist vor einigen Monaten gestorben. Ich bedaure den Verlust dieses vortrefflichen Mannes, der viele Jahre

Hausarzt und Freund meines verstorbenen Vaters war.“

„Ich hörte ihre Erzählung mit froher Bestürzung an. Sie sprach mit einer Offenheit über die Angelegenheiten ihres Hauses, die mir bewies, wie tief ihr Vertrauen zu mir war. Ich hörte, daß ihre Familie in sich selbst entzweit, und derjenige Zweig ihres Geschlechts, dem sie angehörte, in Rußland oder Amerika sei, oder in England. Ihr Vetter und Vormund hatte sie im Jahr 1792 aus Frankreich mit sich geführt, da sie kaum ein Alter von vierzehn Jahren hatte. Als er sich nachher auf Befehl des Grafen von Provence zur königlichen Armee unter dem Befehl des Prinzen Condé begab, überließ er sie ihrer Hofmeisterin Frau von St. Paul und dem redlichen Buzet. Aber Gram tödtete die Frau von St. Paul nach einem Jahre schon, und eine feindliche Kugel am Rhein den Vormund. Die Gelder hörten auf zu fliessen. Buzet, unfähig den bisher gewohnten Aufwand zu bestreiten, rieth, die deutsche Fürstenstadt, in der sie bisher gelebt hatten, zu verlassen, und in irgend einem Dorfe oder Landstädtchen unter bürgerlichem Namen in der möglichsten Einschränkung ihrer Bedürfnisse eine bessere Wendung des Schicksals abzuwarten. Inzwischen unterhielt Buzet einen Briefwechsel mit den Bekannten in Frankreich. Durch Vermitte-

lung der Gräfin d'Estain wurden für Julien, nach dem Sturz der Robespierreschen Rotte, Gelder in Basel angewiesen, um ihre Rückkehr aus dem Elende ins Vaterland möglich zu machen. So reis'te Buzet mit seiner Pflegetochter zurück. Ihr Schicksal war bei dem allen noch sehr unentschieden. Die Gräfin d'Estain rieth zu einer Vermählung Juliens mit dem Sohn eines der ersten Häuser Frankreichs, der den größten Theil seines ansehnlichen Vermögens dadurch gerettet hatte, daß er gleich dem ehemaligen Herzog von Orleans die Jakobinerkappe getragen und sich allen Ausschweifungen eines sittenlosen Revolutionsmannes überlassen hatte. Dieser Bürger Dubellai dachte sehr ernstlich an eine Verbindung mit Julien; er belagerte sie mit seinen Liebesbetheurungen, und hatte ihr schon tausendmal geschworen, er würde sich das Leben nehmen, wenn sie ihm nicht ihre Hand gäbe.

„„Aber", setzte Julie hinzu und heftete einen durchdringen Blck auf mich, „dieser Wüstling, wäre er auch kein Wüstling, wäre er auch reicher und von einer Familie, älter als die meinige, er wird nie mein Gemahl. Ich werde mich nie vermählen, wenigstens nicht ohne Einwilligung meiner nächsten Verwandtschaft."

„„Theure Gräfin", rief ich, „wollen Sie mein Todesurtheil sprechen? Ich liebte Sie als Julie

Buzet; ich kann nicht aufhören, Sie als eine Montmorency zu lieben."

„Guter Lasalle," sagte sie mit thränenfeuchten Augen, „es steht im Buche des Verhängnisses geschrieben, daß wir nicht glücklich sein sollen. Trösten Sie sich. Sie selbst, als Mann, hätten nicht wagen dürfen, die bürgerliche Julie Buzet in Ihre Familie einzuführen. Wie dürfte ich, als ein abhängiges, schwaches Mädchen, es wagen, ohne Einwilligung der Blutsverwandten, das Glied eines fremden Stammes mit den Zweigen von Montmorency zu verbinden? Sie sehen die Unmöglichkeit ein. Aber — ich werde unvermählt sterben. Erinnern Sie sich noch der deutschen Eiche auf dem Hügel? — Da that ich dem Himmel das Gelübde. Und damit Sie mein künftiges Schicksal wissen: ich gehe in ein Kloster, mir gleichviel, in welchem Lande, in welcher Weltgegend es sei. Einleitungen sind dazu getroffen. Aber um Alles in der Welt darf die Gräfin d'Estain nicht davon wissen."

So sprach Julie, und alle meine Bitten, Beschwörungen, Thränen änderten in ihrem Sinn nichts. Ich sah sie nach diesem noch einigemal.

Das letztemal nahm ich jenen Kranz mit mir, den sie dort oben auf dem Eichenhügel gewunden und den ich, kunstvoll mit seinen welken Blättern auf seidene Unterlage befestigt, immerdar als ein

Kleinod mit mir führte. O, sie erkannte ihn gleich, als ich ihn vorzog und bittend fragte: Julie, wollen Sie mich nicht erhören? Sie warf sich laut schluchzend wieder, wie damals, an meine Brust, nannte mich mit den zärtlichsten Namen, und bat mich, sie lieber zu tödten, als ferner mit meinen Bitten zu quälen. Sie blieb unerschütterlich. So schieden wir. Ich sah sie nicht wieder; denn ich erhielt den Wink, Paris zu meiden, und mußte in Eil gehorchen. Ich schrieb ihr von Montbrison aus. Mein Brief kam unerbrochen zurück. Ich schrieb einigen Freunden nach Paris, Erkundigungen von ihr einzuziehen; niemand entdeckte eine Spur von ihr. Ich vermuthe, sie ist durch einen geistlichen Verwandten ihres Hauses in ein spanisches Grenzkloster gebracht, und damit ihr heißester Wunsch erfüllt worden.

Auch Lasalle lebte von nun an ein wahrhaft klösterliches Leben, ohne allen Umgang. Nur ich allein hatte Erlaubniß, ihn zu besuchen. Immer fand ich ihn entweder eingeschlossen bei seinen Büchern, deren er eine kostbare und ausgewählte Sammlung mitgebracht hatte, oder auf den Spaziergängen, die er ehemals mit Julien gesehen hatte. Der merkwürdige Kranz war das einzige Ziergeräth seines Zimmers unter Glas und Rah-

men. — Alle Woche gab er mir ein Gewisses an Geld, es unter die bedürftigsten Hausarmen zu vertheilen, ohne daß jedoch jemals seines Namens Erwähnung gethan werden durfte. Auch wo sonst zu helfen war, mußte ich es ihm jedesmal anzeigen; und er steuerte beträchtliche Summen. Von einigen armen, aber tugendhaften Bürgertöchtern des Städtchens übernahm er die völlige Ausstattung. Immer kam die Hilfe so, daß niemand den Geber errathen konnte, wenigstens nicht mit Zuverlässigkeit; gewöhnlich in Briefen, die aus Städten der Nachbarschaft mit der Post gesandt werden mußten. Und doch gerieth bald jeder auf die Vermuthung, Lasalle und kein anderer müsse der reiche Geber sein. Denn erst seit er wieder am Weinberg wohnte, zeigte sich der unsichtbare Wohlthäter.

Eines Morgens — ich war kaum vom Bette aufgestanden — kam athemlos sein Bedienter zu mir gesprungen, mit Bitte, ohne Verzug zu seinem Herrn zu eilen, der mich verlange. Der Bediente ließ sich nicht einmal Zeit, mir zu antworten, als ich um die Ursache fragte. Er rief mir nur noch im Fortlaufen zurück, es sei ein Unglück begegnet; er müsse den Arzt in der Geschwindigkeit herbeiholen.

Ich zitterte vom Schrecken an allen Gliedern. Schon seit einigen Wochen hatte ich bemerkt, daß Lasalle's Schwermuth zunehme. Ich fürchtete das

Traurigste. In Eil kleidete ich mich an und ging. Aber ich war wie gelähmt.

Mit Schaudern trat ich in sein Haus. Es herrschte Todtenstille. Beim Knarren der Hausthür trat mir die Köchin entgegen, und deutete mir, leise zu sein. — „Lebt er noch?“ fragte ich. Sie zeigte mit dem Finger auf seine Stubenthür. Ich öffnete diese ganz leise, und trat in's Zimmer. Aber man denke sich mein Erstaunen. Da saß Lasalle, und neben ihm, an seine Brust gedrückt, sehr bleich, Julie. Sie trank ein Glas Wasser; seine Hand unterstützte die ihrige, mit der sie zitternd das Glas hielt. Als sie mich erkannte, verzog sich ihre Miene in ein mattes Lächeln. Lasalle sah mich nicht an. Seine Augen hingen nur an Juliens Gesicht. In dem gleichen Augenblick kam auch der Stadtarzt.

„Sie ist wieder genesen!“ sagte Lasalle, „aber eine halbe Stunde lang lag sie wie eine Leiche.“

Der Arzt traf seine Verordnungen, die sehr einfach waren, da Juliens Zustand nur die Wirkung einer heftigen Gemüthsbewegung gewesen. Auch Lasalle befand sich noch in etwas fieberhaftem Zustande. Er war nach seiner Gewohnheit mit Tagesanbruch ausgegangen, und nach seiner Heimkunft mit dem Buche in der Hand hinter dem Gartenhause auf dem Bänkchen am Brunnen gesessen, als die Gräfin in leichten Reisekleidern lang-

sam um das Haus kam, plötzlich vor ihm stand, und mit einem durchdringenden Schrei zu Boden fiel. Sobald der Arzt bemerkte, daß hier keine Gefahr sei, verhieß er die Arznei auf der Stelle zu senden, die man im Thee zum Frühstück nehmen solle. Er ging, und schickte bald eine Flasche alten, rothen Burgunderweins.

Die Gräfin hatte sich inzwischen erholt. Ihre erste Frage war: „Aber, Lasalle, wie kommen Sie hierher?“ Eben so fragte Lasalle. Eins bezeugte dem andern seine Ueberraschung, und beide konnten sich lange nicht von der Wirklichkeit des Wiedersehens, und daß das mehr als Traum sei, überreden.

Ich konnte endlich aus den Fragen, Antworten, Wiederholungen, Gegenfragen und Ergänzungen folgenden Zusammenhang finden.

Julie war zu Paris fest entschlossen, in ein Kloster zu gehen. Sie hatte der Gräfin d'Estain diesen Vorsatz geheim gehalten, bis sie ihn vollziehen konnte. Inzwischen hatte Dubellay seine Werbung um Juliens Hand fortgesetzt, und die Gräfin d'Estain sich eine mehr als freundschaftliche Gewalt über die verlassene und verwaisete Tochter des Hauses Montmorency angemaßt. Julie, die fast nur abhängig von der Gnade der Gräfin lebte, hatte bei dieser böse Tage. Die Gräfin d'Estain selbst scheint von Dubellay's Geschenken bestochen

gewesen zu sein, und ihm Juliens Besitz zugesichert zu haben. Zum Glück nahm sich ein Verwandter Juliens, der Bischof, ihrer zur rechten Zeit an; er lud diese ein, ihn zu besuchen, und sandte ihr seinen Reisewagen mit seinen Bedienten, sie abzuholen. Die Gräfin d'Estain konnte nicht wohl dagegen sein. Sie argwohnte um so weniger Juliens und des Bischofs eigentliche Absicht, da jene in Rücksicht Dubellay's nachgiebiger geworden zu sein schien, und nur noch den Rath des Bischofs hören, in wenigen Wochen wieder nach Paris zurückkommen und bei der Gräfin absteigen wollte, weil sie keine andere Zufluchtstätte hatte.

Julie fand an dem Bischof einen würdigen Greis. Aber schon den zweiten Tag nach ihrer Ankunft ward derselbe von treuen Freunden ermahnt, sich zu flüchten, weil man Winke hatte, er werde nach Cayenne deportirt werden. Daß er mit einer zu Paris verurtheilten königlichen Faktion in verdächtigem Briefwechsel gestanden, war sein Verbrechen. Der alte Bischof, stolz und standhaft, seiner Unschuld gewiß, wollte seinen Kirchsprengel nicht verlassen, und sich lieber durch ungerechten Machtspruch verdammen lassen, als durch Flucht den Schein eines Missethäters annehmen. Um aber Julien nicht in sein Verderben zu ziehen, und weil er wegen ihrer Aufnahme in einem spa-

nischen Kloster Schwierigkeiten gefunden, die nur durch weitläufigen Briefwechsel beseitigt werden konnten, gab er ihr hinlängliche Mittel, um mit Bequemlichkeit die Reise nach England zu den nächsten Verwandten ihres Hauses machen zu können, falls sie nicht zur Gräfin d'Estain nach Paris zurückkehren wollte. — Zwei Tage nach diesem ward der Bischof verhaftet, und Alles, was mit ihm in unmittelbaren Verhältnissen gelebt hatte. Auch Julie. Sie wurde inzwischen mit vieler Schonung behandelt, nach kurzer Zeit wieder frei gelassen, und erhielt endlich selbst einen Paß, um mit einer Kammerfrau und einem Bedienten in die Schweiz zu reisen. So verließ sie ihr Vaterland zum andernmal. Von der Schweiz nahm sie ihren Weg nach Hamburg. Es kostete sie nur einen Umweg von zwei Tagereisen, um die Gegend nach einmal zu besuchen, in welcher sie so manches Jahr als Julie Buzet gelebt hatte. Sie konnte der Sehnsucht sich nicht erwehren. Abends kam sie in unserm Städtchen an. Des andern Morgens wollte sie, unerkannt, einsam, in aller Frühe die Stätten besuchen, die ihr durch viele daran geknüpfte Erinnerungen heilige Oerter geworden waren; dann wieder abreisen.

So ging sie gegen das Gartenhaus, welches sie leer glaubte. Um ihr Dasein zu verhehlen, hatte sie Sorge getragen, selbst den Leuten im

Wirthshause nur mit verschleiertem Gesicht zu erscheinen, und keine Frage zu thun, durch die sie sich hätte verrathen können. — Vom Gartenhause wollte sie den Weg zu den Ulmen und zum Eichenhügel einschlagen. Beim Anblick ihrer ehemaligen Wohnung erwachte die ganze Vergangenheit. Noch schien ihr der alte getreue Buzet zu leben; noch, als wenn Lasalle kommen müsse, sie in ihrer Einsamkeit zu besuchen. Und in diesem Augenblick sah sie Lasalle'n auf der Bank, wo sie auszuruhen beschlossen hatte. Ihr Bewußtsein verflog.

Wir begleiteten die schöne Gräfin in das Wirthshaus der Stadt zurück, wo sie ihre Leute über ihr langes Ausbleiben zu beruhigen hatte. Zugleich bemerkten wir mit Vergnügen, daß sie Verfügungen traf, statt sogleich wieder abzureisen, noch einige Tage zu verweilen.

Ich würde unrecht thun, diese Geschichte unnütz zu verlängern. Der Zufall hatte wohlthätig gespielt. Lasalle begleitete von nun an Julien, wie ihr Schatten; und sie, die ohne Freund, ohne Verwandte, ohne Beschützer dastand, reichte dem Geliebten, welchem sie ihr Herz nicht mehr entziehen konnte, auch zur ewigen Verbindung die Hand. Ich hatte das Vergnügen, vor dem Altar meiner Kirche die Ehe eines Paares einzusegnen, welches seit so vielen Jahren meine innigste Theil-

nahme gefesselt hatte. Einige Tage nach ihrer Vermählung reiseten Beide, weil es Julie wünschte, nach Hamburg und England. Vor zwei Jahren erhielt ich von Lasalle einen Brief aus Amerika, wohin er sich mit seiner Gemahlin begeben, um den Vorurtheilen, Unruhen, Kriegen und Staatsumwälzungen fremd zu bleiben, die noch ferner die Ruhe unsers Welttheils stören sollten.

Nachricht
an
die verehrten Subskribenten
für die
ausgewählten Schriften
von
Heinrich Zschokke.

Die zahlreichen Freunde des Herrn Verfassers haben diese Auswahl seiner Schriften so ungemein günstig aufgenommen, daß es pflichtgemäß ist, auch für die Vervollständigung derselben auf mögliche Weise bedacht zu sein. Demnach sollen nun auch die neuesten Erscheinungen des beliebten Schriftstellers im gleichen Taschen-Format herauskommen, und in der Reihenfolge der Bände den 25. bis 28. Theil ausmachen, und zwar folgenden Inhalts:

XXV. Theil. Der Flüchtling im Jura. — Der Freihof von Aarau, erster Theil.

XXVI. Theil. Fortsetzung desselben.

XXVII. Theil. Beschluß desselben. — Addrich im Moos, erster Theil.

XXVIII. Theil. Addrich im Moos, zweiter Theil.

Von diesem neuesten Geistesprodukte des Herrn Verfassers, das, so wie den Freihof,

manche seiner Freunde den historischen Gemälden des heute so viel gelesenen Walter Scott an die Seite stellen wollen, ist bereits im Jahrgang 1825 der Erheiterungen ein Abschnitt gedruckt erschienen, der Fortsetzung und Beschluß lebhaft wünschen ließ. Dieses interessante Zeitgemälde wird nun aber vollendet im 28. Theil der ausgewählten Schriften erscheinen, und somit auch das Neueste in diesem Band enthalten sein. Alle künftige Erscheinungen aus der Feder des Herrn Herausgebers werden dann ebenfalls in diese Sammlung fernerhin aufgenommen, so daß solche von stetem Werthe bleibt.

Es haben wohl noch einige Freunde den Wunsch geäussert, daß die Uebersetzung der Molierëschen Lustspiele auch in diese Sammlung aufgenommen werde: allein da solche nur als Versuch einer Uebersetzung zu betrachten sind, und der Herr Herausgeber selbst auf seine eigenen dramatischen Versuche keinen Werth mehr legen will, so bleibt zur Vermeidung der größern Bändezahl die Aufnahme seiner Schauspiele vor der Hand noch ausgeschlossen. Sollte es jedoch in den vereinten Wünschen sämmtlicher resp. Subskribenten liegen, sowohl das Theater in mehrern Bänden, als auch die beiden historischen Werke über Baiern und Graubünden noch in diese Sammlung aufgenommen zu sehen, so wird der Verleger dafür in der Folge ebenfalls noch besorgt sein, und seiner Zeit die geeignete Anfrage an das Publikum halten.

Der Subkriptionspreis für diese eben angekündigten vier neuen Theile (25. bis 28.), welche

allen resp. Subskribenten auf das ganze Werk als Fortsetzung zugesendet werden, ist auf halbweißem Papier 4 Fr. 5 Bz. oder 3 fl. oder 2 thlr. sächs., und auf weißem Papier 6 Fr. oder 4 fl. oder 2 thlr. 15 gr. sächs.

Zur Berichtigung der Urtheile in Betreff der geringen Erhöhung der Preise für diese vier neuen Theile diene nur die kurze Bemerkung, daß durch die veranstaltete Erscheinung derselben mir nicht nur der ganze Vorrath von Exemplaren der Bilder aus der Schweiz, erster bis dritter Theil, sondern auch der im gleichen Format bereits schon fertig gedruckte erste Theil von Addrich im Moos völlig unbrauchbar wird, da die Käufer nun das Ganze in den vier neuen Supplementbänden zu den gesammelten Schriften erhalten.

Der Subkriptionstermin bleibt noch bis zur Vollendung des Drucks aller 28 Theile offen. Davon sind bereits 24 Theile abgeliefert; unter der Presse befindet sich dermalen schon der 26. Theil; es werden alsobald nach der Ostermesse 1826 sämmtliche 28 Theile vollständig abgeliefert; dann aber wird auch der Subskriptionpreis aufhören.

Staatl. Bibliothek Regensburg

Ankündigung

einer

wohlfeilen Taschen-Ausgabe

von den

Stunden der Andacht

zum Gebrauch

römisch-katholischer Christen.

Eilfte, zu diesem Behuf sorgfältig revidirte Original-Ausgabe.

In sechs Bänden à 4 fl. 30 kr. oder 3 thlr. sächsisch.

Es ward schon häufig der Wunsch ausgesprochen, daß auch eine Ausgabe für katholische Christen von diesem Werke veranstaltet werden möge, dessen Vortrefflichkeit zum Theil von seinen heftigsten Gegnern anerkannt wird. Aus diesem Beweggrunde erscheint nun eine solche Ausgabe, welche mit Sorgfalt geprüft, und in welcher alles vermieden worden ist, was den Christen der römisch-katholischen Kirche anstößig sein könnte, so daß von ihnen nun diese Ausgabe ohne Bedenken gelesen werden kann.

Es wird dieselbe in Format, Druck und Papier völlig ähnlich der gegenwärtigen Ankündigung sein, und man wird die gefällige Form dieser Taschenausgabe um so angenehmer finden, indem jedes einzelne Bändchen bequem in die Kirche oder auf einsamen Spaziergängen mitgenommen werden kann. Die beiden ersten Bändchen werden gleich nach der Ostermesse erscheinen, und das ganze Werk in sechs Bändchen soll bis zur künftigen Herbstmesse vollendet sein. Da man von der guten Aufnahme einer solchen schon längst erwarteten Ausgabe im Voraus versichert ist, so wird auch keine vorläufige Subskription dafür eröffnet, sondern es werden in sämmtlichen Buchhandlungen von ganz Deutschland, Oesterreich, den Niederlanden, dem Elsaß und der Schweiz Bestellungen darauf angenommen, und vollständige Exemplare von dieser Ausgabe um den wohlfeilen Preis von 4 fl. 30 kr. oder 3 thlr. sächsisch allenthalben zu haben sein.

Zu gleicher Zeit verbinden wir hiermit die Anzeige, daß selbst noch von der Hand des Herrn Herausgebers der Stunden der Andacht verschiedene zweckmäßig geordnete Auszüge unter nachstehenden Titeln erscheinen werden, von welchen jedes Bändchen in Taschenformat besonders abgetheilt, und in allen Buchhandlungen um den billigen Preis von 45 kr. oder 12 gr. sächsisch für jede Abtheilung ehestens zu haben sein wird. Wer demnach eine von diesen Abtheilungen besonders zu haben wünscht, beliebe die Bestellungen unter einem der folgenden Titel zu machen:

Festtags-Betrachtungen.
Vom Verfasser der Stunden der Andacht.

Die Andacht im Tempel.
Vom Verfasser der Stunden der Andacht.

Die Andacht im häuslichen Leben.
Vom Verfasser der Stunden der Andacht.

Die Lebensweisheit des Christen.
Vom Verfasser der Stunden der Andacht.

Erbauungsbuch für die erwachsene Jugend.
Vom Verfasser der Stunden der Andacht.

Die Werke Gottes in der Natur.
Vom Verfasser der Stunden der Andacht.

Der Hauptinhalt einer jeden dieser Abtheilung wird durch den besondern Titel genau angedeutet, und die Leser erhalten hiermit nichts anderes, als was von dem Verfasser der Stunden der Andacht selbst geschrieben worden ist. Wer sich befugt glaubt, in ein fremdes Werk, dessen Werth und Name allgemein bekannt ist, andere Gedanken und Stellen einzuschieben, begehet eine Pfuscherei und Verfälschung, wodurch die Käufer eines solchen Buches getäuscht werden. Und wer sich dargibt, etwas

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zschokke, Heinrich,

Heinrich Zschokke's ausgewählte Schriften

Bd.: 24

Aarau 1825

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.4412(24
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11091713-9